



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

## „People of Color als Freiwillige in internationalen Freiwilligendiensten“

Erfahrungen und Selbstwahrnehmung von Freiwilligen of Color im Rahmen eines  
*weltwärts*-Freiwilligendienstes im Globalen Süden

verfasst von / submitted by

Sophia Otto, B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna, 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag.a Dr.in Sabine Prokop



DANKE...

... für die Zeit und das Vertrauen an meine Interviewpartnerinnen Sandra, Emma und Amira.

... für die Ratschläge, die Unterstützung und Begleitung an meine Betreuerin  
Mag.a Dr.in Sabine Prokop.

... für die Hilfe beim Korrekturlesen an Anna und in besonderem Maße an meine Mutter.

... für die Unterstützung, die Geduld und das Verständnis in schwierigen Phasen  
an Philipp, meinen Eltern, meinen Bruder, Hedwig und Frank.

... für die vielen offenen Ohren, guten Ratschläge und aufmunternden Worte  
an Yolanda, Luce, Magdalena, Lissi, Vera und Julia.

## Vorwort

Vorweg möchte ich meine Verortung als Forscherin und meine persönliche Motivation für das gewählte Thema transparent machen. Aufgrund der „embodied nature of all vision [...]“ (Haraway 2008: 347) ist eine Verortung der eigenen Perspektive notwendig, um den Kontext der Wissensproduktion berücksichtigen zu können. Ein Unterlassen dieser Auseinandersetzung mit der eigenen Verortung kann dazu führen, dass sich der\*die Forschende der Verantwortung, die mit der Wissensproduktion einhergeht, verweigert und gewisse Machtstrukturen unreflektiert reproduziert. Die US-amerikanische Biologin, Wissenschaftsphilosophin und Literaturwissenschaftlerin Donna Haraway geht sogar noch einen Schritt weiter und behauptet, dass erst die Offenlegung des eigenen Standpunktes die Erzeugung rationalen Wissens ermöglicht. (Haraway 2008: 347-350)

Zu meinem sozio-kulturellen Hintergrund lässt sich sagen, dass ich als *weiße* deutsche Frau in Österreich lebe und studiere. Ich bin in einer mittelgroßen Stadt (rund 55.000 Einwohner\*innen) in Niedersachsen mit einem jüngeren Bruder bei getrennt lebenden Eltern (Studienrätin und Gerontologe) aufgewachsen. Der römisch-katholische Glaube hat in meiner Familie eine wichtige Rolle eingenommen. So habe ich nicht nur mein Abitur an einer Privatschule in franziskanischer Trägerschaft absolviert, sondern bin anschließend auch über einen katholischen Verein für einen Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) in ein deutschsprachiges Benediktinerkloster nach Jerusalem gegangen. Meine Werte, Normen, Weltvorstellungen, meine Lebensweise und mein Wissen sind von diesen Rahmenbedingungen maßgeblich geprägt. In meinem bisherigen Leben habe ich keine Diskriminierung aufgrund rassialisierter Identitätsmarker erfahren. Diskriminierung aufgrund meines Geschlechts ist mir vor allem während des Freiwilligendienstes im Benediktinerkloster begegnet. Das kritische Hinterfragen von gesellschaftlichen Strukturen wurde jedoch besonders durch die theoretische Auseinandersetzung mit diesen während meines Studiums forciert und ist weniger aus persönlichen Erlebnissen mit Diskriminierung hervorgegangen.

Die Erfahrungen, die ich während meines Auslandsjahres gemacht habe, waren für mich sehr prägend und überwiegend positiv. Ich habe gespürt, welche Persönlichkeitsentwicklung während eines Auslandsaufenthaltes möglich ist und stand dieser Idee daher lange Zeit recht unkritisch gegenüber. In meinem Ethnologiestudium an der Ludwig-Maximilians-Universität München und vermehrt noch im Studium der Internationalen Entwicklung an der Universität Wien wurde ich durch die Beschäftigung mit postkolonialen, feministischen und marxistischen Theorien immer mehr auf negative Aspekte dieser Freiwilligenprogramme aufmerksam. Heute

stehe ich ihnen ambivalent gegenüber und sehe es als unerlässlich an, die eigene Rolle als Freiwillige\*r im Ausland ständig zu reflektieren. Diese Grundhaltung kann sich in einem kritischen Blick auf die Berichte ehemaliger Freiwilliger widerspiegeln.

Während meines Studiums wurde zudem das kritische Hinterfragen von gesellschaftlichen Strukturen durch die theoretische Auseinandersetzung mit diesen gestärkt. Während des Bachelors habe ich ein grundlegendes Verständnis für die unterschiedlichen Lebensrealitäten und die daraus resultierenden Wahrnehmungen von Menschen gewonnen. Außerdem habe ich in dieser Zeit mein Interesse für Sprachen vertieft und neben Spanisch auch Grundkenntnisse in Arabisch und Hindi/Urdu erworben. Während meines Masters fokussiere ich mich unter anderem auf gendertheoretische Ansätze, habe aber auch Lehrveranstaltungen zum Themenfeld Rassismus besucht und mich in einem Seminar bereits intensiver mit dem Forschungsfeld der internationalen Freiwilligendienste beschäftigt.

Durch ein finanziell stabiles Umfeld hatte ich des Weiteren die Möglichkeit, neben meinem Studium ein Jahr lang drei gering oder nicht vergütete Praktika im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit in verschiedenen deutschen Städten zu absolvieren. Dabei konnte ich unter anderem praktische Erfahrungen im Bereich der Organisation und Durchführung von Freiwilligendiensten im Globalen Süden sammeln und eine weitere persönliche Verbindung zu der Thematik aufbauen.

Die Motivation zur Bearbeitung dieses Themas setzt sich aus dem persönlichen und wissenschaftlichen Interesse an Freiwilligeneinsätzen und dem Wunsch, rassistische Strukturen durch wissenschaftliche Analysen offenzulegen und zu einem Wandel in dem bearbeiteten Feld beizutragen, zusammen. Mir ist es aufgrund der bereichernden Erfahrungen, die ich während meiner Zeit im Ausland gemacht habe, und vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus und anderen Diskriminierungsformen ein Anliegen, zur Weiterentwicklung von Freiwilligenprogrammen beizutragen. Ein wichtiger Ansatzpunkt dabei ist meiner Meinung nach die Förderung der Inklusion von bislang unterrepräsentierten Bevölkerungsgruppen in diese Programme. Hinsichtlich der Inklusion von People of Color möchte ich mit meiner Arbeit einen Beitrag zum Verständnis der Erfahrungen und der Bedeutung eines internationalen Freiwilligendienstes für die Entwicklung ihrer Selbstwahrnehmung leisten. Die Ergebnisse dieser Forschung können als Basis herangezogen werden, um die Sensibilität für die Belange von People of Color in den Freiwilligenprogrammen zu schärfen und gegebenenfalls entsprechende Maßnahmen zu entwickeln.

## Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	7
1.1.	Forschungsschwerpunkte und Fragestellungen .....	8
1.2.	Methoden und Sample .....	9
1.3.	Aufbau der Arbeit.....	12
2.	Kontext: internationale Freiwilligendienste .....	13
2.1.	Internationale Freiwilligendienste: eine Einführung .....	14
2.2.	Rahmenbedingungen des <i>weltwärts</i> -Programms.....	18
2.3.	People of Color im <i>weltwärts</i> -Programm.....	21
3.	Vor dem Einsatz: die Freiwilligen.....	25
3.1.	Voraussetzungen für einen <i>weltwärts</i> -Freiwilligendienst .....	26
3.2.	Motivation für einen Freiwilligendienst im Globalen Süden .....	30
3.3.	Vorbereitung auf einen <i>weltwärts</i> -Freiwilligendienst .....	34
4.	Während des Einsatzes: Erfahrungen im Ausland .....	37
4.1.	Positionen und Beziehungen im Freiwilligeneinsatz.....	37
4.1.1.	Positionen und Beziehungen im Projekt .....	38
4.1.2.	Positionen und Beziehungen in der Gastgesellschaft.....	43
4.2.	Rassialisierte Zuschreibungen im Rahmen des Freiwilligendienstes.....	46
4.3.	Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss .....	61
4.3.1.	Gastgesellschaft.....	63
4.3.2.	Herkunftsgesellschaft .....	66
4.3.3.	Freiwillige oder Tourist*innen.....	68
4.4.	Genderrollen und -ideale in der Gastgesellschaft.....	71
5.	Nach dem Einsatz: Reflexion der Selbstwahrnehmung... ..	79
5.1.	... als privilegierte Person aus dem Globalen Norden .....	80
5.2.	... als Person of Color bzw. Person mit internationaler Familiengeschichte .....	82
5.3.	... als Frau .....	87

6.	Conclusio.....	91
7.	Literaturverzeichnis .....	96
8.	Tabellenverzeichnis .....	103
9.	Anhang.....	104
9.1.	Leitfaden der Interviews .....	104
9.2.	Transkripte der Interviews.....	106
9.2.1.	Transkriptionsregeln.....	106
9.2.2.	Interview_Sandra .....	107
9.2.3.	Interview_Emma .....	133
9.2.4.	Interview_Amira .....	155
9.3.	Codesystem.....	179
9.4.	Kurzfassung/Abstract .....	184

## 1. Einleitung

Für junge Menschen ergeben sich heutzutage unzählige Möglichkeiten die Welt zu bereisen und Auslandserfahrungen zu sammeln. Schüler\*innenaustausch<sup>1</sup> oder Auslandssemester, Work-and-Travel- oder Au Pair-Programme, Volontourismusreisen oder internationale Freiwilligendienste sind einige dieser Wege ins Ausland. Da der Wunsch nach einem Auslandsaufenthalt bei jungen Erwachsenen in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker geworden ist und dementsprechend auch das Angebot für die unterschiedlichen Formen der Auslandsaufenthalte stetig wuchs (Heuwinkel 2019: 188f.), ist es nicht verwunderlich, dass auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen immer umfangreicher wird. Dies trifft auch auf Forschungen zu internationaler Freiwilligenarbeit zu, die beispielsweise die Motivationen und das Selbstverständnis von Freiwilligen untersuchen oder sich mit dem gesellschaftlichen Mehrwert von Freiwilligenprogrammen auseinandersetzen<sup>2</sup>. Einige Titel aus diesem Bereich wären:

„Ringen um angemessenes Verhalten“. Herausforderungen im Internationalen Freiwilligendienst“ (Mangold 2020)

„Whiteness in transit. The racialized geographies of international volunteering“ (Henry 2020)

„Postkoloniale Perspektiven auf „weltwärts“. Ein Freiwilligendienst in weltbürgerlicher Absicht“ (Kontzi 2015)

„Wir gehen weltwärts. Identitätskonstruktionen zwischen „weiß“, deutsch und „anders““ (Nägele 2012)

All diese Arbeiten geben unter anderem Aufschluss darüber, welches Bild von Freiwilligen aus dem Globalen Norden, die in Ländern des Globalen Südens arbeiten, in der wissenschaftlichen

---

<sup>1</sup> In dieser Arbeit verwende ich die Schreibweise mit Sternchen (\*), um nicht nur diejenigen in meiner Sprache sichtbar zu machen, die sich in der binären Geschlechterordnung wiederfinden, sondern auch Raum zu lassen für weitere Geschlechter und Personen, die sich keinem Geschlecht zuordnen. Weiterhin soll durch diese Form des Genderns der\*die Leser\*in, zugunsten einer ggf. längeren Auseinandersetzung mit der Bedeutung dieser Schreibweise, bewusst in seinem\*ihrem Lesefluss unterbrochen werden. Diese Form wurde auch in die Interviewtranskripte übernommen, wenn in der gesprochenen Sprache durch ein kurzes Absetzen der Stimme gegendert wurde. Bei einem konkreten, inhaltlichen Bezug auf nur ein Geschlecht wird in dieser Arbeit jedoch ausschließlich die jeweils entsprechende Schreibweise verwendet.

<sup>2</sup> Im online Katalog der Universitätsbibliothek Wien (<https://usearch.univie.ac.at/primo-explore/search?vid=UWI>) kann für die Suchbegriffe ‚(international) Voloteering‘ und ‚(internationale) Freiwilligenarbeit‘ im Vergleich der Zehn-Jahres-Zeiträume 1982-1991 (in dieser Zeitspanne tauchten erstmals alle eingegebenen Suchbegriffe auf) und 2012-2021 ein Anstieg der Publikationszahlen um das 30- bis 70-fache festgestellt werden.

Literatur vorherrscht. Weit verbreitet ist offenbar die Annahme, es handle sich dabei ausschließlich um *weiße*<sup>3</sup> Menschen. Dass dem jedoch nicht so ist, wird spätestens nach einem Blick auf die Homepage der Initiative *Weltwärts in Color* deutlich. Ehemalige Freiwillige des deutschen Freiwilligenprogramms *weltwärts*, die sich selbst als People of Color<sup>4</sup> identifizieren, machen dort unter anderem auf ihre Erfahrungen während ihres Freiwilligendienstes im Globalen Süden aufmerksam:

„Im Gastland [...] wurde Dir gesagt, dass Du nicht richtig deutsch aussiehst. ... hast Du gehofft, endlich in der Masse untertauchen zu können. ... wurdest Du von den anderen Freiwilligen gefragt, ob Du auf dem Markt alles billiger bekommst, weil Du so aussiehst wie ‚die‘? ... war es ungewohnt für Dich, aufgrund Deiner Herkunft privilegiert zu sein. ... hast Du Dich mit dieser Situation allein gelassen gefühlt.“  
(Weltwärts in Color 2022)

Die Perspektive von Freiwilligen of Color wurde in der wissenschaftlichen Literatur bislang nur sehr eingeschränkt betrachtet. Gerade im deutschsprachigen Raum fehlt eine Auseinandersetzung mit diesem Thema. Daher wird die vorliegende Masterarbeit genau diese Gruppe von Freiwilligen in den Fokus des Forschungsinteresses stellen.

Dazu wurden Interviews mit drei ehemaligen *weltwärts*-Freiwilligen, die einen einjährigen Freiwilligendienst in Ruanda, Tansania und Indien geleistet haben, geführt und qualitativ ausgewertet. Eingebettet werden die so generierten Daten in rassismuskritische Theorien und Konzepte, wie die *Critical Race Theory*, *White Saviourism* und *Othering*. Ebenso werden Ansätze aus den Gender Studies zur Analyse der Daten herangezogen, die darüber hinaus einer intersektionalen Betrachtungsweise unterzogen werden.

### 1.1. Forschungsschwerpunkte und Fragestellungen

Das Forschungsinteresse richtet sich explizit auf People of Color, die einen internationalen Freiwilligendienst absolviert haben. Weiterhin wird das Thema der Arbeit eingegrenzt durch den Fokus auf ein bestimmtes Freiwilligenprogramm, über das alle Forschungsteilnehmerinnen

---

<sup>3</sup> Die Bezeichnungen Schwarz und *weiß* verweisen auf „sozial-politisch relevante[...] Konstrukt[e]“ (Weltwärts in Color 2021e). Die besonderen Schreibweisen sollen auf die realen, materiellen Konsequenzen verweisen, die mit diesen Zuschreibungen einhergehen. Schwarz gilt als „erkämpfte Selbstbezeichnung“ (ebd.) einer marginalisierten Gruppe von Menschen und wird daher Groß geschrieben, *weiß* hingegen macht die Privilegien der damit bezeichneten Menschen deutlich und wird daher häufig, wie in dieser Arbeit, klein und kursiv geschrieben (vgl. ebd.). Diese Schreibweise wurde auch für die Interviewtranskripte übernommen.

<sup>4</sup> *Person/People of Color* wird hier als Bezeichnung für Menschen verwendet, die von der Mehrheitsgesellschaft als ‚anders‘ markiert werden und aufgrund dessen Diskriminierungserfahrungen machen. Genauer wird auf diese Begrifflichkeit in Kapitel 2.3. eingegangen.

ihren Dienst absolvierten. Das in Deutschland staatlich geförderte *weltwärts*-Programm setzt recht einheitliche Rahmenbedingungen für einen Freiwilligendienst im Globalen Süden, die bei der Analyse der Daten berücksichtigt werden.

Auf Basis dieses Forschungsinteresses wurde die allgemeine Forschungsfrage, die dieser Arbeit zugrunde liegt, formuliert:

Welchen Einfluss haben die Erfahrungen, die Freiwillige of Color durch ihren Auslandsaufenthalt machen, auf ihre Selbstwahrnehmung?

Zur Bearbeitung dieser Frage ist es sinnvoll, sie in mehrere Teilfragen zu gliedern:

- 1) In welchem institutionellen Rahmen machen die Freiwilligen die Erfahrungen?
- 2) Wer sind die Menschen, die einen internationalen Freiwilligendienst leisten?
- 3) Welche Erfahrungen machen Freiwillige of Color im Zuge eines *weltwärts*-Freiwilligendienstes?
- 4) Welchen Einfluss haben diese Erfahrungen auf die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen of Color?

Eingehender werden diese Fragen im Zusammenhang mit einer Übersicht über den Aufbau der Arbeit in Kapitel 1.3. vorgestellt.

## 1.2. Methoden und Sample

Die Fragestellung dieser Masterarbeit wurde mithilfe von halbstrukturierten Interviews behandelt. Diese Methode stellte sich als besonders sinnvoll heraus, da die Forschungsteilnehmerinnen so uneingeschränkt von ihren Erfahrungen und Einstellungen berichten konnten, ohne dass das Gespräch zu sehr von Interviewfragen eingeengt wurde, die durch die vorangegangene Literaturrecherche und Vorannahmen der Forscherin geprägt waren. Wie auch die deutsche Soziologin Sabina Misoch betont, steht bei dieser Methode „der Befragte als Subjekt im Zentrum“ (Misoch 2019: 14).

Der Leitfaden, der für das Interview ausgearbeitet wurde (s. Anhang 9.1.), dient vor allem der Gesprächssteuerung und –strukturierung und erfüllt dabei die Funktionen der „[t]hematischen Rahmung und Fokussierung“, der „Auflistung aller relevanter Themenkomplexe“ und der „Strukturierung des gesamten Kommunikationsprozesses“ und sorgt darüber hinaus für eine „[b]essere Vergleichbarkeit der Daten“ (Misoch 2019: 66). Er umfasst sechs Fragen, die sich aus der vorangegangenen Recherche einschlägiger Literatur ergaben und mithilfe der SPSS-Methode nach der deutschen Sozialwissenschaftlerin Cornelia Helfferich (2011) erstellt wurden. Zunächst wurden die Fragen also in einem offenen Brainstorming-Prozess gesammelt (S:

Sammeln) und anschließend geprüft, ob sie tatsächlich als Interviewfragen dienen können (P: Prüfen). In einem dritten Schritt wurden die Fragen inhaltlich und nach Fragenart (Erzählauforderung, Aufrechterhaltungsfrage, Nachfrage) geordnet (S: Sortieren), sodass sie anschließend als thematisch passende „Bündel“ (Helfferich 2011: 185) zusammengefasst werden konnten (S: Subsummieren). (Helfferich 2011: 182-185) Diese ‚Bündel‘ wurden schließlich in eine Reihenfolge gebracht, die dem Interviewaufbau in „Informationsphase“, „Aufwärm- und Einstiegsphase“, „Hauptphase“ und „Ausklang- und Abschlussphase“ (Misoch 2019: 68) entsprach. Die so entwickelte Reihenfolge wurde allerdings je nach Gesprächsverlauf abgewandelt. Außerdem wurden bei besonders interessanten Äußerungen seitens der Gesprächspartnerinnen Nachfragen gestellt und diese teilweise auch in folgende Interviews integriert, um das jeweilige Thema auch aus anderen Perspektiven besprechen zu können. Bei dem Leitfaden handelt es sich also nicht um ein starres Fragenkonstrukt, sondern er wurde individuell auf die Gesprächssituation angepasst und im Lauf der drei Interviews ergänzt.

Zusätzlich ist festzuhalten, dass die Interviews online über die Video-Chat-Funktion Jitsi stattfanden. Diese Entscheidung resultierte aus der Tatsache, dass die Forschungsteilnehmerinnen in ganz Deutschland und die Forscherin in Österreich wohnen und ein persönliches Treffen enorme zeitliche und finanzielle Ressourcen in Anspruch genommen hätte. Diese Kommunikationsform birgt jedoch einige Besonderheiten: zunächst handelt es sich um eine „vermittelte Kommunikation“ (Misoch 2019: 177), was eine allen verfügbare Kommunikationssoftware voraussetzt. Diese Bedingung ist ein Ausschlusskriterium, welches im Sampling berücksichtigt werden muss. Des Weiteren kann zwar neben der akustischen Kommunikation auch die Mimik berücksichtigt werden, jedoch sind Gestik, Haptik, Geruchs- und Geschmackssinn weitgehend von der Wahrnehmung ausgeschlossen. Ein weiterer Nachteil, der sich aus der technisch vermittelten Kommunikation ergibt, ist der, dass ein potentiell Versagen dieser Technik den Erfolg der Diskussion verhindert. Weitere Herausforderungen, die Sabina Misoch im Kontext von online-Interviews nennt, sind ein „geringerer Grad an Verbindlichkeit“ (ebd.: 181) durch höhere Anonymität sowie vereinfachte Ausstiegsmöglichkeiten. (Misoch 2019: 177-182)

All diese Nachteile überwogen letztendlich jedoch nicht die finanziellen und zeitlichen Vorteile, die mit digital-vermittelten Interviews verbunden waren. Zudem war davon auszugehen, dass die meisten potenziellen Teilnehmer\*innen durch diverse Corona-bedingte online-Veranstaltungen in der Universität oder Arbeit über die notwendige technische Ausrüstung und das Wissen über deren Anwendung verfügten sowie inzwischen an diese Form der Kommunikation gewöhnt waren. Weiterhin wurde dem „[g]eringere[n] Grad an Verbindlichkeit“ (Misoch 2019:

181) durch die Zusicherung von Anonymität und das Schaffen einer entspannten, alltagsähnlichen Gesprächssituation entgegengewirkt.

Nachdem die Erhebungsmethode und die damit zusammenhängenden technischen Voraussetzungen feststanden, musste ein Sample erhoben werden. Zur Grundgesamtheit zählen in dieser Forschung alle ehemaligen *weltwärts*-Freiwilligen, die sich selber als Person of Color identifizieren. Außerdem wurde der Frauenanteil aller *weltwärts*-Teilnehmer\*innen von 72% (*weltwärts* 2020) im Sample berücksichtigt. Durch die Vorstellung des Forschungsvorhabens bei verschiedenen *weltwärts*-Entsendeorganisationen, der Ansprechpartnerin für *Inklusion und Diversität* im *weltwärts*-Programm sowie der Initiative *Weltwärts in Color* konnte der Kontakt zu drei Forschungsteilnehmerinnen hergestellt werden, die das Sample der vorliegenden Forschung bilden:

Name <sup>5</sup>	Allgemeine Daten	Alter	Einsatzzeitraum	Einsatzland	Einsatzbereich	Entsendeorganisation
Sandra	Interviewdauer: 01:19:26, durchgeführt am 21.12.2021 per Jitsi (online)	28	2012/13	Ruanda	Bildung, Förderung von Kindern und Jugendlichen	Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ)
Emma	Interviewdauer: 00:55:17, durchgeführt am 22.12.2021 per Jitsi (online)	25	2015/16	Tansania	Bildung, Gesundheit, Förderung von Kindern und Jugendlichen, Arbeit mit benachteiligten Menschen	Kolping Jugendgemeinschaftsdienste
Amira	Interviewdauer: 00:58:29, durchgeführt am 05.01.2022 per Jitsi (online)	22	2017/18	Indien	Bildung, Förderung von Kindern und Jugendlichen, Arbeit mit benachteiligten Menschen	Service Civil International (SCI)

**Tabelle 1:** Interviewpartnerinnen (Zusammenstellung S.O.)<sup>6</sup>

Nachdem die Datenerhebung abgeschlossen war, wurden die Interviewaufnahmen ohne sprachliche Glättung nach den Transkriptionsregeln der deutschen Anglistin, Amerikanistin und Komparatistin Susanne Fuß und der deutschen Rehabilitationssoziologin Ute Karbach (2019) verschriftlicht (s. Anhang 9.2.1.) und die daraus entstandenen Texte anschließend mithilfe der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach dem deutschen Psychologen, Soziologen und Pädagogen Philipp Mayring analysiert. Dazu wurden vorab Sätze oder sinnhafte Teilsätze als

<sup>5</sup> Zur Wahrung der Anonymität wurden die Namen der Interviewpartnerinnen geändert.

<sup>6</sup> Die Interviews werden in der vorliegenden Arbeit wie folgt zitiert: Interview\_Name der Interviewpartnerin: Seite im Anhang.

„Kodiereinheit“, das gesamte Interview als „Kontexteinheit“ und das Material aller drei Interviews als „Auswertungseinheit“ (Mayring/Fenzl 2019: 636, Herv.i.O.) festgelegt. Daran anschließend wurden elf Kategorien entwickelt, die sich sowohl aus der wissenschaftlichen Literatur als auch aus einem ersten, groben Überblick über die Interviews ergaben. Diesen untergeordnet wurden dann induktiv Codes generiert, mit denen alle Interviews codiert wurden. Dabei wurde das Codesystem in mehrfachen Materialdurchgängen immer wieder überarbeitet, sodass es schlussendlich alle Interviewinhalte aussagekräftig abbildete (s. Anhang 9.3.). Die Codes wurden schließlich mithilfe einer Mindmap sortiert, sodass Beziehungen der verschiedenen Kategorien untereinander deutlich und Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Themen sichtbar wurden. Die dadurch zu Tage geförderten Erkenntnisse konnten schließlich in die vorliegende Arbeit übernommen werden, wobei direkte Zitate aus den Interviewtranskripten einer sprachlichen Glättung unterzogen wurden, um den Lesefluss nicht zu beeinträchtigen.

### 1.3. Aufbau der Arbeit

Der Aufbau der Masterarbeit orientiert sich vor allem an den in Kapitel 1.1. bereits vorgestellten Teilfragen, aus denen sich Forschungsfrage zusammensetzt. Bevor es also konkret um die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen und der Selbstwahrnehmung von Freiwilligen of Color gehen kann, ist es notwendig nach der Einleitung (Kapitel 1), den Kontext der Auslandsfreiwilligendienste zu klären (Kapitel 2). Es geht dabei darum, zu verdeutlichen, in welchem institutionellen Rahmen die Freiwilligen die Erfahrungen machen, um die es letztendlich in der Forschung geht. Also werden an dieser Stelle, nach einer allgemeineren Einführung in das Themengebiet der internationalen Freiwilligendienste, Fragen nach den Rahmenbedingungen des *weltwärts*-Programms beantwortet.

Der darauffolgende Teil der Arbeit (Kapitel 3) wird sich spezifisch mit den Freiwilligen beschäftigen, um zu verstehen, wer grundsätzlich in der Lage ist, einen Auslandsfreiwilligendienst zu leisten, welche Motivationen die Teilnehmenden antreiben und wie sie auf ihre Zeit im Ausland vorbereitet werden. Die wichtigsten Fragen, die mit diesem Abschnitt beantwortet werden, lauten demnach: Wer sind die Menschen, die einen Auslandsfreiwilligendienst machen können? Welche Motivation treibt diese Menschen an? und Wie werden sie auf den Einsatz vorbereitet?

Nach dieser Kontextualisierung des Forschungsgegenstandes beschäftigt sich eines der zentralen Kapitel (4) dieser Arbeit mit dem ersten Teil der Forschungsfrage: die Erfahrungen von Freiwilligen of Color im Ausland. Zunächst wird hierbei untersucht, welche Aufgaben/Rollen sie in ihren jeweiligen Projekten über-/eingenommen haben, um die soziale Umgebung, in der

die Erfahrungen gemacht wurden, besser einschätzen zu können. Anschließend wird der Frage nachgegangen, inwiefern die Forschungsteilnehmerinnen mit rassialisierten Zuschreibungen im Ausland konfrontiert waren. Diese Erfahrungen werden in den Kontext der *Critical Race Theory* (Delgado/Stefancic 2017) gestellt, um rassistische Strukturen und Stereotype mit den Erlebnissen in Verbindung bringen zu können. Auch der Bereich *Zugehörigkeit und Ausschluss*, bzw. das Konzept des *Otherings* wird in diesem Kapitel behandelt. Von besonderem Interesse sind dabei potenzielle Zugehörigkeits- und Ausschlussnarrative, die sich auf Deutschland als Herkunftsland, die jeweilige Gastgesellschaft, Tourist\*innen-Gruppen und die Freiwilligen-gruppe fokussieren. Die Frage diesbezüglich lautet: Durch welche Äußerungen oder/und Handlungen wurden die Freiwilligen zu bestimmten sozialen Gruppen zugerechnet oder von ihnen ausgeschlossen? Weiterhin wird darauf eingegangen, welche Erfahrungen die Interviewteihnehmerinnen mit genderbasierten Zuschreibungen gemacht haben.

Im darauffolgenden Kapitel (5) geht es um den zweiten Aspekt der Forschungsfrage: die Reflexion der Freiwilligen über die Entwicklung ihrer Selbstwahrnehmung während des Auslandsaufenthaltes. Dazu wird das Verständnis von *Selbstwahrnehmung* zunächst grundlegend definiert und anschließend die Auseinandersetzung der Forschungsteilnehmerinnen mit ihren Privilegien, ihrer Identität als Person of Color und als Frau analysiert. Dementsprechend werden in diesem Kapitel folgende Fragen bearbeitet: Über welche Identitätsmarker definieren sich die ehemaligen Freiwilligen? Wie haben die gemachten Erfahrungen diese Marker beeinflusst und in ihrer Gewichtung verändert?

Abschließend werden die Ergebnisse der Forschung in der Conclusio (Kapitel 6) zusammengefasst und kritisch betrachtet. Außerdem liefert das letzte Kapitel der Arbeit einen Überblick über offengebliebene Fragen, die einer intensiveren wissenschaftlichen Betrachtung bedürfen und schätzt die Bedeutung der Erkenntnisse für die praktische Umsetzung von *weltwärts*-Freiwilligendiensten ein.

## 2. Kontext: internationale Freiwilligendienste

Freiwilligendienste im Globalen Süden lassen sich auf sehr unterschiedliche Art und Weise umsetzen. Neben diversen kommerziellen Agenturen, die sowohl Volontariate als auch sogenannte Voluntourismus-Aufenthalte in Ländern des Globalen Südens anbieten, haben am Freiwilligeneinsatz interessierte Menschen in vielen Fällen auch die Möglichkeit ihren Einsatz individuell zu planen und durchzuführen oder aber sie bewerben sich bei einem der staatlich geförderten Freiwilligenprogramme, wie unter anderem dem vom deutschen Bundesministerium

für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) unterstützten Freiwilligenprogramm *weltwärts* ([www.weltwaerts.de](http://www.weltwaerts.de)). All diese Möglichkeiten bringen unterschiedliche Rahmenbedingungen mit sich, die die Erfahrungen im Ausland prägen. Daher muss vor der Auseinandersetzung mit der eigentlichen Forschungsfrage zunächst eingehender beleuchtet werden, unter welchen Umständen die Forschungsteilnehmerinnen dieser Forschung ihre Freiwilligendienste absolviert haben. Dazu wird auf die allgemeine Landschaft der internationalen Freiwilligendienste eingegangen, um einen genaueren Überblick über die verschiedenen Möglichkeiten, einen Auslandsfreiwilligendienst zu absolvieren, zu bekommen. Anschließend wird das *weltwärts*-Programm, mit dem die drei Interviewpartnerinnen der hier vorliegenden Forschung ihren Freiwilligendienst absolvierten, detaillierter vorgestellt und der sich daraus ergebende Kontext transparent gemacht. Ein dritter Abschnitt fokussiert konkret die Teilnahme von People of Color an diesem Programm.

### 2.1. Internationale Freiwilligendienste: eine Einführung

Freiwilligendienste im Ausland können ganz unterschiedlich gestaltet werden. Grundsätzlich muss bei den diversen Möglichkeiten jedoch zwischen einem Volontariat und einem voluntouristischen Aufenthalt unterschieden werden. Im Folgenden wird nach einer allgemeinen Definition ein kurzer Abriss über die Entstehungsgeschichte dieser Formen der Freiwilligenarbeit vorgestellt, bevor im Anschluss daran auf die Unterschiede zwischen einem Volontariat und einer voluntouristischen Reise eingegangen wird. Schließlich beschäftigt sich der letzte Teil dieses Kapitels mit den vielfältigen, konkreten Möglichkeiten einen Freiwilligendienst im Ausland durchzuführen.

Das Verständnis von Freiwilligenarbeit, das der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, ist das Folgende: sie ist allgemein durch die sozialen, ökologischen oder politischen Motive der Ausführenden gekennzeichnet, die darauf abzielen anderen Personen, Gruppen oder Organisationen zu helfen (Wilson 2000: 215). Ebenso erfolgt die Arbeit, wie der Name schon suggeriert, aus dem freien Willen jener heraus, die sie verrichten und umfasst „Planung, Zeit und persönlich[n] Aufwand“ (Nägele 2012: 153) der Freiwilligen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die freiwillig Tätigen finanzielle Vorteile aus dieser Arbeit ziehen (Wilson 2000: 215f.). Inwiefern Freiwilligenarbeit jedoch vergütet werden kann, ist umstritten. Der US-amerikanische Soziologe David Horton Smith sieht nur unentgeltliche Arbeit, als Freiwilligenarbeit an. Im Falle von Aufwandsentschädigungen oder Taschengeld, wie es beim *weltwärts*-Programm gezahlt wird, spricht er von „quasi-volunteering“ (Smith 1981: 28). Des Weiteren kann auf grundsätzlicher

Ebene zwischen formeller und informeller Freiwilligenarbeit, die unabhängig von einer Organisation oder ähnlichem individuell organisiert wird, unterschieden werden (Carson 1999: 68).

Auf dieser Definition basierend, kann davon ausgegangen werden, dass das Phänomen der Freiwilligenarbeit sich bereits während der Kolonisierung der Amerikas (ab 1492) entwickelte (Smith 2001: 346). Neben der Nachbarschaftshilfe, die im Zuge der Siedler\*innen-Immigration in den USA entstand (ebd.), werden auch die weltweiten christlichen Missionsbewegungen ab dem 16. Jahrhundert, die unter anderem karitative Tätigkeiten verrichteten (Simpson 2004: 30), und die ehrenamtliche Übernahme von Verwaltungsaufgaben zur Zeit der napoleonischen Kriege (Anfang 19. Jahrhundert) als frühe Formen von Freiwilligenarbeit angesehen (Han-Broich 2012: 65). Darüber hinaus gelten Armeen von Freiwilligen während des ersten (1914 bis 1918) und zweiten Weltkriegs (1939 bis 1945) oder des spanischen Bürgerkriegs (1936-1939) als historische Vorläufer heutiger Freiwilligenarbeit (Simpson 2004: 30).

Nach dem ersten Weltkrieg wurden dann die ersten offiziellen Freiwilligenorganisationen gegründet. Zum einen schuf der Schweizer Ingenieur und Pazifist Pierre Ceresole die sogenannte Friedensarmee. Er organisierte in den folgenden Jahren mehrere Workcamps, in denen Jugendlichen verschiedener Nationen vor allem durch Kriege oder Naturkatastrophen zerstörte Orte wieder aufbauten. (SCI 2016) Ebenfalls nach dem ersten Weltkrieg wurde auch die Organisation *Service Civil International* (SCI) gegründet (Wehner et al. 2015: 208), über deren deutschen Zweig auch eine der Interviewten der vorliegenden Arbeit ihren Freiwilligendienst in Indien absolvierte.

Seit dem zweiten Weltkrieg stieg die Zahl und Beliebtheit der Freiwilligenorganisationen kontinuierlich an (Heuwinkel 2019: 188) und ab den 1970er Jahren etablierte sich zunehmend eine spezielle Form des Freiwilligendienstes: der Volontourismus. Dieser sollte die herkömmliche touristische Reise mit freiwilligem Engagement verbinden und dadurch einen Mehrwert nicht nur für die Urlauber\*innen sondern auch für die entsendende Organisation in Form kostenloser Arbeitskräfte generieren. (EarthWatch Institute 2017) Auch in den 1980er und 1990er Jahren gewannen Freiwilligendienste mehr und mehr an Popularität. Neben der Gründung zahlreicher NGOs, die Möglichkeiten für ehrenamtliches Engagement im Ausland anboten, trugen zu dieser Entwicklung auch internationale Abkommen, wie die Resolution 40/212 zur Ernennung des 5. Dezembers zum „International Volunteer Day of Economic and Social Development“ (UN General Assembly 1985) oder die *Allgemeine Erklärung zum freiwilligen Engagement* 1990 und das *Internationale Jahr des Volontariats* 2001 bei. (Chlebanová 2007: 16) Besonders der Volontourismus entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten zu einer weltweit sehr beliebten

Form des Freiwilligendienstes, was sich anhand steigender Kommerzialisierung und eines wachsenden Marktes zeigt (Smith/Holmes 2009: 405).

Doch was sind nun die konkreten Unterschiede zwischen einem Volontariat und volontouristischen Angeboten? Die österreichische Sozialwissenschaftlerin Nicole Wyszecki macht in ihrer Arbeit „Volontariat versus Volontourismus“ (2021) deutlich, dass bei einem Volontariat der freiwillige Einsatz im Fokus steht, während beim Volontourismus das Hauptaugenmerk auf der touristischen Reise liegt. Damit einhergeht, dass der Volontourismus häufig mit höheren finanziellen Kosten für die Teilnehmer\*innen verbunden ist und die Dauer der reinen freiwilligen Arbeit mit oft unter vier Wochen vergleichsweise kurz ausfällt. Volontouristische Reisen wie auch Volontariate lassen sich in Einzelfällen selbst organisieren (informell), für beide Formen gibt es jedoch auch kommerzielle Anbieter bzw. Entsendeorganisationen (formell). Wobei diese für volontouristische Angebote eher zur Tourismusindustrie gerechnet werden können, wohingegen Volontariate häufig von gemeinnützigen NGOs, wie dem SCI, angeboten werden. (Wyszecki 2021: 30)

Da die Teilnehmerinnen der vorliegenden Forschung alle ein Volontariat über eine deutsche Entsendeorganisation absolviert haben, wird im Folgenden die Angebotslandschaft von Volontariaten in Deutschland noch eingehender vorgestellt. Wie bereits erwähnt, haben Interessierte die Möglichkeit selbstständig Kontakt zu möglichen Einsatzstellen im Ausland aufzunehmen und sich den Aufenthalt inklusive An- und Abreise, Visum, Versicherungen et cetera selbst zu organisieren. Die Konditionen und Bedingungen für einen solchen Einsatz sind sehr individuell und von den konkreten Einsatzstellen abhängig. Ein Beispiel für einen solchen informellen Freiwilligeneinsatz ist die Arbeit im sogenannten *Tent of Nations* ([www.tentofnations.org](http://www.tentofnations.org)) in Palästina. Über ein eigenes Bewerbungsformular kann der\*die Interessierte sich direkt bei dem Projekt um eine Stelle als Freiwillige\*r bemühen. Zwar gibt die Einsatzstelle einige Informationen zur Anreise, jedoch muss diese weitgehend selbst organisiert werden und auch für den Aufenthalt vor Ort werden Spenden in bestimmter Höhe verlangt. Voraussetzungen für einen Einsatz werden auf der Internetseite keine genannt. (Tent of Nations o.J.)

Des Weiteren können sich interessierte Menschen an kommerzielle Freiwilligendienst-Anbieter\*innen, wie *Praktikawelten* ([www.praktikawelten.de](http://www.praktikawelten.de)) oder das *American Institute For Foreign Study* (AIFS) ([www.aifs.de](http://www.aifs.de)) wenden und dort ein Volontariat in ihrem Wunschprojekt buchen. Die Planung der Reise übernimmt zu einem Großteil der\*die Reiseanbieter\*in, was diese Form des Freiwilligendienstes allerdings auch vergleichsweise teuer erscheinen lässt. Die

Vorteile hier sind jedoch, dass abgesehen von der Volljährigkeit meist keine Altersbeschränkungen bestehen und auch bezüglich des Gesundheitszustandes und der Sprachkenntnisse nur wenige Voraussetzungen erfüllt werden müssen und diese selten tatsächlich überprüft werden. Es werden darüber hinaus üblicherweise keine besonderen Fähigkeiten oder Erfahrungen von den Bewerber\*innen verlangt und die Bewerbungsverfahren können individuell und damit ohne zeitliche Vorgaben ablaufen. Allerdings sind in diesen Angeboten auch nur sehr wenige oder keine Vorbereitungs- oder Begleitveranstaltungen inkludiert. (Wyszecki 2021: 31-55)

Zu guter Letzt finden sich in Deutschland mehrere staatlich geförderter Freiwilligenprogramme, die Einsatzstellen im Ausland anbieten. Zunächst haben junge Menschen die Möglichkeit über das *Europäische Solidaritätskorps* (ESK) – früher *Europäischer Freiwilligendienst* (EFD) – für zwei bis zwölf Monate als Freiwillige in einem europäischen Land, Norwegen, der Türkei oder einigen weiteren EU-Nachbarländern zu arbeiten und zu leben. Zu den Voraussetzungen zählt lediglich das Alter von 17 bis 30 Jahren. Bei diesem Programm werden weite Teile der Kosten übernommen. Die Projektvermittlung erfolgt beim ESK über Entsendeorganisationen, die feste Bewerbungsabläufe vorgeben. Hier zählen auch Seminare zur verpflichtenden Vorbereitung. (Freiwilligenarbeit o.J.)

Eine weitere Möglichkeit für einen internationalen Freiwilligendienst bietet das Programm *kulturweit*, das von der Deutschen UNESCO-Kommission in Zusammenarbeit mit dem Auswärtigen Amt gefördert wird. Die Freiwilligen dieses Programms „engagieren sich für sechs oder zwölf Monate mit unseren Partnern in Ländern des Globalen Südens, in Osteuropa und der GUS“ (kulturweit o.J.a). Die Einsatzbereiche umfassen Bildung, Kultur und Natur (ebd.). Das Programm übernimmt jedoch nur einen Teil der anfallenden Kosten für Unterkunft und die Reise, die Freiwilligen müssen daher mit einem Eigenanteil rechnen (kulturweit o.J.b). Voraussetzungen sind auch hier das Alter von 18 bis 26 Jahren, der Lebensmittelpunkt in Deutschland, die Erfüllung der Schulpflicht, sehr gute Deutschkenntnisse, eine „angemessene, gute gesundheitliche Verfassung“ (kulturweit o.J.c) und ein gültiger Reisepass. Darüber hinaus werden einige Soft Skills, unter anderem „Offenheit“, „Verantwortungsbewusstsein“ und „Freude an freiwilligem Engagement“ (ebd.) verlangt. Auch in diesem Programm ist das Bewerbungsverfahren einheitlich getaktet und ein verpflichtendes Seminarprogramm vorgegeben (kulturweit o.J.d).

Abschließend wird noch der *Internationale Jugendfreiwilligendienst* (IJFD) vorgestellt, der vom deutschen Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) finanziert wird. Dieser Dienst kann weltweit geleistet werden (solange keine Reisewarnungen vom

Auswärtigen Amt vorliegen) und bietet Plätze in den Bereichen Soziales, Kultur, Sport, Denkmalpflege, Ökologie, Bildung und Friedens- und Versöhnungsarbeit. Die Freiwilligen gehen hier für sechs bis 18 Monate ins Ausland. Organisiert werden die Aufenthalte, wie bei den bereits vorgestellten Programmen von diversen zivilgesellschaftlichen Trägern beziehungsweise Entsendeorganisationen, die auch für den einheitlichen Ablauf des Bewerbungsverfahrens und die Begleitseminare von mindestens 25 Tagen zuständig sind. Die Bewerber\*innen dürfen maximal 27 Jahre alt sein und müssen die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder „seit mindestens drei Jahren in Deutschland leben“, „ein entsprechendes Aufenthaltsrecht“ besitzen und dürfen „nicht in ihr Heimatland entsandt werden“ (BMFSFJ o.J.b). (BMFSFJ o.J.a)

Offensichtlich haben an internationalen Freiwilligendiensten interessierte Menschen in Deutschland eine große Anzahl an Möglichkeiten ihren Einsatz zu realisieren. Nicht nur die vielen kommerziellen Anbieter, die sich Suchenden im Internet präsentieren, ermöglichen einen Auslandsfreiwilligendienst. Auch der deutsche Staat beziehungsweise die EU fördern die drei oben angesprochenen internationale Freiwilligenprogramme und das im folgenden Kapitel vorgestellte *weltwärts*-Programm. Die jeweiligen Rahmenbedingungen unterscheiden sich bei den staatlich geförderten Angeboten zwar im Detail untereinander, jedoch haben alle gemeinsam, dass ein Großteil der anfallenden Kosten übernommen wird, der Dienst nur innerhalb einer gewissen Altersspanne geleistet werden kann, geregelte Auswahlprozesse eingehalten sowie Vorbereitungs- und Begleitseminare durchgeführt werden müssen und die Stellen in gemeinnützigen Bereichen anzusiedeln sind.

## 2.2. Rahmenbedingungen des *weltwärts*-Programms

Das *weltwärts*-Programm wurde 2007 gegründet und im Jahr darauf wurden bereits die ersten Freiwilligen aus Deutschland in Projekte im Globalen Süden entsandt (Nägele 2012: 35; *weltwärts* 2021a). Ein Freiwilligendienst dieses Programms wird zu 75% vom deutschen Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) gefördert. Die restlichen 25% übernehmen Entsendeorganisationen, also Vereine und Organisationen aus dem kirchlichen, entwicklungspolitischen, sozialen oder ökologischen Bereich, die sich auch um die Vorbereitung, Begleitung und die Nachbereitung der Freiwilligeneinsätze kümmern und mit den Projektstellen im Ausland in Kontakt stehen. Dementsprechend werden die Reisekosten, Impfkosten, die Unterkunft sowie die Verpflegung im Gastland, ein Taschengeld, Versicherungsbeiträge, Kosten für Seminare sowie gegebenenfalls „[i]nklusionsbedingte Mehrbedarfe“ (*weltwärts* 2021b), wie Transporte, Medikamente oder Gebärdendolmetscher\*innen, durch das BMZ beziehungsweise die Entsendeorganisation gedeckt. Die Freiwilligen müssen sich also

vor Ort nicht um ihren Unterhalt kümmern und auch für ihre Familien sollen bestenfalls keine Mehrkosten entstehen (mehr dazu in Kapitel 3.1.). (weltwärts 2021b) Die Entsendeorganisation der Forschungsteilnehmerin Emma, die *Kolping Jugendgemeinschaftsdienste*, übernimmt nicht nur die Kosten sondern auch die Organisation von Flügen, Unterkunft und Verpflegung. Für das Visum und eventuell benötigte Impfungen sind jedoch die Freiwilligen verantwortlich. (Kolping o.J.a) Auch der Verein *Service Civil International – Deutscher Zweig e.V.* (SCI), über den Amira ihren *weltwärts*-Dienst absolviert hat, schreibt auf seiner Homepage, dass Kosten für die Reise, die Unterkunft, „Verpflegung nach ortsüblichen Standards“ (SCI o.J.a), ein Taschengeld, die Versicherungen und Seminare übernommen werden (ebd.). Darüber hinaus fordern beide Entsendeorganisationen den Aufbau eines persönlichen Spender\*innenkreises, der jene Kosten decken soll, die nicht von BMZ übernommen werden, und damit die Entsendeorganisation finanziell entlasten soll (Kolping o.J.b; SCI o.J.a). Die *Kolping Jugendgemeinschaftsdienste* geben ein Spendenziel von 250 Euro im Monat vor (Kolping o.J.b) und der SCI fordert insgesamt 2.400 Euro, also umgerechnet 200 Euro im Monat bei einem zwölfmonatigen Freiwilligendienst (SCI o.J.a). Da die *Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit* (GIZ), über die Sandra ihren Freiwilligendienst geleistet hat, ihre Arbeit in diesem Bereich 2013 eingestellt hat<sup>7</sup>, finden sich über ihre konkreten Rahmenbedingungen leider keine Informationen mehr im Internet. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sie aufgrund der allgemeinen *weltwärts*-Vorgaben denen der anderen beiden Entsendeorganisationen sehr ähnlich gewesen sind.

Die Entsendeorganisationen sind zur Einhaltung gewisser Rahmenbedingungen verpflichtet, um die Fördermittel des *weltwärts*-Programms zu erlangen (weltwärts 2016: 4-6). Dazu zählen beispielsweise die Durchführung von Vorbereitungsseminaren von mindestens zwölf Tagen, ebenso die Organisation eines Zwischenseminars im Gastland sowie eines Rückkehrendenseminars nach Abschluss des Einsatzes. In den Einheiten zur Vorbereitung auf den Freiwilligendienst werden unter anderem Themen wie die „Reflexion der eigenen Rolle als internationale Freiwillige“, „Stereotype[...], Rassismus und Kolonialismus“ und „entwicklungspolitische Fragestellungen“ (weltwärts 2021c) angesprochen. (weltwärts 2021c) Das bedeutet, die *weltwärts*-Freiwilligen gehen keinesfalls ohne Vorkenntnisse oder gänzlich unreflektiert in den Globalen Süden. Stattdessen sollten sie sich während der Vorbereitungsseminare schon aus-

---

<sup>7</sup> Die Durchführung des Programms sollte verstärkt in zivilgesellschaftliche Hände gelegt werden, sodass die GIZ sich als staatliche Akteurin und bis dahin größte Entsendeorganisation aus dem Programm zurückgezogen hat (Drescher 2012).

führlicher mit den Gegebenheiten im Einsatzland und seiner Geschichte auseinandergesetzt haben. Ebenso sollten sie sich ihre eigene Position im Kontext des internationalen Freiwilligendienstes bewusst gemacht haben.

Emmas Entsendeorganisation, die *Kolping Jugendgemeinschaftsdienste*, verweist auf ihrer Homepage auf die „verpflichtenden Seminare“ (Kolping o.J.a). Zusätzlich zu dieser Form der Begleitung sollen auch Mentor\*innen in den Einsatzprojekten die Freiwilligen betreuen und ihnen bei Fragen zur Seite stehen (ebd.). Amiras Entsendeorganisation, der SCI, bietet ebenfalls verpflichtende „Informations-, Vorbereitungs- und Nachbereitungsseminare[...] an“ (SCI o.J.b). Die GIZ, mit der Sandra in Ruanda war, hat die Vorgaben nicht nur erfüllt, sondern ausgedehnt. Die angedachten 25 Seminartage wurden als recht „knapp bemessen“ (GIZ 2014: 6) angesehen und bei Bedarf erweitert. Die Begleitseminare im Einsatzland wurden von GIZ-Länderbüros entsprechend dem landesspezifischen Kontext gestaltet. Besonders hervorgehoben wurde auf diesen Seminaren die Eigenverantwortung und der respektvolle Umgang der Freiwilligen mit den Menschen im Projekt. Ebenso wurden die Freiwilligen zur Selbstreflexion angeregt und die Themenbereiche „Anti-Rassismus, interkulturelle Fragestellungen und globale Zusammenhänge“ (ebd.) spielten eine wichtige Rolle. Darüber hinaus hat die GIZ nicht nur Mentor\*innen in den Projektstellen angewiesen, die Freiwilligen zu betreuen, sondern auch versucht, deutschsprachige Kontaktpersonen im Einsatzland zur Verfügung zu stellen, an die sich die Freiwilligen bei Problemen wenden können. Des Weiteren konnte die GIZ insofern von ihren gewachsenen Strukturen in den Einsatzländern profitieren, als dass bereits bestehende Länderbüros sich auch um administrative Angelegenheiten (Visum, Arbeitserlaubnis) kümmern konnten und dadurch „Überforderung der Freiwilligen in diesen Fragen vermieden und ein sicherer Rahmen für deren Lernerfahrungen geschaffen“ (ebd.) werden konnten. (GIZ 2014: 6f.) Es ist also zu erkennen, dass in allen drei Entsendeorganisationen ein umfangreiches Programm zur Vorbereitung und Begleitung der Freiwilligen vorhanden ist/war.

Die Projekte des *weltwärts*-Programms liegen überwiegend im Globalen Süden beziehungsweise in Ländern Afrikas, Asiens, Lateinamerikas, Osteuropas oder Ozeaniens (weltwärts 2021e). Die Kolping-Organisation entsendet beispielsweise nach Thailand, Vietnam, Fidschi, Costa Rica, in die Dominikanische Republik, Ecuador, Ghana, Malawi, Südafrika, Tansania und Uganda (Kolping o.J.b) und der SCI betreut im Rahmen von *weltwärts* Projekte in Indien, Ecuador, Kambodscha, Thailand, Tansania, Uganda und Togo (SCI o.J.c). Die Tätigkeiten, die die Freiwilligen dort verrichten, lassen sich einem der folgenden Bereiche zuordnen: „Bildung“, „Umwelt und Landwirtschaft“, „Gesundheit“, „Handwerk, Technik, Verwaltung“, „Kultur und Sport“, „Förderung von Kindern und Jugendlichen“, „Arbeit mit benachteiligten Menschen“,

„Menschenrechte und Frieden“ und „Not- und Übergangshilfe“ (weltwärts 2021d). Die für die vorliegende Forschung befragten Freiwilligen waren in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Förderung von Kindern und Jugendlichen und Arbeit mit benachteiligten Menschen tätig (Interview\_Emma: 134; Interview\_Sandra: 107; Interview\_Amira: 157-159). Die ehemalige Freiwillige Emma arbeitete beispielsweise als Sport- und Englischlehrerin in einer Schule in Tanga (Tansania) und leitete dort ebenfalls einen Konversationsklub. Gleichzeitig war sie als Assistentin in der Aufnahme eines kleinen Krankenhauses eingesetzt. (Interview\_Emma: 134) Sandra, die ihren Freiwilligendienst in Ruanda absolvierte, war in einem Kindergarten und in der Freizeitgestaltung mit Schüler\*innen eingesetzt (Interview\_Sandra: 107) und Amira hat im Nord-Osten Indiens Englisch-Nachhilfe gegeben, Freizeitangebote für Kinder organisiert, ein Mikrokreditprogramm unterstützt und ihrer Organisation bei der Durchführung von diversen Aufklärungsworkshops im gesundheitlichen Bereich geholfen (Interview\_Amira: 157-159).

Die Wohnsituation von *weltwärts*-Freiwilligen kann von einer Gastfamilie über eine Freiwilligen-WG bis hin zu Gästezimmern auf dem Projektgrundstück variieren (Weltwärts 2021f). Emma und Amira lebten in Tansania und Indien beispielsweise in einer Gastfamilie (Interview\_Emma: 138; Interview\_Amira: 157). Grundsätzlich wird von den Entsendeorganisationen darauf hingewiesen, dass sich die Freiwilligen auf einen anderen Lebensstil einstellen müssen, der unter Umständen nicht den aus Deutschland gewohnten Standards entspricht (weltwärts 2021h).

Angesichts des Fokus‘ dieser Arbeit auf Freiwilligen of Color ist es allerdings wichtig, nicht nur die allgemeinen Rahmenbedingungen, die dieses Programm bietet, zu beachten. Im folgenden Kapitel wird es daher im Speziellen um People of Color im Kontext von *weltwärts* gehen.

### 2.3. People of Color im *weltwärts*-Programm

Nachdem 2011 eine erste umfangreiche Evaluation des *weltwärts*-Programms durch ein Gutachter\*innen-Team des Rambøll Management Consulting stattgefunden hatte, wurde in der daran anschließenden Nacherhebung deutlich, dass es einige Zielgruppen gibt, die unter den entsandten Freiwilligen unterrepräsentiert waren: „junge Erwachsene mit Migrationshintergrund“<sup>8</sup>, „[j]unge Erwachsene mit laufender oder abgeschlossener Berufsausbildung“, „junge

---

<sup>8</sup> Einer Empfehlung des *Mediendienstes Integration* folgend wird der Begriff ‚Migrationshintergrund‘ in dieser Arbeit weitgehend vermieden und nur aus direkten Zitaten übernommen. Diese Entscheidung beruht auf der Tatsache, dass der Begriff weder etwas über die konkreten Lebensrealitäten der bezeichneten Personen aussagt, noch allgemein zutreffend das Gemeinte beschreibt, denn viele der damit beschriebenen Personen wurden schon in Deutschland geboren und sind nicht selbst zugewandert. Darüber hinaus wird die Bezeichnung von manchen Menschen als stigmatisierend empfunden. Stattdessen werden Alternativen wie ‚Mensch mit internationaler (Familien-) Geschichte‘ oder ‚mit internationalem (Familien-) Hintergrund‘ bevorzugt. (Mediendienst Integration 2020)

Erwachsene aus einkommensschwachen Familien“, „junge Erwachsene mit Behinderung“, „junge Erwachsene aus ländlichen Gebieten“, „junge Erwachsene aus ostdeutschen Gebieten“, „junge Männer“ und „qualifizierte und ältere junge Erwachsene im Alter von 23 bis 28 Jahren“ (weltwärts 2013: 91). Diese Erkenntnis ist insofern für diese Arbeit relevant, als dass die Gruppe der jungen Erwachsenen mit internationaler Familiengeschichte sich zu einem nicht unerheblichen Teil mit der in dieser Forschung fokussierten Gruppe der People of Color überschneidet. Für die Definition der Bezeichnung *People/Person of Color* wurde in der vorliegenden Arbeit die Begriffserklärung der Initiative *Weltwärts in Color* herangezogen. Dementsprechend handelt es sich um eine Selbstbezeichnung von Menschen,

„die in Deutschland von rassistischer Diskriminierung betroffen sind. People of Color beschreibt alle Menschen, die in der Gesellschaft als nicht weiß gelten. Dabei geht es nicht darum wie hell oder dunkel die Farbe der Haut ist, sondern darum ob man von der Mehrheit als „anders“ markiert wird.“ (Weltwärts in Color 2021e, Herv.i.O.)

Selbstverständlich muss bedacht werden, dass nicht alle Menschen mit internationaler Geschichte auch People of Color sind und nach der unten genannten Definition (s. S.23) haben auch nicht alle People of Color einen „Migrationshintergrund“ (Kruza 2018: 77). Mangels spezifischerer Daten, wird hier nichtsdestotrotz auf eine aussagekräftige Überschneidung beider sozialer Gruppen vertraut.

Um das Erreichen der Zielgruppen durch das *weltwärts*-Programm zu optimieren, wurde von einer eigens eingerichteten Arbeitsgruppe, bestehend aus zivilgesellschaftlichen Akteur\*innen und der *Koordinierungsstelle weltwärts* und unter Leitung von Karin Schüler (Koordinierungsstelle *weltwärts*) und Jan Wenzel (Stiftung Nord-Süd Brücken), eine überarbeitete und intensivierte Internetpräsenz vor allem in sozialen Medien vorgeschlagen. In einer dreijährigen Pilotphase sollten sich die Akteur\*innen des *weltwärts*-Programms und der Entsendeorganisationen besonders auf die Ansprache folgender Gruppen konzentrieren: „junge Erwachsene mit Behinderung“, „junge Erwachsene mit laufender oder abgeschlossener Berufsausbildung“ und „junge Erwachsene nichtdeutscher Staatsbürgerschaft mit dauerndem Aufenthaltstitel bzw. junge Erwachsene mit Migrationshintergrund“ (weltwärts 2013: 95). Hinsichtlich der zuletzt genannten Zielgruppe sollte zunächst durch eine weitere Erhebung erfasst werden, welche Hürden Menschen mit nichtdeutscher Staatsbürgerschaft beziehungsweise mit einer internationalen Familiengeschichte von einer Teilnahme am Programm abhalten. Außerdem sollten Informati-

onsveranstaltungen speziell für diese Zielgruppe veranstaltet und Praxisworkshops mit „relevanten Akteurinnen und Akteuren“ (ebd.: 96) durchgeführt werden. Auch Rückkehrer\*innen, die dieser Zielgruppe entsprechen, sollen in diese Veranstaltungen eingebunden werden. Des Weiteren wurde der Kontakt zu sogenannten „Brückenorganisationen“ (ebd.: 98) angestrebt, die Informationen zum *weltwärts*-Programm unter den entsprechenden Zielgruppen verbreiten sollen. Zur praktischen Umsetzung dieser Maßnahmen wurde eine Fach-AG Diversität gegründet, die sich aus *weltwärts*-Akteur\*innen sowie aus Expert\*innen zu den jeweiligen Themengebieten (Migration, Berufsausbildung, Behinderung) zusammensetzen sollte. Schließlich wurde vereinbart, die Umsetzung der Maßnahmen wissenschaftlich zu begleiten, um deren Wirkung zu überprüfen. (*weltwärts* 2013: 94-99)

Seit 2015 wird in Ehemaligenbefragungen durch *weltwärts* dementsprechend nun auch nach dem internationalen Familienhintergrund der Teilnehmer\*innen gefragt. In ihrer 2018 veröffentlichten Studie wertet die Koordinatorin des *Kompetenzzentrums für Menschen mit Migrationshintergrund* (KOMI) Susanne Kruza die Befragung der Freiwilligenjahrgänge 2014 bis 2016 hinsichtlich der Freiwilligen mit internationaler Familiengeschichte aus. Der „Migrationshintergrund“ (Kruza 2018: 77) umfasst in den *weltwärts*-Ehemaligenbefragungen in Anlehnung an die Definition des Statistischen Bundesamtes alle Menschen,

„die entweder selbst als Ausländer/in nach Deutschland zugewandert sind oder die als Ausländer/in in Deutschland geboren wurden oder diejenigen, bei denen zumindest ein Elternteil als Ausländer/in nach Deutschland zugewandert ist bzw. als Ausländerin in Deutschland geboren wurde.“ (Kruza 2018: 77)

Dieses Verständnis orientiert sich also vor allem an dem Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Kruza macht deutlich, dass es jedoch selbstverständlich auch davon abweichende, subjektive Verständnisse von dieser Kategorie geben kann. In ihrer Studie gaben von den 228 Befragten für das Jahr 2016 45 Leute an, eine europäische, zwei eine nordamerikanische, vier eine süd-mesoamerikanische, vier eine afrikanische und 16 eine asiatische Familiengeschichte zu haben. Die restlichen Befragungsteilnehmer\*innen machten diesbezüglich keine Angaben. (Kruza 2018: 77-83)

In ihrer Analyse kommt die Autorin zum Schluss, dass junge Menschen mit internationaler Familiengeschichte im *weltwärts*-Programm (auch bis zu drei Jahren nach Implementierung der oben beschriebenen Maßnahmen) noch teils unterrepräsentiert sind. Während rund 22,5% der Gesamtbevölkerung Deutschlands eine internationale Geschichte besäßen, hätten dies nur 12 bis 13% der *weltwärts*-Freiwilligen der Jahrgänge 2014 bis 2016 angegeben. (Kruza 2018: 80)

In der aktuellsten Freiwilligenbefragung aus dem Jahr 2020 gaben dies 15% der Teilnehmer\*innen an (weltwärts 2020: 1). Jedoch differenziert die Autorin diesen Vergleich im Folgenden: es müsse unterschieden werden zwischen in Deutschland lebenden Deutschen mit internationalem Familienhintergrund und Ausländer\*innen mit einem solchen. Letztere dürfen nur bei Besitz einer dauerhaften Aufenthaltsgenehmigung am Programm teilnehmen (s. Kapitel 3.1.) und können daher nicht in den Vergleich einbezogen werden. Ebenso wichtig ist es, das Alter der Vergleichsgruppen zu berücksichtigen, da ein *weltwärts*-Dienst nur zwischen 18 und 28 (in Ausnahmefällen bis 35) Jahren möglich ist. Folglich sollten auch nur Zahlen dieser Altersgruppe als Vergleichswert herangezogen werden. Unter den 15 bis 20 jährigen Deutschen haben über 19% eine internationale Familiengeschichte, unter den 20 bis 25 jährigen sind es 12,4% und unter den 25-30 jährigen 10,5%. Es wird also deutlich, dass der Anteil der Teilnehmenden am *weltwärts*-Programm verglichen mit der niedrigsten Altersspanne deutlich unterrepräsentiert ist. In den höheren Altersgruppen liegt eine ungefähre Repräsentanz der gesamtdeutschen Bevölkerung im Programm vor. (Kruza 2018: 80) Susanne Kruza macht an dieser Stelle jedoch eine wichtige Bemerkung:

„Wird dieses Ergebnis nur auf Deutsche mit Migrationshintergrund bezogen [und nicht auf in Deutschland lebende Ausländer\*innen; Anm. S.O.], so entspricht dieser Anteil in etwa dem Anteil der Deutschen mit Migrationshintergrund an der Gesamtbevölkerung in den vergangenen Jahren, allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dem Anteil der Deutschen mit Migrationshintergrund der kommenden Jahre.“  
(Kruza 2018: 80)

Den statistischen Daten ist nämlich zu entnehmen, dass der Anteil an Menschen mit internationalem Hintergrund in Deutschland in den jüngeren Generationen stetig zunimmt. Dementsprechend muss auch *weltwärts* in Zukunft kontinuierlich weiter daran arbeiten, diese Entwicklung in seinem Programm widerzuspiegeln, um diese Zielgruppe (weiterhin) angemessen zu repräsentieren.

Um in Zukunft also nochmal verstärkt auf potenzielle Freiwillige mit internationaler Familiengeschichte einzugehen, wurde 2017 das *Kompetenzzentrum für Menschen mit Migrationshintergrund* (KOMI) als letztes von drei Zentren für die oben genannten Schwerpunktgruppen gegründet. An diesem Ort sollen Maßnahmen zur Information von „junge[n] Menschen, die einen sogenannten Migrationshintergrund oder eine internationale Familiengeschichte haben, sich als People of Color oder Neue Deutsche verstehen oder aus Einwandererfamilien kommen“ (KeF 2017), koordiniert werden. Ebenso soll sie als Beratungsstelle für migrantische Organisationen

dienen, die als Entsendeorganisation fungieren möchten. Betreut wird das Kompetenzzentrum von dem South African German Network Deutschland e.V., dem transfer e.V. und der JàppogUG – alle Vereine betätigen sich ebenfalls als Entsendeorganisation und arbeiten schon länger im migrantischen Umfeld. (KeF 2017)

Aber nicht nur innerhalb der *weltwärts*-Strukturen widmen sich Menschen der Thematik. Nach ihrem Freiwilligendienst über das *weltwärts*-Programm gründeten einige Freiwillige of Color 2013 die Initiative *Weltwärts in Color* (Weltwärts in Color 2021a). Die Mitglieder definieren sich selbst auf Grundlage rassistischer Diskriminierungserfahrungen als People of Color (Weltwärts in Color 2021b). Sie haben sich zum Ziel gesetzt, mehr People of Color in das *weltwärts*-Programm zu inkludieren und wollen dies durch Sensibilisierung von Entsendeorganisationen „für Themen wie Rassismus und kritisches Weißsein“ (Weltwärts in Color 2021c), durch Informationsangebote auf *weltwärts*-Seminaren, durch das Schaffen von Schutzräumen für Freiwillige of Color und durch das Kontaktangebot für am Freiwilligendienst interessierte People of Color umsetzen (ebd.). Zusätzlich bringen sich die Mitglieder der Initiative in Planungsprozesse neuer *weltwärts*-Projekte ein und versuchen diese durch postkoloniale Kritik und das Aufzeigen reproduzierter Machtstrukturen und Stereotype zu beeinflussen (Weltwärts in Color 2021d).

Es kann also durchaus davon ausgegangen werden, dass Menschen mit einer internationalen Familiengeschichte und damit auch People of Color aktiv in das *weltwärts*-Programm eingebunden werden sollen. Diverse Studien und Maßnahmen wurden durchgeführt, um ihre Teilhabe zu steigern. In Kapitel 3.1., in dem es um die Voraussetzungen für einen Freiwilligendienst geht, wird jedoch auch deutlich, welche Hürden für People of Color weiterhin bestehen und im Laufe der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der drei Forschungsteilnehmerinnen (Kapitel 4) werden darüber hinaus konkrete Schwachstellen in der praktischen Programmumsetzung deutlich.

### 3. Vor dem Einsatz: die Freiwilligen

Die im letzten Kapitel angesprochenen Hürden, die die Teilnahme am *weltwärts*-Programm erschweren, werden durch die Voraussetzungen geschaffen, die Teilnehmer\*innen mitbringen müssen, um die Chance auf einen Platz im Programm zu bekommen. Daher sollen diese hier zunächst beleuchtet werden, um zu verdeutlichen, wer die Personen sind, die einen Freiwilligendienst im Globalen Süden leisten. Außerdem wird auf die konkreten Konditionen eingegangen, die die Teilnehmerinnen der hier vorgelegten Forschung erfüllen mussten.

In einem zweiten Schritt wird die Motivation von Freiwilligen generell und von den Forschungsteilnehmerinnen im Konkreten vorgestellt. Anhand dieser beiden Ansatzpunkte wird zum einen versucht zu verdeutlichen, welche Personen grundsätzlich für einen Freiwilligendienst ins Ausland gehen. Zum anderen sollen aber auch die Hintergründe der ehemaligen Freiwilligen offengelegt werden, um deren Erfahrungen und Selbstwahrnehmung es in dieser Arbeit geht.

Schließlich widmet sich der dritte Teil dieses Kapitels der Vorbereitung auf einen *weltwärts*-Freiwilligendienst. Sowohl die von den Entsendeorganisationen durchgeführten Vorbereitungseminare als auch die individuelle Vorbereitung der Teilnehmer\*innen werden dabei untersucht.

### 3.1. Voraussetzungen für einen *weltwärts*-Freiwilligendienst

Im *weltwärts*-Programm sind die Voraussetzungen für einen Freiwilligendienst im Globalen Süden sehr klar vorgegeben. Auf der offiziellen Internetseite des Programms wird zwischen Voraussetzungen, die formal erfüllt werden müssen, und Kompetenzen im persönlichen und sozialen Bereich (*weltwärts* 2021g), die die Bewerber\*innen mitbringen sollten, unterschieden. Zu den Formalia zählt ein gewisses Alter, das zwischen 18 und 28 Jahren liegen sollte. Bewerber\*innen mit einer Behinderung<sup>9</sup> können bis zum Alter von 35 Jahren teilnehmen. (*weltwärts* 2021g) Nicole Wyszecki stellt in ihrer Arbeit die Vermutung auf, dass die Volljährigkeit zur rechtlichen Absicherung der Entsendeorganisationen gegeben sein muss (Wyszecki 2021: 32). Des Weiteren sollen die Bewerber\*innen über eine ausreichende Gesundheit verfügen sowie einen Haupt-, Real-, oder Förderschulabschluss mit abgeschlossener Berufsausbildung oder alternativ ein (Fach-) Abitur besitzen (*weltwärts* 2021g). Bezüglich der gesundheitlichen Belastbarkeit merkt Wyszecki an, dass diese Voraussetzung auf versicherungstechnischen Gründen beruhen kann, ebenso wie auf Überlegungen hinsichtlich der Vereinbarkeit von medizinischem Bedarf und Gesundheitsversorgung im Einsatzgebiet (Wyszecki 2021: 32). Ein weiteres Kriterium ist die deutsche Staatsbürger\*innenschaft oder alternativ ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht in Deutschland (*weltwärts* 2021g).

Zu den ‚soft skills‘, die von künftigen *weltwärts*-Freiwilligen erwartet werden, zählen laut offizieller Website ‚Teamfähigkeit, Offenheit, Lernbereitschaft, Eigeninitiative, Begeisterung für

---

<sup>9</sup> In der vorliegenden Arbeit wird von Erwachsenen / Freiwilligen / Bewerber\*innen mit Behinderung gesprochen, um die jeweils gemeinten Menschen nicht auf ihre Behinderung zu reduzieren, sondern die Rolle, in der sie auftreten und die im jeweiligen Kontext relevant ist, zu betonen.

gesellschaftliches Engagement und die Auseinandersetzung mit entwicklungspolitischen Zusammenhängen [und] Grundkenntnisse der im Gastland gesprochenen Sprache“ (weltwärts 2021g). Hier kann mit Blick auf die drei Interviewteilnehmerinnen angemerkt werden, dass diese zu Beginn ihres Freiwilligendienstes ausschließlich die Kolonialsprache ihrer Gastländer, welche in allen drei Fällen Englisch ist, sprachen (Interview\_Sandra: 114; Interview\_Emma: 134; Interview\_Amira: 157). Die jeweiligen Regionalsprachen, Kinyarwanda (Ruanda), Swahili (Tansania) und Bengali (Indien) lernten Sandra, Emma und Amira erst im Laufe ihres Freiwilligendienstes vor Ort.

Ein weiterer äußerst wichtiger Aspekt, der hinsichtlich der Voraussetzungen für einen internationalen Freiwilligendienst nicht vernachlässigt werden darf, ist die Finanzierung. Denn im Laufe eines Auslandsaufenthaltes fallen enorme Kosten an: Reisekosten, Miete der Unterkunft, Lebenshaltungskosten, Versicherungsbeiträge, Visakosten, Gebühren für Sprachkurse, Kosten der diversen Seminare zur Vorbereitung, Begleitung und Nachbereitung und auch ein gewisser Betrag zur freien Verfügung für den\*die Freiwillige\*n vor Ort. Im Vergleich zu kommerziellen Freiwilligenagenturen werden beim *weltwärts*-Programm die meisten Kosten vom BMZ (75% der Kosten) und den Entsendeorganisationen (25% der Kosten) übernommen. Die Freiwilligen müssen lediglich für eventuell anfallende Visakosten und Kosten für Reisen zu den bei manchen Entsendeorganisationen stattfindenden Bewerbungs-/Auswahltreffen innerhalb Deutschlands aufkommen. (weltwärts 2021b) Die *Kolping Jugendgemeinschaftsdienste* beziffern die Kosten für den\*die Freiwillige beispielsweise auf 50 Euro für das Info-/Auswahlseminar plus Kosten, die für Visum, Gesundheitsvorsorge und Eigenbedarf im Projektland anfallen (Kolping o.J.a).

Des Weiteren werden Freiwillige aufgefordert, Spenden für ihre Entsendeorganisation zu sammeln, um diese finanziell zu unterstützen. Jedoch wird auf der offiziellen Website des *weltwärts*-Programms ausdrücklich erwähnt, dass diese Spenden keine Bedingung für die Teilnahme an dem Programm sind. (weltwärts 2021b) Bei Emmas Entsendeorganisation hingegen wird der Aufbau eines Spender\*innenkreises beziehungsweise das Engagement für das Partner\*innenprojekt durchaus als „Voraussetzung“ (Kolping o.J.a) benannt. Es wird sogar das Ziel von 250 Euro im Monat angegeben, wobei andererseits erwähnt wird, dass die Höhe der Spenden nicht über den Einsatz entscheide (ebd.). Auch der SCI stellt den Aufbau eines Spender\*innenkreises als festen Bestandteil seines Finanzierungskonzeptes vor und erwartet von seinen *weltwärts*-Freiwilligen insgesamt 2.400 Euro Spenden, also 200 Euro pro Monat (SCI o.J. a). Ob auf den Beträgen allerdings tatsächlich kompromisslos beharrt wird, bleibt unklar.

Zwar versucht das *weltwärts*-Programm wie die meisten Anbieter\*innen von Voluntariaten, allen Interessierten „unabhängig von Herkunft, Gender, Geschlecht, physischen und sozialen Merkmalen“ (Wyszecki 2021: 31) einen Freiwilligendienst im Ausland zu ermöglichen. Anhand dieser offiziellen Angaben wird jedoch deutlich, dass zwangsläufig einige Gruppen aus dem Programm ausgeschlossen werden. Zunächst ist offensichtlich, dass Menschen, die die Volljährigkeit noch nicht erreicht haben, oder älter als 28 (beziehungsweise 35) Jahre sind, nicht am *weltwärts*-Programm teilnehmen können. Weiterhin besteht das Risiko, dass Menschen mit einem bestimmten Krankheitsbild ausgeschlossen werden, wenn dieses nicht mit den Gegebenheiten im potenziellen Einsatzort zu vereinbaren scheint. Es ist fraglich, wie diese Einschränkung mit dem expliziten Wunsch der Verantwortlichen nach mehr Inklusion im Programm einhergeht. Ebenso steht der Freiwilligendienst offiziell Absolvent\*innen aller Bildungswege offen, jedoch merkt Nicole Wyszecki an, dass in Werbetexten für Freiwilligendienste nichtsdestotrotz häufig davon ausgegangen wird, dass solch ein Einsatz nach der Matura (dem österreichischen Äquivalent zum deutschen Abitur) absolviert wird (Wyszecki 2021: 33). Solche Annahmen können Menschen ohne einen solchen Abschluss verunsichern und wirken daher mitunter exkludierend. Auch die letzte Freiwilligenbefragung durch *weltwärts* aus dem Jahr 2020 zeigt, dass Teilnehmer\*innen ohne (Fach-) Abitur mit 2% an der gesamten Teilnehmer\*innen-Zahl extrem unterrepräsentiert sind (weltwärts 2020: 1). Darüber hinaus stellt auch die deutsche Anti-Bias Multiplikatorin und systemische Beraterin Kristina Kontzi in ihrer Monographie „Postkoloniale Perspektive auf „weltwärts“. Ein Freiwilligendienst in weltbürgerlicher Absicht“ (2015) fest, dass es seit Beginn des Programms zu einem ganz überwiegenden Teil Abiturient\*innen sind, die einen *weltwärts*-Freiwilligendienst absolvieren. Wird diese Tatsache mit der Erkenntnis in Verbindung gesetzt, dass „Bildung in Deutschland stark an die sozioökonomische Positionierung gebunden ist“ (Kontzi 2015: 111), kann davon ausgegangen werden, dass auch Menschen niedrigerer ökonomischer Klassen stark unterrepräsentiert sind. (Kontzi 2015: 111) Eine weitere Ebene des Ausschlusses tut sich hinsichtlich der Staatsbürger\*innenschaft auf: nur Bewerber\*innen mit deutscher Staatsbürger\*innenschaft beziehungsweise mit einem dauerhaften Aufenthaltstitel in Deutschland werden berücksichtigt (weltwärts 2021g). Wie in Kapitel 2.3. bereits erwähnt, erfüllt ein nicht unerheblicher Teil der in Deutschland lebenden Menschen mit einer internationalen Familiengeschichte diese Voraussetzungen nicht. Diese Einschränkung steht damit auch dem Ziel im Wege, mehr junge Menschen mit einem solchen internationalen Hintergrund in das Programm zu integrieren.

Schließlich kann angesichts der Finanzierung eines *weltwärts*-Freiwilligendienstes gesagt werden, dass der Eigenanteil der Freiwilligen verglichen mit Angeboten anderer Freiwilligenagenturen sehr gering ist. Trotzdem darf nicht unterschätzt werden, dass auch die Kosten, die nach Abzug aller Förderungen noch von den Freiwilligen getragen werden müssen, mitunter für einige Familien immer noch eine Hürde darstellen, die entsprechende Freiwillige von einer Teilnahme abhalten kann. Auch die Präsentation des Spender\*innenkreis-Konzepts auf der Homepage der *Kolping Jugendgemeinschaftsdienste* und des SCI (s.o.) kann mitunter abschreckend wirken, da trotz der Versicherung, dass die gesammelte Geldmenge nicht über die Teilnahme am Projekt entscheidet, das konkrete Ziel von 250 Euro im Monat bzw. 2.400 Euro insgesamt ausgegeben wird (Kolping o.J.a; SCI o.J.a). Dieser Umstand muss in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt werden, weil Menschen mit (vor allem außereuropäischer) Familiengeschichte in Deutschland überproportional von Armut betroffen sind (Bundeszentrale für politische Bildung 2020) und daher auch mit den vergleichsweise niedrigen Kosten dieses Freiwilligenprogramms eventuell überlastet sein können<sup>10</sup>.

Kristina Kontzi fasst diese Erkenntnisse schließlich zusammen, indem sie die typische *weltwärts*-Freiwillige charakterisiert:

„eine Abiturientin von Anfang 20 mit deutscher Staatsangehörigkeit und ohne anerkannte Behinderung. Sie kommt außerdem aus einer Akademiker\_innenfamilie, in der vorwiegend Deutsch gesprochen wird, die ein hohes Erwerbsniveau hat und im Westen Deutschlands lebt.“ (Kontzi 2015: 113)

Mit Blick auf die Interviewpartnerinnen der hier vorgelegten Forschung lässt sich dieses Bild teilweise durchaus bestätigen. Alle drei Teilnehmenden identifizieren sich als Frau und haben ihren Freiwilligendienst im Anschluss an ihr Abitur absolviert. Dementsprechend waren sie zur Zeit ihres Freiwilligendienstes zwischen 18 und 19 Jahre alt. Eine Teilnehmerin kommt gebürtig aus Schleswig-Holstein, eine aus Berlin und eine Teilnehmerin wurde in einem anderen europäischen Land geboren und ist nach ihrem 16. Lebensjahr nach Deutschland gezogen.

---

<sup>10</sup> Das Einkommen der Familien der Forschungsteilnehmerinnen wurde in den Interviews nicht abgefragt.

### 3.2. Motivation für einen Freiwilligendienst im Globalen Süden

Nicht nur die offiziellen und inoffiziellen Voraussetzungen für einen Freiwilligendienst im Ausland schränken das Feld möglicher Teilnehmer\*innen ein. Auch das eigene Selbstverständnis, Bedürfnisse und die daraus resultierende Motivation<sup>11</sup> entscheiden mit darüber, ob ein junger Mensch sich als Freiwillige\*r engagiert oder nicht. Im Folgenden wird es also zunächst darum gehen, zu ergründen, welche Motive grundsätzlich zu einem Freiwilligendienst anregen. Im Anschluss daran sollen die konkreten Gründe der Teilnehmerinnen dieser Forschung offengelegt und vor dem Hintergrund der zuvor erarbeiteten Theorie analysiert werden.

In einem ersten Schritt geht es also um die generellen Motive, die junge Menschen dazu bringen, sich ehrenamtlich zu engagieren. Die US-amerikanischen Psycholog\*innen E. Gil Clary, Mark Snyder, Robert D. Ridge, John Copeland, Arthur A. Stukas, Julie Haugen und Peter Miene haben dazu 1998 eine umfangreiche Studie durchgeführt und aus einem funktionalen Ansatz heraus interpretiert. Bei diesem Ansatz wird angenommen, dass Menschen auf eine gewisse Weise handeln, um eine bestimmte psychologische Funktion zu erfüllen. Welche Funktion dabei verfolgt wird, kann sich auch bei der gleichen Handlung je nach Person unterscheiden. Dementsprechend kann auch Freiwilligenarbeit zur Erfüllung ganz unterschiedlicher Funktionen ausgeübt werden, die sich in den jeweiligen Motiven der Freiwilligen widerspiegeln. Die Autor\*innen dieser Studie identifizieren sechs Funktionen, die mit dem ehrenamtlichen Engagement erfüllt werden sollen: die Wertefunktion, die Erfahrungsfunktion, die soziale Funktion, die Karrierefunktion, die Schutzfunktion und die Selbstwertfunktion (s. Tabelle 2). (Clary et al. 1998: 1517f.)

Teilweise lassen sich diese Beweggründe auch in der Studie „Motive für einen Freiwilligendienst und die Identitätsentwicklung im späten Jugendalter“ (2003) von den deutschen Psychologen Tobias Krettenauer und Niki Gudulas wiederfinden. In ihren Befragungen ehemaliger Auslandsfreiwilliger kristallisieren sich die Motive „Auslandserfahrung“, „Ideale“, „Berufsqualifikation“, „Ablösung vom Elternhaus/Selbstfindung“ und „berufliche Orientierung“ (Krettenauer/Gudulas 2003: 225) als die zentralen Antriebskräfte für einen Freiwilligendienst heraus. Die Kategorie „Ideale“ (ebd.) kann dabei der Wertefunktion von Clary, Snyder, Ridge, Copeland, Stukas, Haugen und Miene zugerechnet werden. Besonders ist diese Form der Motivation in der vorliegenden Forschung bei Amira zu finden.

---

<sup>11</sup> Darunter wird hier der Prozess verstanden, der das Aufstellen und Bewerten von Zielen umfasst und zu einem „messbare[n], generalisierte[n] Aktivierungsniveau“ (Achtziger et al. 2019) führt.

<b>Funktion</b>	<b>Beschreibung</b>
Wertefunktion	Die Freiwilligentätigkeit ermöglicht es, eigene Wertvorstellungen zum Ausdruck zu bringen, bspw. indem man bedürftigen Menschen hilft, da man um das Wohlergehen anderer besorgt ist und Mitgefühl empfindet.
Erfahrungsfunktion	Die Freiwilligentätigkeit ermöglicht es, Neues zu erlernen, Interessen nachzugehen, praktische Erfahrungen zu sammeln, ein spezifisches soziales Umfeld kennen zu lernen und nicht zuletzt sich selbst besser zu verstehen.
Soziale Funktion	Durch die Freiwilligentätigkeit wird die eigene Einbindung in eine Gruppe verstärkt; der Erwartung des sozialen Umfelds (etwa wenn Familie und Freunde ebenfalls freiwillig tätig sind) kann durch eigenes Engagement entsprochen werden.
Karrierefunktion	Die Freiwilligentätigkeit dient der eigenen beruflichen Karriere; Kontakte können geknüpft werden; für den Beruf dienliche Fähigkeiten und Fertigkeiten lassen sich erwerben; verschiedene berufliche Möglichkeiten können ausprobiert werden.
Schutzfunktion	Die Freiwilligentätigkeit bietet Ablenkung von eigenen Sorgen, reduziert Gefühle von Einsamkeit und entlastet von Schuldgefühlen aufgrund der Tatsache, es besser zu haben als andere Menschen.
Selbstwertfunktion	Die Freiwilligentätigkeit vermittelt das Gefühl, gebraucht zu werden, steigert das Selbstwertgefühl und bietet die Gelegenheit, neue Menschen kennen zu lernen.

**Tabelle 2:** Funktionen der Freiwilligenarbeit (nach Wyszeccki 2021: 41 in Bezug auf Clary et al. 1998)

Amira spricht von ihrem damaligen Wunsch, etwas Gutes tun und anderen Menschen helfen zu wollen (Interview\_Amira: 160) und bezieht sich dabei genau auf die Punkte, die die oben beschriebene Wertefunktion ausmachen. Aspekte des Motivs „Berufsqualifikation“ (Krettenauer/Gudulas 2003: 225) lassen sich mit der Karrierefunktion in Verbindung bringen, und die Antriebsgründe „Ablösung von Elternhaus/Selbstfindung“ und „berufliche Orientierung“ (ebd.) werden in Teilen von der Erfahrungsfunktion abgedeckt. Keine dieser Motivationen

spielte jedoch eine Rolle bei der Entscheidung der drei Interviewteilnehmerinnen für einen Freiwilligendienst.

Das nach Krettenauer und Gudulas stärkste Motiv zur Teilnahme an internationalen Freiwilligendiensten ist jedoch der Wunsch nach „Auslandserfahrung“ (ebd.). Dieses Motiv findet sich in der zuvor genannten Studie nicht, was der Tatsache geschuldet ist, dass diese sich nicht explizit mit freiwilliger Arbeit im Ausland beschäftigt, sondern diese im nationalen Kontext der USA untersucht (Clary et al. 1998). Auch in der hier vorgelegten Arbeit tritt dieses Motiv in allen drei Fällen in unterschiedlichen Ausprägungen auf. Während Sandra die Chance auf das Kennenlernen des Geburtslandes ihres Vaters, Ruanda, als große Motivation angibt („Also mir ging es darum, das Land an sich zu erleben, weil ich nicht mit meinem Vater aufgewachsen bin, aber wusste, dass er aus Ruanda ist.“, Interview\_Sandra: 108), scheint Emmas Motivation bezüglich einer Reise „nach Afrika“ (Interview\_Emma: 135) ähnliche Gründe zu haben. Die Familie ihres Vaters stammt aus Tansania, was sie zum Zeitpunkt der Bewerbung allerdings noch nicht konkret wusste. Daher zog es sie eher grundsätzlich auf den Kontinent. Erst nach einiger Zeit habe sie von einem Familienmitglied erfahren, dass sie zufällig in ein Projekt nahe ihrer tansanischen Familie geschickt wurde. (Interview\_Emma: 135) Für Amira war schließlich die Auslandserfahrung an sich die treibende Kraft hinter ihrer Entscheidung für einen *weltwärts*-Freiwilligendienst. Da ihr Vater aus dem Iran kommt und ein Teil ihrer Familie dort, aber auch in anderen Ländern lebt, sei sie es von jeher gewohnt gewesen, viel zu reisen, sodass sie die Möglichkeit eines Jahres im Ausland sehr gereizt habe. Das konkrete Ziel sei ihr dabei egal gewesen, vielmehr sei es „keine Entscheidung für ein Land, sondern für eine Organisation“ (Interview\_Amira: 161) gewesen. (Interview\_Amira: 160f.)

Tobias Krettenauer und Niki Gudulas bringen die verschiedenen Motive für einen internationalen Freiwilligendienst mit unterschiedlichen Stufen der Identitätsfestigkeit in Verbindung. Interessant für diese Arbeit sind vor allem die Erkenntnisse, dass junge Erwachsene, die sich auf Identitätssuche befinden, grundsätzlich eher dazu neigen, einen Freiwilligendienst zu absolvieren. Besonders die Motive „Ablösung vom Elternhaus/Selbstfindung“ und „berufliche Orientierung“ (Krettenauer/Gudulas 2003:225) scheinen mit diesem Identitätsfindungszustand einherzugehen. (Krettenauer/Gudulas 2003: 226f.) Zwar lässt sich keines der Motive zu einer der Forschungsteilnehmerinnen zuordnen, jedoch spricht Emma mehrmals davon, dass sie ihren „Platz [...] finden“ (Interview\_Emma: 137) wollte. Aufgrund ihres Aussehens, besonders ihrer Haare, habe sie sich sowohl in dem anderen europäischen Herkunftsland als auch in Deutschland nie komplett zugehörig gefühlt. Der Wunsch, ihre Identität zu festigen, scheint bei Emma also sehr wohl einen Teil ihrer Motivation ausgemacht zu haben. (Interview\_Emma: 137)

Schließlich ist es angesichts des Themas der vorliegenden Arbeit angebracht, auch die Motive für einen internationalen Freiwilligendienst von People of Color zu beleuchten. Der US-amerikanische Bildungshistoriker Jonathan Zimmermann gibt dazu in „Beyond double consciousness. Black Peace Corps volunteers in Africa, 1961-1971“ (1995) einige interessante Einsichten. Er berichtet von ehemaligen afroamerikanischen Peace Corps Freiwilligen, die einen Einsatz in einem afrikanischen Land absolviert hätten, um ihren „Brothers and Sisters in developing countries“ (Zimmermann 1995: 999) zu helfen und ihre eigenen kulturellen Wurzeln ‚wiederzuentdecken‘. In den Berichten seiner Interviewpartner sei häufig das Narrativ des ‚Nach-Hause-Kommens‘ verwendet worden, was auf eine Verbindung zum Kontinent Afrika seitens der Freiwilligen schließen lässt, die sie mit ihrem Aufenthalt dort intensivieren wollten. Diese Erkenntnis kann auch auf die Berichte von Sandra und Emma übertragen werden. Für beide war die Chance auf eine Reise nach Afrika beziehungsweise in ein spezielles afrikanisches Land der Hauptmotivator für die Teilnahme an dem Freiwilligenprogramm. Zudem begründen beide diesen Wunsch mit einer familiären Bindung zu dem Kontinent oder dem Land, wobei sie ebenfalls betonen, dass der mögliche Kontakt zu ihren Familien zu Beginn nicht ihre Entscheidungen für einen Freiwilligendienst beeinflusst, sondern vor allem die ‚gefühlte‘ Verbindung zu dem Land/Kontinent eine Rolle gespielt habe. (Interview\_Sandra: 108; Interview\_Emma: 135)

Eine weitere interessante Perspektive auf das Reisen Schwarzer Menschen entwickelt die US-amerikanische Professorin für Afro American Studies der Howard Universität Amy Yeboah in „Reconceptualizing Black Students Going Abroad. Heritage Experience in Theory and Practice“ (2019). Sie geht in ihrer Arbeit auf die Tradition des Reisens aus afrikanischer Sicht ein. Anders als im Globalen Norden werde Reisen in vielen afrikanischen Kulturen nicht als Mittel zum Zweck der Erholung oder des Abenteuers gesehen, sondern als Tätigkeit, um Weisheit und Wissen zu erlangen (Yeboah 2019: 6f.). Diese grundlegende Verschiebung der Motivation für das Reisen sollte auch in dieser Arbeit nicht ignoriert werden. Zwar kann keine der in den Interviews angegebenen Motivationen direkt auf dieses Verständnis von Reisen zurückgeführt werden, jedoch ist zu erkennen, dass Reisen im Leben von Amira aufgrund ihrer Familiengeschichte eine andere Bedeutung zukommt als dies im rein touristischen Verständnis des Begriffs der Fall ist. Sie berichtet:

„ich bin auch damit aufgewachsen viel zu reisen. [...] Also wir waren viel im Iran, mindestens alle zwei, vier Jahre, weil einfach viel Familie da ist und ich habe selber

viel Familie verteilt, dadurch, dass viele geflohen sind und in verschiedenen Ländern wohnen. Von daher bin ich einfach ein Mensch, schon immer gewesen, der sehr viel unterwegs ist [...].“ (Interview\_Amira: 160f.)

Sie selbst verknüpft ihre Motivation für einen internationalen Freiwilligendienst also mit der Bedeutung, die das Reisen und ‚Unterwegs-Sein‘ in ihrer Familie einnimmt.

Aus den Interviews lassen sich noch weitere Gründe für die Teilnahme speziell am *weltwärts*-Programm schließen, die in der angegebenen Literatur bislang nicht thematisiert wurden. So war für Sandra besonders wichtig, dass der Auslandsaufenthalt ihre finanziellen Möglichkeiten nicht übersteigt und sie in der fremden Umgebung Kontaktpersonen hat, an die sie sich bei Problemen wenden kann:

„dann über weltwärts habe ich gedacht: hey, das könnte eigentlich cool sein, weil man das eben nicht selber finanzieren muss und [...] ich [komme] dann endlich mal nach Ruanda [...], wo ich normalerweise auch nicht einfach so hingefahren wäre, ohne jemals dagewesen zu sein und mich da auszukennen. Aber das dann in einem strukturierten Programm zu haben, wo Leute vor Ort sind, an die man sich wenden kann, war natürlich eine ziemlich gute Kombination.“ (Interview\_Sandra: 108)

Der Aspekt der professionellen Begleitung der Freiwilligen, den Sandra hier anspricht, wird im folgenden Kapitel weiter ausgeführt, in dem es um die Vorbereitung von *weltwärts*-Freiwilligen auf ihren Auslandsaufenthalt geht.

### 3.3. Vorbereitung auf einen *weltwärts*-Freiwilligendienst

Sind die Voraussetzungen für einen Freiwilligendienst mit dem *weltwärts*-Programm erfüllt und die künftigen Freiwilligen ihrer Motivation gefolgt, beginnt die Phase der Vorbereitung. Wie in Kapitel 2.2. bereits erwähnt, zeichnet sich das *weltwärts*-Programm unter anderem durch die intensive Vorbereitung, Begleitung und Nachbereitung der Freiwilligen in Form von Seminaren aus. Dabei sind mindestens zwölf vorbereitende Seminartage vorgeschrieben, in denen die Teilnehmenden in die „Lebens- und Alltagsrealität im Partnerland“ eingeführt werden, „Informationen zur Gesundheitsvorsorge“ und zur „Sicherheitslage im Partnerland“ erhalten, angeregt werden ihre „Rolle als internationale Freiwillige“ zu reflektieren und sich mit „Stereotypen, Rassismen und Kolonialismus“ auseinanderzusetzen und eine „Einführung in entwicklungspolitische Fragestellungen“ (*weltwärts* 2021c) erhalten. (*weltwärts* 2021c) Alle für die vorliegende Arbeit interviewten Freiwilligen berichteten von solchen Vorbereitungsseminaren

und auch auf den Homepages der jeweiligen Entsendeorganisationen lassen sich entsprechende Hinweise finden (SCI o.J.b; Kolping o.J.a). Beispielsweise verweist der SCI auf ein neuntägiges Vorbereitungsseminar in Deutschland und weitere Einheiten im Gastland (SCI o.J.b) und die GIZ sah die insgesamt vorgeschriebenen 25 Seminartage sogar als recht „knapp bemessen“ (GIZ 2014: 6) an und erweiterte diese bei Bedarf. Die befragten Teilnehmerinnen der hier vorliegenden Untersuchung hoben besonders hervor, wie wertvoll die antirassistische Einheit für die persönliche Auseinandersetzung mit ihrer Identität und für das Verständnis von Machtstrukturen und damit einhergehenden Diskriminierungserfahrungen in Deutschland für sie war. So erzählt Sandra beispielsweise, dass „viele Mechanismen und Verhaltensmuster und strukturelle Gegebenheiten dadurch für mich zum ersten Mal zugänglich gemacht“ (Interview\_Sandra: 128) worden seien. Sie konnte die im Seminar besprochenen Themen gut auf ihre eigenen Erfahrungen übertragen und hat „schon verstanden: [...] dass mich irgendwie ständig Leute fragen, wo ich herkomme oder warum ich so gut Deutsch spreche, damit hat es zu tun.“ (Interview\_Sandra: 128) Und auch Amira bemerkt, dass antirassistische Bildung in ihrer Schule nie ein Thema gewesen sei und das Vorbereitungsseminar ihr ein „Werkzeug an die Hand“ (Interview\_Amira: 176) gegeben habe, ihre Rassismuserfahrungen zu verstehen und einzuordnen. Zusätzlich betont Sandra, dass die dort vermittelten Denkanstöße bezüglich eigener Vorurteile und internalisierter Rassismen dazu beigetragen hätten, dass das Miteinander unter den mehrheitlich *weißen* Freiwilligen und ihr als Person of Color weitgehend harmonisch und respektvoll verlief: „ich glaube, das hat schon mal eine Grundlage gesetzt, dass das Verhältnis mit den anderen Freiwilligen dann auch irgendwie gut war“ (Interview\_Sandra: 112).

Diese Seminareinheiten zu antirassistischer Bildung waren jedoch nicht ausschließlich von positiven und lehrreichen Momenten für die beiden Freiwilligen of Color geprägt. Besonders Amira spricht ausführlich darüber, dass sie sich währenddessen durchaus unwohl gefühlt habe, weil sie „die einzige Person [war], die vielleicht als PoC gelesen werden kann“ (Interview\_Amira: 176) und das Gefühl hatte „irgendwie gucken jetzt alle auf mich und es geht um Rassismuserfahrung und ich weiß jetzt eigentlich auch gar nicht, was ich genau erzählen muss“ (ebd.). Zwar sei im Vorhinein eine Workshopleiterin auf sie zugekommen und habe sie über die anstehende Thematik informiert und ihr Verständnis ausgedrückt, falls Amira nicht an der Einheit teilnehmen wolle (ebd.). Jedoch habe sie sich, nachdem sie sich zur Teilnahme entschlossen hatte, trotz der Bemühungen um einen sensiblen Umgang „zur Schau gestellt“ (ebd.) gefühlt und sei mit einem „mulmigen Gefühl“ (ebd.) aus der Seminareinheit gegangen. Auch

Sandra berichtet von einer Antirassismus-Einheit in ihrem Vorbereitungsseminar, die die Perspektive von People of Color nicht ausreichend berücksichtigt habe (Interview\_Sandra: 128). Die Thematik sei unter dem Schlagwort „Critical Whiteness“ (ebd.) behandelt worden.

Der *Critical Whiteness* Ansatz vollzieht einen Perspektivwechsel, indem er sich nicht mehr primär mit der Konstruktion des ‚Anderen‘ beschäftigt, sondern stattdessen die Dekonstruktion des ‚Eigenen‘ in den Fokus nimmt (Walgenbach 2004: 1705). Zentral ist dabei die Erkenntnis, dass ‚Weißsein‘ oder eben ‚Whiteness‘ unhinterfragt als „Norm des Menschseins“ (Hobuß 2008: 205) angenommen wird. Dadurch werden nur die Merkmale der nicht-*weißen* ‚Anderen‘ explizit gemacht, während das ‚Eigene‘ das „Privileg der strukturellen Unsichtbarkeit“ (Walgenbach 2004: 1705) genießt. Gesellschaftlich relevant wird die Markierung des ‚Anderen‘ dadurch, dass sie nicht nur Unterschiede zum ‚Eigenen‘ hervorhebt, sondern auch Hierarchien zugunsten der *weißen* Position festlegt. Dabei bezieht sich der Begriff ‚Whiteness‘ keinesfalls ausschließlich auf biologische Merkmale, sondern benennt vielmehr die unsichtbaren sozialen Machtpositionen, die aus der Unterteilung in ‚Eigenes‘ und ‚Anderes‘ hervorgehen. (Walgenbach 2004: 1707)

Genau diese Perspektive, so Sandra, ist im Rahmen der Antirassismuseinheit des *weltwärts*-Seminars allerdings „wieder zu kurz gedacht, wenn man dann davon ausgeht, dass alle Freiwilligen, die hier dabei sind, eine Critical Whiteness Einheit brauchen, (lacht) weil es nur *weiße* Freiwillige gibt, die *weltwärts* machen.“ (Interview\_Sandra: 128, Herv.i.O.) Damit fasst Sandra das Problem sehr gut zusammen. Das Bild von Freiwilligen ist im *weltwärts*-Programm oder vielmehr in den Entsendeorganisationen, die für die Gestaltung der Seminare verantwortlich sind, offenbar immer noch ein sehr *weißes*. Es gibt zwar, wie in Kapitel 2.3. gezeigt, von offizieller Seite aus Bemühungen Menschen mit internationalem Familienhintergrund und damit auch People of Color im Programm präserter zu machen, jedoch scheinen die notwendigen Konsequenzen in der Praxis zumindest bis vor wenigen Jahren noch nicht gezogen worden zu sein.

Neben den Seminaren der Entsendeorganisation muss jedoch auch eine individuelle Vorbereitung auf den Freiwilligendienst stattfinden. Neben ganz praktischen Erledigungen, wie der Visumsbeantragung oder eventuell notwendigen Impfungen, ist für manche Einsatzstellen auch das Erlernen der dort gesprochenen Sprache Teil der persönlichen Vorbereitung. Emma, Sandra und Amira gaben in ihren Interviews jedoch an, die jeweilige Sprache erst im Laufe ihres Aufenthaltes erlernt zu haben. Emma erinnert sich zum Beispiel, dass die erste Zeit in ihrem Frei-

willigendienst „teilweise schwer [war], weil ich die Sprache nicht so gut konnte“ (Interview\_Emma: 144) und auch ihr Englisch sei nicht sonderlich gut gewesen. Die individuelle Vorbereitung hängt also tatsächlich sehr von der\*dem einzelnen Freiwilligen ab und erfüllt nicht unbedingt immer den Umfang, die die Entsendeorganisation sich wünscht.

Sind aber all die Hürden der Vorbereitung gemeistert, kann der Auslandsfreiwilligendienst beginnen. Um die Erfahrungen, die die drei Interviewpartnerinnen dabei gemacht haben, wird es im folgenden Kapitel gehen.

## 4. Während des Einsatzes: Erfahrungen im Ausland

Das folgende Kapitel widmet sich einem zentralen Teil der Forschungsfrage: Welche Erfahrungen machen Freiwillige of Color während ihres Freiwilligendienstes im Globalen Süden? Bereits aus der einschlägigen Literatur lassen sich einige wichtige Aspekte diesbezüglich ableiten. Aber besonders während der Interviews wurden verschiedene Themen relevant, die hier in je eigenen Unterkapiteln behandelt werden. Unterschiedliche Formen rassialisierter Zuschreibungen, mit denen die Forschungsteilnehmerinnen konfrontiert waren, spielten eine wichtige Rolle während der Zeit im Ausland. Aber auch das Gefühl von Zugehörigkeit bzw. Ausschluss und die Konfrontation mit bestimmten Geschlechterrollen sind Themenbereiche, die in dieser Analyse nicht übergangen werden dürfen. Zunächst werden jedoch die Positionen der Freiwilligen und ihre Beziehungen zu verschiedenen Kontaktpersonen zu analysieren, um den Kontext ihrer Erfahrungen zu verdeutlichen.

### 4.1. Positionen und Beziehungen im Freiwilligeneinsatz

Durch ihre Tätigkeiten vor Ort und die Charakteristika der Freiwilligendienste ergeben sich diverse Positionen, die die Freiwilligen besetzen, und Beziehungen, die sie eingehen können. In Abgrenzung zur in Kapitel 5 analysierten Selbstwahrnehmung sollen an dieser Stelle nicht grundsätzliche Identitätsaspekte thematisiert werden, die die Freiwilligen in ihrer Zeit im Ausland entwickeln, vertiefen oder verändern, sondern lediglich situationsbedingte, veränderbare, nicht zwangsläufig identitätsstiftende Rollen oder Positionen.

Aus einer vorangegangenen, nicht veröffentlichten Forschung im *Forschungsseminar Entwicklung, Medien und Intersektionalität* des Studiengangs Internationale Entwicklung an der Universität Wien zu der Frage ‚Welche Selbst- und Fremdpositionierungen werden in Blogs von *weltwärts*-Freiwillige entworfen?‘ haben die Autorinnen Constanze Alberts, Louisa Eggelmann, Hannah Trott und ich herausgefunden, dass Freiwillige im Ausland nicht nur die Rolle,

die mit ihrer offiziellen Tätigkeit einhergeht, zum Beispiel Lehrer\*in oder Erzieher\*in, einnehmen. Zusätzlich können auch Positionen die Erfahrungen der Freiwilligen beeinflussen, die sich inoffiziell aus dieser ergeben, wie die Rolle einer emotionalen Bezugsperson für Kinder aus dem jeweiligen Projekt. Weiterhin sind Freiwillige in ihrer Zeit im Ausland Kolleg\*innen von Projektmitarbeitenden oder können unter Umständen auch als Familienmitglied ihrer Gastfamilie oder ihrer leiblichen Familie vor Ort betrachtet werden. Dementsprechend sind auch die folgenden Kapitel aufgebaut.

Im ersten Abschnitt, der sich mit den Positionen und Beziehungen der Freiwilligen im Umfeld ihres Einsatzprojektes beschäftigt, wird ein besonderes Augenmerk auf die Arbeit in der Kindererziehung/-betreuung gelegt. Dieser Schwerpunkt ergibt sich aus der Tatsache, dass alle für die vorliegende Arbeit Interviewten in diesem Bereich tätig waren und sie einen großen Teil ihrer Zeit im Ausland in diesem Umfeld verbrachten. Das zweite Unterkapitel widmet sich anschließend den Positionen und Beziehungen außerhalb der Arbeit im Projekt. Dabei werden vor allem die Verhältnisse zur Gastfamilie und auch zur eigenen Familie fokussiert, aber auch die Interaktion mit der weiteren lokalen Bevölkerung.

#### 4.1.1. Positionen und Beziehungen im Projekt

Besonders prägend in der Zeit des Auslandsfreiwilligendienstes ist für die jungen Menschen sicherlich die Arbeit im Einsatzprojekt. Da alle drei für diese Arbeit Interviewten (unter anderem) in schulischen beziehungsweise erzieherischen Kontexten gearbeitet haben, nahmen sie nicht nur die Rolle einer Lehr- oder Betreuungsperson ein, sondern es kann davon ausgegangen werden, dass sie zusätzlich auch eine Vertrauensperson für die Kinder, mit denen sie arbeiteten, darstellten. Zudem kommen sie in Kontakt mit dem Kollegium der jeweiligen Einrichtung und nehmen einen bestimmten Platz in diesem ein. Emma war unter anderem als Englisch- und Sportlehrerin in einer Schule tätig und unterstützte die Projekte einer Jugendorganisation (Interview\_Emma: 134). Sandra arbeitete in einem Kindergarten und in der Freizeitgestaltung an einer Schule (Interview\_Sandra: 107) und Amira gab Englischnachhilfe und organisierte ebenfalls Freizeitangebote für Kinder (Interview\_Amira: 157f.).

Wie im *weltwärts*-Programm eher unüblich hatte Emma sich ihre Einsatzstelle in der Schule selbstständig gesucht, nachdem sie in den von der Entsendeorganisation vorgegebenen Projekten nur sehr wenig Arbeit übernehmen konnte und ihr daher viel freie Zeit zur Verfügung stand. In der Schule wies man ihr zunächst nur den Sportunterricht in den Klassen drei, fünf und sechs zu. Offenbar vertrauten die Verantwortlichen in ihre Lehrfähigkeiten, sodass sie in diesen Zuständigkeitsbereich nicht weiter eingeführt wurde, denn sie orientierte sich für die Gestaltung

ihrer Unterrichtsstunden an dem, was sie aus ihrer eigenen Schulzeit in Deutschland und einem anderen europäischen Land kannte, und plante den Sportunterricht im Freien durchzuführen. Jedoch wurde das Fach an dieser Schule bis dahin offensichtlich eher theoretisch unterrichtet:

„Die haben an einer Tafel im Klassenzimmer den Kindern beigebracht, wie man Fußball spielt. Die mussten in ihren Heften aufschreiben, wie man Fußball spielt. (lacht) [...] Ich wusste ja nicht, dass man Sport dort so unterrichtet hat und dann habe ich die Kinder gefragt: wo geht ihr normaler Weise hin zum Spielen? Und alle Kinder waren super happy. Und dann habe ich irgendwann gemerkt: ok, die machen das eigentlich gar nicht so. Und dann habe ich das irgendwie so gemacht, dass ich zehn Minuten etwas zum Aufschreiben gegeben habe, damit ich dann nachweisen kann, die schreiben auch etwas, und bin dann spielen gegangen.“ (Interview\_Emma: 145)

Diese Gestaltung des Unterrichts kam jedoch nicht nur bei den Kindern gut an, sondern auch im Lehrer\*innenkollegium:

„[...] das ist voll gut angekommen, weil in meiner ersten Lehrersitzung hat der – unter diesen Lehrern gab es so einen Chef – und der hat vor allen gesagt: nehmt euch ein Beispiel an [Emma; Name geändert, S.O.], weil die geht mit den Kindern spielen und macht nicht Sport im Klassenraum [...].“ (Interview\_Emma: 146)

Emma schien also durchaus ein gutes Ansehen unter den Kolleg\*innen zu genießen. Das zeigt sich auch daran, dass einer ihrer Kollegen, nachdem er erfahren hatte, dass sie eine Freiwillige war und damit unentgeltlich arbeitete, offenbar zur Schulleitung gegangen war und sich für ihre Bezahlung eingesetzt habe. Daraufhin habe Emma am Ende ihres Freiwilligendienstes eine große Anzahl an teuren afrikanischen Stoffen geschenkt bekommen und die Schulleitung habe sich bei ihr entschuldigt, dass man sie nicht anders habe bezahlen können. Dementsprechend kann geschlussfolgert werden, dass Emmas Arbeit durchaus als gleichwertig zu der einer ausgebildeten Lehrperson und sie nicht nur als ‚Aushilfe‘ betrachtet wurde. Sie selber relativiert den Mehrwert ihrer Arbeit jedoch, da sie das Gefühl gehabt habe, all die Tätigkeiten, die sie ausgeübt habe – nicht nur in der Schule, sondern auch in einem Krankenhaus und einer Jugendorganisation – hätten auch von Mitarbeiter\*innen vor Ort übernommen werden können, sodass ihre Hilfe nicht zwingend gebraucht worden wäre. (Interview\_Emma: 153f.) Eine Vorgabe aus den *weltwärts*-Richtlinien verweist allerdings auch darauf, dass ein\*e Freiwillige\*r „keinen regulären Arbeitsplatz ersetzen“ (weltwärts 2022) dürfe. Das Ziel dieses Programms ist nämlich

nicht die Vermittlung von „ausgebildeten Fachkräften“ (ebd.) oder Expert\*innen, sondern vielmehr das „gegenseitige Voneinander-Lernen“ und die Förderung von „Austausch und [...] gemeinsame[n] Engagement[s]“ (ebd.). Die Erfahrungen von Emma, dass ihre Arbeitskraft eigentlich nicht zwingend notwendig gewesen wäre, entsprechen also durchaus dem, wie eine Freiwilligenstelle beschaffen sein sollte.

Aber auch unter den Kindern scheint Emma sehr beliebt gewesen zu sein. Sie berichtet von einer recht engen Beziehung zu ihnen, die nicht dem typischen Lehrer\*innen-Schüler\*innen-Verhältnis entsprochen habe:

„die Kinder haben mich geliebt. [...] Die haben mich alle gefragt: kannst du uns Lieder von deinem Land zeigen? [...] Und ich habe immer Musik mitgebracht und alles. Also wir hatten eigentlich ein super gutes Verhältnis. Und die haben mir Liebesbriefe geschrieben.“ (Interview\_Emma: 147)

Sie begründet dieses „gute[...] Verhältnis“ (Interview\_Emma: 147) nicht nur mit ihren alternativen Unterrichtsmethoden, sondern auch damit, dass sie für die Kinder eine Besonderheit dargestellt habe, da diese nicht sonderlich viel Kontakt zu ausländischen oder/und *weißen* Personen gehabt hätten: „[...] ich war da Muzungu. Also Madame *Weiß*. (lacht) [...] Also für die ist das auch so: ok, eine Person aus dem Ausland! Viele kennen das nicht so gut.“ (Ebd.) Es ist also anzunehmen, dass sie den ‚Reiz des Besonderen‘ ausstrahlte, der die Kinder beeinflusste. Außerdem hat sie die Kinder nicht geschlagen. In der Schule sei es nämlich üblich gewesen, dass diese Bestrafungsmethode eingesetzt wurde. Auf die Frage, wie sie mit dieser Tatsache umgegangen sei, antwortete Emma:

„Also ich komme ja nicht aus Deutschland, ich komme aus [einem anderen europäischen Land; geändert, S.O.]. [...] Also in [dem anderen europäischen Land; geändert, S.O.] wird man natürlich in der Schule nicht geschlagen, aber in meiner Generation zumindest ist es voll normal, dass deine Eltern dich schlagen. Jetzt nicht verprügeln. Aber so eine bekommen habe ich auch. Und ich habe schon das Gefühl, in Deutschland oder generell in Europa ist es mehr so: deine Eltern erziehen dich und in der Schule lernst du fachliche Sachen. Und in Tansania ist, glaube ich, der Gedanke eher so: du verbringst so viel Zeit in der Schule, dass deine Lehrer dich eigentlich auch erziehen.“ (Interview\_Emma: 147)

Das bedeutet: da Emma diese Erziehungsmethode aus ihrer eigenen Kindheit nicht vollkommen fremd war, schien sie auch von deren Anwendung in ihrer Schule in Tansania nicht besonders geschockt zu sein. Sie betont allerdings, dass sie selbst trotzdem nicht dazu bereit war und die

Methode also ablehne. Das recht enge Verhältnis zu den Schüler\*innen habe allerdings auch dazu geführt, dass die Kinder Emma „schon sehr viel auf der Nase rumgetanzt“ (Interview\_Emma: 147) seien. Ihre Autorität den Schüler\*innen gegenüber schien also nicht sehr groß gewesen zu sein. (Interview\_Emma: 146f.)

Ähnliches kann auch Sandra aus ihren Erfahrungen in der Freizeitbetreuung in einer Schule in Ruanda berichten. Während sie bei ihrer Arbeit im Kindergarten von den Kindern eher als „große Schwester“ (Interview\_Sandra: 117) gesehen wurde und es ihr dort leichter fiel eine Beziehung zu ihnen aufzubauen, hatte sie durchaus Probleme dabei, sich bei älteren Schüler\*innen durchzusetzen. Da sie als Verantwortliche für die selbstgegründete Kunst-AG keinen Einfluss auf die schulische Laufbahn der teilnehmenden Schüler\*innen nehmen konnte, habe sie über recht wenig Autorität ihnen gegenüber verfügt und es sei manchmal schwierig gewesen, sich durchzusetzen. (Ebd.) Hinzu kam, dass einige der Schüler\*innen gleich alt oder gar älter waren als sie:

„Also durch den Genozid, der’94 war in Ruanda, ist es gar nicht so, dass alle, die in derselben Klasse sind, aus einem Jahrgang sind. [...] Einfach weil sie zwischendurch nicht zur Schule gehen konnten. Und dann, wenn die Kinder gleich alt sind oder älter als du, (lacht) ist es irgendwie schon schwierig [...]“ (Interview\_Sandra: 117)

Gleichzeitig betont Sandra jedoch auch, dass es ja eigentlich gut sei, dass die Schüler\*innen nicht von ihr als ungelernter Freiwilliger abhängig gewesen seien. Durchgesetzt habe sie sich dann vor allem mit Maßnahmen, die ihr „pädagogisch irgendwie sinnvoll“ (Interview\_Sandra: 117) erschienen, wie beispielsweise der Androhung einen Ausflug zu streichen. (Ebd.) Auch sie lehnt das Schlagen als Erziehungsmethode ab, habe sich jedoch auch nicht in der Position gesehen, andere Lehrer\*innen darauf anzusprechen:

„[ich] habe [...] mir auch gedacht: ja gut, du bist jetzt aber hier zu Besuch und du hast keinerlei Autorität [...]. Wenn ich das jetzt öfter mitbekommen hätte von Personen, mit denen ich vielleicht auch ein persönliches Verhältnis gehabt hätte oder so, dann hätte ich das vielleicht irgendwie [...] außerhalb mal ansprechen können [...] aber ich sah mich auch nicht in der Position, da irgendwie hinzugehen und zu sagen: ey, ihr dürft aber die Kinder nicht schlagen, weil in Deutschland machen wir das auch nicht. [...]“ (Interview\_Sandra: 129)

Diese Aussage zeigt, dass die Beziehung zwischen Sandra und den Lehrer\*innen der Schule wahrscheinlich nicht über ein kollegiales Verhältnis hinausging und, wenn überhaupt, nur wenig persönliche Kontakte bestanden, die kritisches Nachfragen oder ähnliches zugelassen hätten. Trotzdem kann auf Grundlage des Interviews davon ausgegangen werden, dass Sandra und ihre Mitfreiwilligen in das Kollegium integriert wurden und als Entlastung für die anderen Lehrer\*innen und Erzieher\*innen angesehen wurden. Sandra meint diesbezüglich:

„Wir waren schon auf jeden Fall Teil des Kollegiums in dem Sinne als dass wir mit den anderen interagiert haben und unsere Mentorin [...] hat uns da einführt und uns immer zu den wichtigen Sachen eingeladen und so. [...] Also einfach Arbeit, wo es darum ging, je mehr Leute mitmachen, desto schneller wird man fertig. Und da haben wir auf jeden Fall auch mitgeholfen.“ (Interview\_Sandra: 117)

Auch im Hinblick auf ihre Arbeit im Kindergarten, welcher an die Schule angegliedert war, kann gesagt werden, dass sie als Unterstützung der dortigen Erzieher\*innen tätig war und durchaus, wie eine ‚vollwertige‘ Mitarbeiterin eingesetzt wurde:

„Also sie [die Erzieherin] war, glaube ich, auch froh, dass sie nicht alleine mit den 30 Kindern da sein musste und dass auch mal jemand anderes sozusagen jetzt gerade, die Hauptarbeit macht und sie praktisch nur dabei ist und sich irgendwie um Kleinigkeiten kümmern muss.“ (Interview\_Sandra: 116)

Schließlich kann auch Amira von der Arbeit in einem erzieherischen Kontext berichten. Sie sieht den Wert ihrer Arbeit besonders in der Vorbildfunktion, die sie für die Kinder, die sie unterrichtete oder mit denen sie in der Freizeitbetreuung arbeitete, einnahm. In dem Nachhilfeprogramm, in dem sie tätig war, konnten sie und ihre Mitfreiwilligen offenbar nur recht eingeschränkt eingesetzt werden, da sie weder die Sprache (Bengali) ausreichend gesprochen hätten, noch dafür qualifiziert gewesen wären, andere Fächer als Englisch zu unterrichten. Stattdessen habe ihr Gastvater, der gleichzeitig der Leiter ihres Einsatzprojektes gewesen sei, betont, dass sie als junge Frau ein Vorbild vor allem für ihre Schülerinnen sein könne, indem sie ihnen zeige, dass Frauen mit 18 Jahren nicht zwingend verheiratet sein müssten und auch andere Ziele im Leben verfolgen könnten. Darüber hinaus habe sie die Projektarbeit durch Kleinigkeiten wie die Durchführung einer Wissenschaftswoche, und die Aufmerksamkeit, die sie den Kindern habe zukommen lassen, bereichern können. Grundsätzlich beschreibt Amira die Beziehung zu den Schüler\*innen als sehr individuell: „klar, gab es immer irgendwie Kinder, zu denen hatte man eher eine stärkere Bindung als zu anderen“ (Interview\_Amira: 171). Sie, wie auch die anderen Mitarbeiterinnen, sei in ihrem Tutorium immer mit „Didi“, dem Wort für „große

Schwester“ (ebd.), angesprochen worden. Allerdings sei diese weniger förmliche Anrede unter anderem auch darauf zurückzuführen, dass das Projekt in dem Viertel, in dem sie gearbeitet hat, offenbar noch nicht so sehr respektiert wurde wie anderswo, wo die Lehrer\*innen förmlicher angesprochen worden seien. Die engeren Bindungen, die nichtsdestotrotz zu manchen Kindern entstanden seien, sieht Amira selber jedoch auch kritisch: „es ist irgendwie schon schwer, weil du genau weißt, je stärker so eine Bindung ist, desto kritischer ist das Ganze natürlich auch irgendwie, wenn wir oder Freiwillige grundsätzlich nach einem Jahr wieder verschwinden.“ (ebd.) Mit Blick auf die Beziehungen zu und unter den Mitarbeitenden spricht Amira von einer „familiär[en]“ Atmosphäre und von grundsätzlich „sehr flache[n] Hierarchien“ (ebd.). Jedoch bemerkt sie, dass „es einfach auch eine sehr patriarchale Gesellschaft“ (ebd.) ist und Männer hätten tendenziell mehr zu sagen gehabt als Frauen (s. Kapitel 4.4.). Auch sie als Freiwillige habe nicht den gleichen Status gehabt wie andere Mitarbeitende, sondern sei in besonderer Weise von Mentor\*innen begleitet worden, die sie und die anderen Freiwilligen immer sehr unterstützt hätten. (Interview\_Amira: 168-171)

Die Beispiele zeigen also, dass die Beziehungen zu Kindern und Mitarbeiter\*innen für Emma, Sandra und Amira zwar jeweils von unterschiedlichem Charakter waren. In jedem Fall jedoch stellen diese Menschen wichtige Kontaktpersonen für die Freiwilligen während ihrer Zeit im Ausland dar. Auch die Positionen, die sie im schulischen Kontext eingenommen haben, prägten sicherlich ihre Erfahrungen in dieser Zeit. Mit Blick auf Emma und Amira muss betont werden, dass beide auch in Projekten außerhalb des schulischen Bereichs gearbeitet haben. Jedoch ergeben sich aus den diesbezüglichen Berichten der beiden Freiwilligen kaum zusätzliche Erkenntnisse, sodass diese hier vorerst nicht weiter ausgeführt werden.

#### 4.1.2. Positionen und Beziehungen in der Gastgesellschaft

Neben den Beziehungen und Positionen, die die Freiwilligen während ihres Einsatzes im Projektumfeld einnahmen, entstanden auch im privaten Umfeld Kontakte, die ihre Zeit im Ausland beeinflussten und daher an dieser Stelle berücksichtigt werden sollten. Zu den intensivsten Beziehungen zählten sicherlich die zur eigenen Familie sowie zur Gastfamilie. Aber auch Berührungspunkte mit der weiteren einheimischen Bevölkerung sollten nicht unbeachtet bleiben.

Zunächst spielten in Sandras und Emmas Fall die je eigene Familie eine wichtige Rolle, wenn es um ihre Beziehungen vor Ort geht. Die Möglichkeit, einen bis dahin unbekanntem Teil ihrer Familie zu treffen, war bei beiden zwar nicht Teil ihrer ursprünglichen Motivation für einen internationalen Freiwilligendienst, aber nach einiger Zeit vor Ort bemühten sich Sandra und Emma schließlich doch um eine solche Begegnung. Sandra berichtet beispielsweise, sie habe

ihre Verwandten getroffen, nachdem sie „schon so ein dreiviertel Jahr dort war“ (Interview\_Sandra: 108) und auch Emma habe ihre Familie erst „relativ spät getroffen“ (Interview\_Emma: 138). Des Weiteren erzählt Sandra, ihre Verwandten hätten sie sofort anerkannt und als Teil der Familie akzeptiert. Darüber hinaus schien das Verhältnis auch recht schnell ein relativ enges zu sein, was sich darin äußert, dass die Familie ihres Vaters sich direkt dafür entschuldigt habe, dass sie ohne ihn aufwachsen musste: „Und [sie] haben dann irgendwie sogar zu mir irgendwie gesagt: es tut uns so leid und sag auch deiner Mutter, dass es uns so leid tut, dass er nicht da war für eure Familie und dass du ohne ihn aufwachsen musstest. (lacht)“ (Interview\_Sandra: 127). Diese Beziehung stellt sich als sehr prägend und vor allem langfristig heraus, denn Sandra berichtet über regelmäßige Besuche bei ihrer Familie auch über ihren Freiwilligendienst hinaus: „Und es hat mich auch nachhaltig geprägt einfach dadurch, dass ich jetzt immer noch Kontakt dort habe zu meinen Verwandten und versuche, wenigstens alle zwei Jahre sie zu besuchen.“ (Ebd.) Auch Emma findet erst in den letzten drei oder vier Monaten im Ausland heraus, dass der tansanische Teil ihrer Familie tatsächlich gar nicht weit weg von ihrer eigenen Unterkunft lebt. Sie gibt zwar nicht an, ob sie weiterhin in regelmäßigem Kontakt zu ihren Verwandten in Tansania steht, jedoch erzählt auch sie in ihrem Interview immer wieder von Begegnungen mit ihrer Tante und Cousine.

Neben der eigenen Familie ist aber sicherlich auch die Gastfamilie eine wichtige Bezugsgruppe für die Freiwilligen. Emmas Gastmutter habe ihr beispielsweise dabei geholfen, Anschluss in der lokalen Bevölkerung zu finden, indem sie sie zu ihrem kirchlichen Engagement mitgenommen und so beispielsweise zum Kirchenchor gebracht habe. Außerdem kann durchaus behauptet werden, dass Emma ein recht gutes Verhältnis zu ihrer Gastmutter zu haben schien, da sie sie ebenfalls jeden Sonntag in die Kirche begleitete. (Interview\_Emma: 138)

In Amiras Fall war ihre Gastfamilie eng mit dem Projekt, in dem sie gearbeitet hat, verbunden. Ihr Gastvater war gleichzeitig der Gründer und Leiter der Organisation. Sie beschreibt ihn als einen Mann mit einer hohen Reputation, der viel Ansehen in der Gesellschaft genießt und daher bei Problemen im Projekt häufig herangezogen worden sei, um zu vermitteln. Da Indien trotz demokratischer Grundstrukturen ein großes Problem mit Korruption hat, sei es auch bei Behördengängen hilfreich gewesen, wenn ihr Gastvater mit seiner Autorität anwesend war. Zudem beschreibt Amira das Verhältnis zu ihrem Gastvater jedoch auch als ein sehr vertrautes. Beispielsweise hätten sie und ihre Mitfreiwilligen mit ihm darüber diskutiert, wo der besondere Wert ihrer Arbeit in dem Projekt lag. Er habe den Freiwilligen zugesichert, sie seien in ihrer Vorbildfunktion für andere junge Frauen oder Mädchen besonders wichtig, stärkte ihnen so den

Rücken und gab ihnen das Gefühl, gebraucht zu werden, und dadurch sicherlich auch ein Gefühl von Zugehörigkeit. Jedoch merkt Amira an, dass sie sich bei manch schwierigen Themen doch recht allein gelassen vorkam und nicht das Gefühl hatte, eine Ansprechperson zu haben, der sie sich in heiklen Fragen anvertrauen konnte (s. Kapitel 4.2.). Daraus lässt sich ableiten, dass die Beziehung zu ihrem Gastvater zwar eine vertraute war, aber dieses Vertrauen nicht jedes Thema abdeckte. (Interview\_Amira: 165-170)

Schließlich finden manche der Freiwilligen auch außerhalb der vom *weltwärts*-Programm vorgegebenen Strukturen (Gastfamilie und Projekt) Kontakte, die sie während ihres Jahres vor Ort begleiten. Insbesondere Sandra erzählt von den Vorteilen, in einer ruandischen Studierendenstadt gelebt zu haben: „Also ich hatte voll Glück, dass in der Stadt, in der ich war, in Kigare, voll viele Studierende waren. [...] Das heißt, da gab es einfach sehr viele junge Leute und es hat dann den Anschluss relativ vereinfacht.“ (Interview\_Sandra: 122) Zum einen hätte sie so viele Menschen treffen können, die in einer ähnlichen Lebensphase waren, wie sie. Zum anderen sei die Kommunikation mit jüngeren Menschen aber auch leichter gewesen, da diese besser Englisch sprechen würden, als ältere Ruander\*innen, die hingegen eher im Französischen ‚zu Hause‘ waren:

„es gab vor 15 Jahren oder so, würde ich sagen, in Ruanda diese Reform, dass sie die Amtssprachen geändert haben. [...] Also Ruanda war ja mal eine belgische Kolonie [...] und deswegen war die Amtssprache eigentlich Französisch. Und dann haben sie 2006 gesagt, dass jetzt die Amtssprache neben Kinyarwanda, was zum Glück auch noch Amtssprache ist, [...] Englisch sein soll.“ (Interview\_Sandra: 122)

Es war für Sandra also recht einfach gewesen, Kontakt zu den dortigen Studierenden herzustellen. Jedoch bemerkt sie auch, dass ihre freundschaftlichen Absichten häufig fehlinterpretiert wurden, was die Beziehungen dann doch wieder erschwert habe:

„Also ich fand es teilweise schwierig, mich da mit Leuten anzufreunden, weil es irgendwie dann oft so war, dass die Leute dachten, das seien jetzt Dates oder so. (lacht) Oder wo es dann immer so sehr schnell sehr direkt wurde, wenn man sich irgendwie einfach nur nett unterhalten wollte oder so.“ (Interview\_Sandra: 113)

Die Erfahrungen, die in den folgenden Unterkapiteln beschrieben und untersucht werden, lassen sich vor dem Hintergrund des hier dargestellten sozialen Kontextes besser einordnen und verstehen.

#### 4.2. Rassialisierte Zuschreibungen im Rahmen des Freiwilligendienstes

Wenig überraschend spielen rassialisierte Zuschreibungen im Kontext internationaler Freiwilligendienste eine zentrale Rolle. Diese Thematik ist auch wichtiger Bestandteil der Erfahrungen der Forschungsteilnehmerinnen der vorliegenden Untersuchung. Bevor diese jedoch ausführlich untersucht und analysiert werden, ist es notwendig, die in diesem Zusammenhang zentralen Begrifflichkeiten zu definieren. Zunächst wird in diesem Kapitel also eine theoretische Grundlage geschaffen, auf der die Erfahrungen mit Rassismus eingeordnet werden können. Dazu werden die konkreten Berichte der ehemaligen Freiwilligen of Color dargelegt und mit der wissenschaftlichen Literatur verknüpft.

Grundlegend ist festzuhalten, dass die soziale Analysekategorie ‚race‘<sup>12</sup> als Konstruktion verstanden wird, die Menschen auf Basis ihres Aussehens, aber auch aufgrund ihrer Kultur, Geschichte und Geografie unterteilt und hierarchisiert (Rogers 2019: 6; Krüger 2015: 87). Der *Critical Race Theory* nach Richard Delgado (US-amerikanisch-mexikanischer Rechtswissenschaftler) und Jean Stefancic (US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin) folgend werden ‚races‘ je nach historischem Kontext und den daraus resultierenden Bedürfnissen der dominanten Gesellschaftsgruppe geformt und mit unterschiedlichen Stereotypen und Zuschreibungen aufgeladen – eine biologische Grundlage für die ‚race‘-Theorie gibt es nicht (Delgado/Stefancic 2017: 10). Besonders Sandras Interpretation ihrer eigenen Erfahrungen ist von einem solchen Verständnis von ‚race‘ geprägt. Vor allem mit der Kategorie ‚Weißsein‘ beschäftigt sie sich eingehender, da ihr diese während ihres Jahres in Ruanda häufig zugeschrieben wurde (s. Kapitel 4.3.). Sie sei häufig mit dem Begriff „Muzungu“ (Interview\_Sandra: 120) angesprochen worden, der zwar mit ‚weiß‘ übersetzt werden könne, „[a]ber im Prinzip impliziert es irgendwie reicher, privilegierter Mensch aus Europa.“ (Ebd.) Weiter führt sie aus, dass auch „Ruander aus der Diaspora“ (ebd.), die nach Ruanda zurückkehren und „dicke Autos fahren und ganz viel Schmuck haben, teure Anzüge, dass die dann auch als Muzungu bezeichnet werden können.“ (Ebd.) Die Zuschreibung von ‚race‘, in diesem Fall ‚Weißsein‘, ist demnach also primär auf Privilegien und Verhalten von Personen zurückzuführen und weniger auf ihr äußerliches Erscheinungsbild. Wobei sowohl Sandra als auch Emma die Erfahrung machen, dass die Hautfarbe nicht vollkommen irrelevant in diesem Kontext zu sei scheint: „Aber für die war es nur

---

<sup>12</sup> Da die Kategorie ‚race‘, wie oben beschrieben, auf sozialen Konstruktionen beruht, wird der Begriff in dieser Arbeit in Anführungszeichen gesetzt. Außerdem wurde die englische Bezeichnung gewählt, da das ‚R-Wort‘ im Deutschen historisch stark geprägt ist von seiner Interpretation und den damit einhergehenden Gräueltaten während des NS-Regimes 1933-1945. Um Assoziationen mit dem damals herrschenden Verständnis zu vermeiden, wird auf die englische Variante zurückgegriffen.

so: ok, sie ist *weiß*. Weil im Vergleich zu anderen Menschen war ich auf jeden Fall super *weiß*.“ (Interview\_Emma: 139, Herv.i.O.) Sandra bemerkt hingegen auch, dass Rassismus als „gesellschaftliches Konstrukt“ (Interview\_Sandra: 120) nicht „so viel mit der Hautfarbe oder Äußerlichkeiten zu tun“ (ebd.) habe.

Unter *Rassismus* werden alle Haltungen und Handlungen gefasst, die Hürden im Leben von Menschen anderer rassialisierter Zuschreibungen aufbauen und dadurch den Zugang zu sozialen Positionen, Ressourcen, Bildung, Jobs und finanziellen Mitteln erschweren (Rogers 2019: 6). Im Umkehrschluss dient Rassismus immer den Interessen der dominanten sozialen Gruppe, die als *weiß* gelesen wird (Delgado/Stefancic 2017: 8f.). Daraus ergibt sich das sogenannte „White privilege“ (ebd.: 89), das sich in unzähligen materiellen und gesellschaftlichen Vorteilen für *weiße* Menschen ausdrückt. Eine weitere Konsequenz aus dieser rassialisierten Hierarchisierung ist die Betrachtung von ‚Weißsein‘ als Norm oder Standard, die als Grundlage für die Definition aller nicht-*weißen* Menschen als die ‚Anderen‘ dient. (Delgado/Stefancic 2017: 86-89) Der von dem palästinensisch-US-amerikanischen Literaturwissenschaftler Edward Said geprägte Begriff *Othering* beschreibt genau diesen Vorgang der Definition durch Abgrenzung vom ‚Eigenen‘ (Castro Varela/Dhawan 2020: 121f.). Dabei darf auch ‚Weißsein‘ ebenso wenig wie jede andere rassialisierte Zuschreibung nicht als starre Kategorie verstanden werden, sondern als Merkmal, das durch soziale Kämpfe, gesellschaftlichen Aufstieg und politische Bündnisse erlangt werden kann, wie Delgado und Stefancic am Beispiel der Ir\*innen oder Italiener\*innen im US-amerikanischen Kontext verdeutlichen (Delgado/Stefancic 2017: 88).

Schon an dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass die Identität einer Person nicht auf einem einzigen Identitätsmarker, wie ‚race‘, beruht, sondern sich aus vielen potenziell widersprüchlichen, überlappenden Aspekten zusammensetzt (Delgado/Stefancic 2017: 11). So unterscheiden sich auch rassialisierte Gruppen entlang verschiedener Marker, wie ökonomischem Status, politischer Einstellung, Religion, sexueller Orientierung, Nationalität und vielem mehr. Wie eine soziale Gruppe gerahmt wird, entscheidet mitunter darüber, wer in dieser Gruppe über Macht verfügt und wem das Repräsentationsrecht zugesprochen wird. Aus diesem intersektionalen Identitätsverständnis leitet sich ebenfalls die sogenannte „multiple consciousness“ (ebd.: 63) ab, der zufolge die Realitätswahrnehmungen einer Person je nach konkretem Kontext der Betrachtung variiert, da in einem bestimmten Umfeld immer auch bestimmte Aspekte der eigenen Identität zum Tragen kommen und so die Wahrnehmung beeinflussen. Der Verweis auf den Intersektionalitätsansatz gleich zu Beginn des Kapitels ist insofern relevant, als dass er in die Analyse jeglicher Erfahrungen von Freiwilligen of Color im Ausland einbezogen werden

sollte, um eine umfassende Betrachtung dieser zu gewährleisten. (Delgado/Stefancic 2017: 62f.) Detaillierter wird dieser Ansatz in Kapitel 4.4. thematisiert.

Auf Grundlage dieser Verständnisse von ‚race‘ und Rassismus werden nun die Erfahrungen der Forschungsteilnehmerinnen im Kontext ihres internationalen Freiwilligendienstes analysiert. Da auch die Vorbereitungsphase zu einem internationalen Freiwilligendienst gerechnet werden kann und diese im *weltwärts*-Programm zudem fester, von der Entsendeorganisation gerahmter Bestandteil des Einsatzes ist, sollten auch die Erfahrungen der Freiwilligen of Color aus dieser Zeit berücksichtigt werden. Die US-amerikanischen Bildungswissenschaftler\*innen Charles Lu, Richard Reddick, Dallawrence Dean und Veronica Pecero haben in ihrer Studie (2015) zu Schwarzen US-amerikanischen Studierenden in China einige wichtige Erkenntnisse zur Vorbereitungszeit auf internationale Freiwilligeneinsätze gesammelt. So berichteten manche der befragten Studierenden, dass sie in der Vorbereitung auf ihren Auslandsaufenthalt weniger Bedenken bezüglich ihres Aussehens im Ausland gehabt hätten, als ihre *weißen* Kommiliton\*innen, da sie bereits in ihrem Heimatland, den USA, zu einer Minderheit gehören würden und das Gefühl der Andersartigkeit bereits gewohnt seien. Das damit einhergehende Verlassen ihrer eigenen ‚Komfortzone‘ würden sie dementsprechend ebenfalls schon aus ihrem Alltag zuhause kennen und würden sie daher nicht erstmalig im Auslandssemester in China erfahren. Auch das „Code-switching“ (Lu et al. 2015: 447; Herv.i.O.), also die sprachliche Anpassung an unterschiedliche Erwartungen in verschiedenen sozialen Kontexten, hätten sie bereits durch ihr Studium in einem mehrheitlich *weißen* Umfeld und ihr Leben in überwiegend Schwarzen Gemeinschaften gelernt und könnten diese Fähigkeit gut in ihrer Zeit im Ausland nutzen. (Lu et al. 2015: 446f.) Teilweise fügen sich die Äußerungen der Freiwilligen of Color, die für die vorliegende Arbeit interviewt wurden, nicht in die Erkenntnisse von Lu, Reddick, Dean und Pecero ein. So erzählt Sandra, dass sie sich schon Gedanken über die Reaktionen der Ruander\*innen auf sie gemacht habe:

„ich hatte mich natürlich auch gefragt, was sich ja auch andere Leute bei Weltwärts in Color gefragt haben, ob das eine große zusätzliche Barriere ist, wenn man sozusagen Teil von der deutschen Freiwilligenkohorte im Ausland ist, und dann aber nicht so aussieht, wie sich Deutschland im Ausland zeigt. (lacht) Und ob dann die Leute das überhaupt so annehmen können, dass man sagt: ich bin eine Freiwillige aus Deutschland.“ (Interview\_Sandra: 111)

Darüber hinaus äußerte aber keine der befragten Personen ähnliche Bedenken oder diesbezügliche Erwartungen an den Freiwilligendienst.

Wie bereits erwähnt, spielt auch die von den Entsendeorganisationen durchgeführte Vorbereitung eine wichtige Rolle im Vorfeld eines *weltwärts*-Freiwilligendienstes. In der Studie „Beyond double consciousness. Black Peace Corps volunteers in Africa, 1961-1971“ (1995) von Jonathan Zimmermann berichten ehemalige Schwarze Friedenskorps-Freiwillige davon, dass auf für sie zentrale Fragen, wie der nach der Reaktion der Bewohner\*innen der afrikanischen Einsatzländer auf Schwarze Freiwillige aus dem Globalen Norden, in vorbereitenden Trainings nicht eingegangen worden sei (Zimmermann 1995: 1004). Ähnliches berichten auch Amira und Sandra. Sie hatten, wie schon an früherer Stelle beschrieben (s. Kapitel 3.3.), das Gefühl, dass die Inhalte des Vorbereitungsseminars nicht sinnvoll auf sie zugeschnitten waren beziehungsweise ihre Erfahrungshintergründe nicht von vornherein bei der Planung dieser Seminare berücksichtigt worden seien (Interview\_Amira: 177; Interview\_Sandra: 128). Amira bezeichnete die Inhalte ihrer Seminare im Nachhinein als „nicht zufriedenstellend“ (Interview\_Amira: 177) und Sandra sieht die inhaltliche Planung als „zu kurz gedacht“ (Interview\_Sandra: 128) an. Die eingehende Analyse der Vorbereitung und Begleitung von Freiwilligen of Color durch ihre Entsendeorganisationen würde den Rahmen dieser Masterarbeit sprengen, bedarf aber sicherlich einer intensiveren wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Ebenfalls der Phase vor dem eigentlichen Freiwilligendienst beziehungsweise dem Beginn dieser Zeit lassen sich rassistische Annahmen und Vorurteile der Freiwilligen selbst zurechnen. Die US-amerikanische Bildungswissenschaftlerin Motunrola T. Bolumole berichtet in ihrer Masterarbeit „Racism and the Wellbeing of Black Students Studying Abroad“ (2020) beispielsweise von einer angenommenen Homogenität der Menschen auf dem afrikanischen Kontinent. Erst vor Ort hätten die Teilnehmer\*innen ihrer Forschung die Bandbreite Schwarzer Identitäten erfahren und erkannt, dass Schwarze Menschen in Afrika ebenso unterschiedlich sind, wie jene in den USA. (Bolumole 2020: 45f.) Über ähnliche Lernprozesse schreibt Zimmermann: die Friedenskorps-Freiwilligen, die an seiner Studie mitwirkten, hätten durch ihren Freiwilligendienst in einem afrikanischen Land erfahren, dass Schwarze Menschen nicht überall die gleichen Werte oder ähnliche Moden teilen. Ebenso hätten auch sie die Erkenntnis erlangt, dass es durchaus enorme kulturelle Unterschiede innerhalb des afrikanischen Kontinents gibt. (Zimmermann 1995: 1000) In beiden Fällen spiegeln also die Vorannahmen der Freiwilligen beziehungsweise der Studierenden eine Homogenisierung der ‚Anderen‘ wider, die sie als eine von außen klar definierte und abgegrenzte Gruppe erscheinen lässt. Es handelt sich bei diesen Annahmen also um ein Beispiel für das oben erläuterte Phänomen des *Otherings*. Für die Studie von Zimmermann muss angemerkt werden, dass sie sich auf Erfahrungen von Freiwilligen überwiegend aus den 1960er Jahren bezieht und daher davon ausgegangen werden

kann, dass seine Forschungsteilnehmer\*innen zu Beginn beziehungsweise vor ihrer Zeit im Ausland sicherlich deutlich weniger Informationsmaterial über ihr künftiges Einsatzland gehabt haben dürften, als es heutzutage durch das Internet der Fall ist. Dementsprechend resultieren manche der Vorurteile eventuell auch aus diesem Mangel an Informationen.

Nichtsdestotrotz ist es wichtig, auch die Vorannahmen der Teilnehmerinnen der vorliegenden Forschung zu beachten. Während Emma und Sandra sich an keine konkreten Erwartungen und Vorannahmen aus der Zeit vor ihrem Freiwilligendienst erinnern, reflektiert Amira ihren eigenen Rassismus und damit verbundene Annahmen sehr wohl. Besonders auf ihre Motivation zu helfen geht sie dabei ein und erkennt in dieser das Ergebnis rassistischer Denkstrukturen (Interview\_Amira: 160). Die Annahme der ‚Hilfsbedürftigkeit‘ anderer und der eigenen Fähigkeit, sinnvolle Hilfe zu leisten, beruht deutlich auf einem hierarchischen Verständnis von der Beziehung zwischen ihr als privilegierter Europäerin und den ‚Anderen‘ im Globalen Süden. Amira selbst bringt diese Denkweise mit dem Konzept des „White Saviourism[s]“ (Interview\_Amira: 160) in Verbindung. Unter diesem Begriff wird die unhinterfragte Annahme meist *weißer* Menschen aus dem Globalen Norden verstanden, sie könnten die in ihren Augen ‚schlechten‘ Lebensbedingungen von Menschen im Globalen Süden verbessern, indem sie ihnen die eigenen Vorstellungen und Handlungsweisen aufzwingen. Den ‚Helfer\*innen‘ geht es dabei eher um die eigene Erfahrung und Anerkennung von außen als um die tatsächlichen Bedürfnisse der ‚Anderen‘. (Eller 2021: 212f.) Somit kann festgestellt werden, dass Amira rassistische Vorannahmen über die Gesellschaft in ihrer Einsatzregion hatte, die sie aber auch selbst erkannte und kritisch reflektierte.

Nachdem nun die Zeit vor dem eigentlichen Aufenthalt im Ausland betrachtet wurde, werden nun die von rassialisierten Zuschreibungen geprägten Erfahrungen der Forschungsteilnehmerinnen der vorliegenden Forschung während ihres Freiwilligendienstes im Ausland vor dem Hintergrund entsprechender Literatur analysiert. Vorweg kann gesagt werden, dass der im Heimatland erfahrene Rassismus beziehungsweise die erfahrenen Formen von Rassismus die Erwartungen der jungen Menschen, die ins Ausland gehen, prägen (Bolumole 2020: 18). Jedoch berichten Autor\*innen mehrerer Studien, dass die beforschten Freiwilligen oder Studierenden in ihrer Zeit im Ausland von ihnen zunächst fremden rassialisierten Zuschreibungen und Rassismuserfahrungen überrascht wurden (Bolumole 2020: 7; Lee/Green 2016: 70; Lu et al. 2015: 448; Rogers 2019: 152f.; Zimmermann 1995: 1000-1009). Mehrfach wird von den Forschungsteilnehmenden der jeweiligen Studien berichtet, dass sie im Ausland nicht denselben Stereotypen begegneten wie in ihrem Heimatland, den USA (Bolumole 2020: 7; Lee/Green 2016: 70; Lu et al. 2015: 448). Charles Lu, Richard Reddick, Dallawrence Dean und Veronica Pecero

berichten beispielsweise von einem jungen Schwarzen US-Amerikaner, der einen Teil seines Studiums in China absolvierte und erstaunt über die Offenheit und Freundlichkeit war, mit dem ihm eine ältere Dame nachts auf einer verlassenen Straße begegnete. Aus dieser Begegnung habe der Mann gelernt, dass das in den USA so verbreitete Stereotyp des ‚gefährlichen Schwarzen Mannes‘ in anderen Regionen der Welt keine Wirkkraft entfaltet habe. (Lu et al. 2015: 448) Motunrola Bolumole (2020) und die US-amerikanischen Bildungswissenschaftlerinnen Jasmin Lee und Qiana Green (2016) geben in Zusammenhang mit solchen Erfahrungen das Gefühl der Befreiung seitens der Interviewpartner\*innen wieder. Die Studierenden hätten das Gefühl, sich erstmals jenseits der in den USA gängigen rassialisierten Zuschreibungen wahrnehmen zu können. (Bolumole 2020: 7; Lee/Green 2016: 70) Auch Sandra berichtet in ihrem Interview von ähnlichen Eindrücken. Sie fühlte sich schon wohler dadurch, dass sie an einem Ort war „wo man nicht so auffällt“ (Interview\_Sandra: 112) und bezieht sich dabei auf ihr Aussehen, das in Ruanda offenbar deutlich weniger hervortrat, als sie das aus Deutschland gewohnt war. Ihr gab es „ein gutes Gefühl, dass man eben nicht auf diese Art und Weise von außen gesehen wurde, also darauf reduziert wurde.“ (Ebd.) Es ist nicht ganz klar geworden, ob diese Reduzierung sich bei ihren bisherigen Erfahrungen in Deutschland auf das Aussehen beschränkte oder auf welche dahinter liegenden Stereotype sie anspielt. Trotzdem ist gut erkennbar, dass auch ihr die veränderte Wahrnehmung durch andere positiv aufgefallen ist.

Auch darüber hinaus erleben Freiwillige oder Studierende of Color andere Formen von Rassismus, denen sie in ihrem bisherigen Leben eventuell noch nicht begegnet sind (Rogers 2019: 152f.; Zimmermann 1995: 1000-1009). Die US-amerikanische Bildungswissenschaftlerin Juhanna N. Rogers, die die Erfahrungen Schwarzer Studierender aus den USA in ihrem Auslandssemester in der Dominikanischen Republik untersucht, beschreibt eine gesellschaftliche Segregation, die nicht bei der Unterteilung zwischen den rassialisierten Zuschreibungen *weiß* und Schwarz endet, sondern auch innerhalb der Schwarzen ‚race‘ entlang verschiedener Abstufungen des Hauttöns unterscheidet. Diese Unterteilung der Gesellschaft, der sogenannte *Colorism*, materialisiere sich beispielsweise in schlechteren Jobchancen für Menschen dunklerer Haut. (Rogers 2019: 153) Des Weiteren gibt Zimmermann auch die Erkenntnis einiger Friedenskorps-Freiwilliger wieder, dass Afrikaner\*innen genauso von rassistischen Einstellungen geprägt seien, wie *weiße* US-Amerikaner\*innen (Zimmermann 1995: 1009). Offenbar herrschte bei seinen Interviewpartner\*innen vor deren Zeit im Ausland die Annahme, Rassismus sei ein ausschließlich *weißes* Problem.

Erfahrungen, die eventuell dem Konzept des *Colorisms* zugerechnet werden können, lassen sich besonders in dem Bericht von Emma wiederfinden. Sie gibt an, dass sie als vergleichsweise

‚helle‘ Schwarze betrachtet wurde und damit einhergehend automatisch als reicher und privilegierter angesehen wurde. So merkt sie beispielsweise an „ich glaube, viele sind auch mit dem Vorurteil gegangen: ok, die ist reich, die ist *weiß*“ (Interview\_Emma: 149, Herv.i.O.). Jedoch ist nicht abschließend zu klären, ob diese Zuschreibung ausschließlich auf ihrer Hautfarbe beruhte oder nicht vielmehr auf dem Wissen der lokalen Bevölkerung, dass sie eine Freiwillige aus Deutschland war. Denn nach eigenen Angaben war Emma als „einzige *Weiß*e in der Stadt“ (Interview\_Emma: 136) und als Mitglied des Kirchenchores recht schnell sehr bekannt in ihrem Einsatzort.

Außerdem waren zwei der drei Interviewteilnehmerinnen mit rassialisierten Zuschreibungen einiger ihrer Mitfreiwilligen konfrontiert. Während sie sich in Sandras Umfeld eher auf die einheimische ruandische Bevölkerung bezogen, waren sie in Emmas Fall an sie selbst gerichtet. Sandra erzählt diesbezüglich:

„natürlich habe ich manchmal mitbekommen, wie dann doch wieder solche Verhaltensmuster gegenüber den Einheimischen rausgekommen sind. Also gut, jetzt nicht bei allen. Das waren ja über 20 Leute. [...] So: ich will nicht mit diesen öffentlichen Bussen fahren. Das ist so schlimm da drin. Das ist so eng und die Ruander stinken immer so.“ (Interview\_Sandra: 112)

Emma hingegen gibt an:

„Also es kann sein, dass ich mich tatsächlich in der Freiwilligenlandschaft schon unwohler gefühlt habe. [...] Von anderen Freiwilligen hatte ich schon, also nicht [...] mit einer bösen Absicht, aber so: ah ja, du kannst eh Swahili, weil du das im Blut hast oder so. Oder: du kannst ja, weil du das ja im Blut hast. Also Kommentare, wo ich halt denke: ok.“ (Interview\_Emma: 139)

In beiden Beispielen lassen sich bestimmte Essentialismen im Denken der Mitfreiwilligen erkennen, die sich auf das ‚Wesen‘ Schwarzer Menschen beziehen.

Amira spricht hingegen sehr positiv von dem Verhältnis zu ihren Mitfreiwilligen und hat in diesem Kontext offenbar keine Rassismuserfahrungen gemacht. Jedoch erzählt sie, dass sie häufig das Gefühl gehabt habe, sie werde von den Einheimischen beziehungsweise Projektmitarbeiter\*innen in ihrem Einsatzort „anders wahrgenommen und [...] anders angesprochen“ (Interview\_Amira: 161) als ihre *weißen* Mitfreiwilligen. Diesen Unterschied begründet sie damit, dass sie von den Menschen vor Ort aufgrund ihres Aussehens und ihres persischen Namens nicht als Deutsch angesehen wurde und stattdessen eine kulturelle Nähe zur einheimischen Bevölkerung suggeriert wurde: „Mir wurde oft auch abgesprochen, dass ich ja nicht Deutsch sein

kann, weil ich ja dunkle Haare habe und [Amira; Name geändert, S.O.] heiße.“ (Ebd.) Genauer wird dieser Umstand in Kapitel 4.3. beleuchtet, in dem es unter anderem auch um die Zuschreibung von Zugehörigkeit und Ausschluss zum ‚Deutschsein‘ gehen wird. An dieser Stelle soll nur darauf verwiesen werden, dass auch Amira in ihrer Zeit in Indien mit rassistischen Vorurteilen konfrontiert war.

Nachdem die Erfahrungen der Freiwilligen of Color mit rassialisierten Zuschreibungen beschrieben und analysiert wurden, widmen sich die folgenden Absätze den Nachteilen, die diese für die Freiwilligen mit sich bringen. Diese sind selbstverständlich als Verschärfung der grundsätzlich beleidigenden und herabsetzenden Natur dieser Äußerungen oder Handlungen zu verstehen. Besonders wird es im Folgenden um mögliche Formen von Rassismus in den Projektstellen und um die Folgen von Rassismuserfahrungen für die Freiwilligen of Color gehen.

Aus der Literatur können bereits einige Aspekte herausgearbeitet werden, die einer genaueren Betrachtung bedürfen, um die Auswirkungen der rassialisierten Zuschreibungen auf die Freiwilligen of Color zu verstehen. In mehreren Arbeiten wird deutlich, dass Partnerorganisationen im Globalen Süden *weiße* Freiwillige bzw. Freiwillige aus dem Globalen Norden gegenüber Freiwilligen of Color bzw. Freiwilligen aus dem Globalen Süden bevorzugen (Thuo 2018: 81; Baillie Smith et al. 2018: 164). Dazu schreibt der kenianische Research Consultant an der Nelson Mandela Metropolitan University in Südafrika Gachahi Thuo in seiner Arbeit „Kenya. Skills Building, Cultural Differences and Race-related Considerations“ (2018), dass Freiwilligen, die aus dem Globalen Norden kommen, von vornherein bessere Kenntnisse und Fähigkeiten in den Bereichen IT, Vernetzung, Finanzen und Spendensammeln zugerechnet werden als potenziellen Freiwilligen aus der Bevölkerung vor Ort. Außerdem spricht eine von ihm interviewte Projektleiterin offen darüber, dass sich die Präsenz *weißer* Freiwilliger positiv auf ihre Spendenbilanz auswirken würde. (Thuo 2018: 77-83) Es kann also vermutet werden, dass das ‚Weißsein‘ der Freiwilligen von den Spender\*innen als Beleg für die Professionalität und Vertrauenswürdigkeit des Projektes gesehen wird. Auch an dieser Stelle wird *weißen* Menschen ohne Kenntnis der tatsächlichen Hintergründe eine gewisse Expertise zugeschrieben, die sich nicht-*weiße* Menschen offenbar erst erarbeiten müssen. ‚Weißsein‘ erscheint hier als ein mit Prestige assoziierter Identitätsmarker.

Auch in einer Forschung über Süd-Süd Freiwilligenarbeit, bei der Freiwillige aus dem Globalen Süden ihren Einsatz in einem anderen Land des Globalen Südens verrichten, fanden der britische Entwicklungsforscher Matt Baillie Smith, die britische Geografin Nina Laurie und der britische Psychologe Mark Griffiths heraus, dass die Projektstellen der von ihnen Interviewten

grundsätzlich Freiwillige aus Ländern des Globalen Nordens bevorzugen würden. Diesen werde unhinterfragt Expertise und ein besseres Verständnis für die zu tätigen Arbeiten zugeschrieben. Dadurch hätten es Menschen anderer Herkunftsregionen deutlich schwieriger, einen Platz als Freiwillige\*r zu bekommen. (Baillie Smith et al. 2018: 164f.)

Da die Verantwortlichen der Projektstellen häufig „Western, nothern people“ (Baillie Smith et al. 2018: 165) mit ‚Weißsein‘ gleichsetzen würden, stellt sich die Frage, ob diese Ablehnung auch auf nicht-*weiße* Freiwillige aus dem Globalen Norden übertragen wird. Allerdings kann diese Frage zumindest in den drei Fällen aus der vorliegenden Forschung klar verneint werden. Keine der Interviewten berichtet von unterschiedlicher Behandlung zwischen ihr und *weißen* Mitfreiwilligen. Zudem geben alle drei ehemaligen Freiwillige an, dass der Nutzen ihrer Arbeitskraft vor allem durch die unzureichende Beherrschung der jeweiligen Verkehrssprache deutlich eingeschränkt war. (Interview\_Sandra: 114; Interview\_Emma: 144; Interview\_Amira: 159) Dass sie als europäische Freiwillige beziehungsweise ihre Arbeit höher gewertet wurde als die einheimischer Freiwilliger, kann also ebenfalls kaum angenommen werden. Amira erklärt diesbezüglich:

„es war eben auch viel Helfen bei Hausaufgaben und da sind wir natürlich definitiv unterqualifiziert als Abiturientin, die eben aus Deutschland kommt und nicht mal die Sprache richtig kann beziehungsweise im Laufe des Jahres erlernt.“ (Interview\_Amira: 159)

Und auch Sandra geht auf die eingeschränkten Arbeitsmöglichkeiten für sie als ausländische Freiwillige ein:

„Also selbst wenn wir vielleicht die, was weiß ich, Matheaufgabe auf noch eine andere Art und Weise lösen können, das bringt ja nichts, wenn man das den Leuten nicht erklären kann oder nur so sporadisch erklären kann, dass sie es dann am Ende nicht verstehen.“ (Interview\_Sandra: 114)

Emma meint: „ich [konnte] in der Organisation selbst nicht viel, also am Anfang auf jeden Fall nicht viel machen [...], weil ich nicht Swahili konnte.“ (Interview\_Emma: 134) An anderer Stelle betont sie darüber hinaus: „die waren auf Freiwillige angewiesen, aber nicht aus Europa.“ (Interview\_Emma: 148) An dieser Aussage wird sehr deutlich, dass der Arbeit von Freiwilligen aus dem Globalen Norden nicht grundsätzlich ein höherer Wert zugeschrieben wurde, sondern ihnen stattdessen nur recht eingeschränkt Aufgaben zugeteilt werden konnten. Trotzdem sollte an dieser Stelle nicht vergessen werden zu betonen, dass allen dreien weitgehend freie Hand

gelassen wurde bei der Gestaltung ihrer Aufgaben. Hinsichtlich ihrer Arbeit in der Kinderbetreuung konnten alle überwiegend eigenständig entscheiden, welche Aktivitäten sie mit den ihnen anvertrauten Kindern ausübten, oft auch ohne dass sie dabei kontrolliert wurden: „Und dann habe ich diese Kunst-AG einfach gegründet [...] Und da ist jetzt auch niemand vorbeigekommen und hat das irgendwie kontrolliert oder so“ (Interview\_Sandra: 116), erzählt Sandra zum Beispiel. Aufgrund dieser Aussagen ist davon auszugehen, dass die Projektverantwortlichen vor Ort zumindest ein grundsätzliches Vertrauen in die Fähigkeiten der deutschen Freiwilligen hatten. Ob dies nun auf ihrer Herkunft aus dem Globalen Norden beruhte oder engagierten Menschen allgemein ein gewisses Können in ihrem Arbeitsbereich zugeschrieben wird, kann aus dieser Perspektive nicht abschließend geklärt werden. Jedoch muss nochmals deutlich hervorgehoben werden, dass keine der Interviewten hinsichtlich ihrer Arbeit von Diskriminierung in der Projektstelle aufgrund rassialisierter Zuschreibungen berichtet.

Mit Blick auf die einschlägige Literatur fanden Baillie Smith, Laurie und Griffiths weiterhin heraus, dass *weißen* Freiwilligen durch Akteur\*innen aus den Einsatzstellen im Ausland nicht selten ein höheres Durchsetzungsvermögen hinsichtlich eigener Wünsche und Bedürfnisse zugesprochen werde (Baillie et al. 2018: 165). Diese Annahme kann mit der kolonialen Vergangenheit vieler Einsatzländer in Verbindung gebracht werden. *Weiß*e Kolonialbeamte aus dem Globalen Norden haben sicherlich durchsetzungsstark oder gar autoritär gehandelt, sodass die Verbindung zwischen diesen Charakterzügen und dem Identitätsmarker ‚Weißsein‘ entstanden sein könnte. Die aus den in die Gesellschaft eingebrannten Erfahrungen der Kolonialzeit hervorgegangenen Vorannahmen über *weiße* Personen könnten sich also auf *weiße* Freiwillige aus dem Globalen Norden übertragen haben. Jedoch konnte eine solche Ungleichbehandlung in den drei hier untersuchten Fällen nicht beobachtet werden. Lediglich Amira berichtet überhaupt von unterschiedlichen Vorannahmen, die die Menschen vor Ort ihr und ihren *weißen* Mitfreiwilligen gegenüber gehabt hätten: „Ich hatte schon das Gefühl, dass von mir erwartet wird, dass ich schneller Bengali spreche.“ (Interview\_Amira: 162) Allerdings beruht diese Vorannahme nicht auf in der Kolonialzeit entstandenen Vorurteilen über die Durchsetzungskraft von *weißen* und (in Abgrenzung dazu) über die Willensschwäche nicht-*weißer* Menschen (s.o.), sondern zielt stattdessen auf die Annahme sprachlicher Veranlagung aufgrund eines relativ ähnlichen Aussehens.

Zusätzlich ist darauf zu verweisen, dass die Literatur neben der ‚indirekten‘ rassistisch bedingten Benachteiligung durch die Bevorzugung *weißer* Kolleg\*innen auch direkte rassistische Diskriminierung von Freiwilligen of Color thematisiert. In der Studie von Baillie Smith, Laurie

und Griffiths berichten Freiwillige aus Ländern des Globalen Südens davon, dass sie von Mitarbeiter\*innen ihres Projektes merklich unfreundlicher behandelt wurden, wenn diese aus den phänotypischen Merkmalen der Freiwilligen darauf schlossen, dass sie einheimische Kolleg\*innen seien (Baillie Smith et al. 2018: 164). Auch diesbezüglich können die Freiwilligen, die für die vorliegende Forschung interviewt wurden, von keinen entsprechenden Erfahrungen berichten.

Es sollte bezüglich der negativen Folgen rassialisierter Zuschreibungen und Rassismuserfahrungen auch die psychologische Ebene unbedingt Beachtung finden. Inzwischen gibt es einige Studien zum sogenannten *Racial Trauma* und seinen psychischen und physischen Auswirkungen auf die Betroffenen. Wie die US-amerikanische Journalistin Jillian Wilson in ihrem Artikel „This Is What Racial Trauma Does To The Body And Brain“ (2020) beschreibt, können die Erfahrungen, die People of Color im Laufe ihres Lebens mit Rassismus machen, erhebliche Konsequenzen für ihre körperliche wie auch psychische Gesundheit haben. Dabei geht es nicht nur um Erfahrungen, die sie persönlich betreffen, sondern auch um Erlebnisse ihrer Vorfahren oder solche, von denen sie durch mediale Berichterstattung oder diverse Social Media Kanäle Kenntnis erlangen. Maryam Jernigan-Noesi, eine US-amerikanische Psychologin, die für den Artikel interviewt wurde, bemerkt diesbezüglich:

„The piece about racial trauma that is really unique is the intergenerational impact [...] So it’s not just me and my lifetime and what I’ve experienced — it’s the stories you heard from family members, it’s witnessing that of colleagues or peers, and now with social media and online mechanisms of folks sharing videos, it’s also witnessing things that you may not experience directly.“ (Jernigan-Noesi im Interview in Wilson 2020)

All diese persönlichen, vererbten oder vermittelten Rassismuserfahrungen können unterschiedliche, teils drastische Auswirkungen auf die Gesundheit von Betroffenen haben. Neben Schlaf- und Essstörungen nennt Wilson auch den Anstieg des Stresshormons Cortisol, der mitunter zu Gewichtszunahme, verlangsamtem Heilungsvermögen des Körpers, Muskelschwäche und Herzkreislaufproblemen führen könne. Darüber hinaus seien unter *Racial Trauma* leidende Personen anfälliger für psychologische Krankheiten, wie Angststörungen, Depressionen oder Hypervigilanz (erhöhte Wachsamkeit). (Wilson 2020)

Diese Informationen sind für die Analyse der Erfahrungsberichte in der vorliegenden Arbeit insofern relevant, als dass Amira mehrfach davon berichtet, wie unsicher und unwohl sie sich im Umgang mit ihrem iranischen Familienhintergrund in Indien gefühlt habe. Angesichts der

Spannungen zwischen dem mehrheitlich muslimisch-geprägten Pakistan und dem hinduistisch-geprägten Indien hat sie sich dazu entschieden, diesen Teil ihrer Identität vor den Einheimischen in ihrem Projekt zu verschweigen. „[I]ch war mir einfach viel zu unsicher, weil ich nicht wusste, wie Menschen darauf reagieren, wenn sie es wissen oder erfahren, weil da einfach noch so viele Spannungen sind und ich nicht riskieren wollte [...], Spannung zu erzeugen“ und „ich habe sehr viel von dem zurückgesteckt und [...] probiert, es einfach zu ignorieren“ (Interview\_Amira: 165), erinnert sie sich. Sie gibt an, dass das Vermeiden dieses Themas aus einer Angst vor Ablehnung und Spannungen entstanden sei und einen enormen zusätzlichen Druck aufgebaut habe, den sie aber mangels einer Vertrauensperson, die ihre Situation nachvollziehen konnte, nicht abzubauen wusste (Interview\_Amira: 165). Aus diesen Äußerungen wird also die zusätzliche psychische Belastung deutlich, mit der Amira in ihrer Zeit im Ausland, einer so wieso schon herausfordernden Phase für einen jungen Menschen, umgehen musste. Dass sie so sensibel und vorsichtig auf diese Situation reagiert hat, kann eine Folge von bisherigen Erfahrungen mit Rassismus sein. An anderer Stelle erzählt sie nämlich: „klar biege ich mich irgendwo zurecht und mach meine Sachen so und so und habe die und die Erfahrung gemacht.“ (Interview\_Amira: 176) Dementsprechend erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass ihre ausgeprägte Vorsicht in Bezug auf die iranischen Wurzeln ihrer Familie mit vorangegangenen negativen Erfahrungen diesbezüglich zusammenhängt. Ob in Amiras Fall aber tatsächlich von einem *Racial Trauma* gesprochen werden kann, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht zu klären und auch nicht der Anspruch. Es ist lediglich festzuhalten, dass die Erfahrungen, die die Freiwilligen of Color während ihres Auslandsaufenthaltes machen, psychisch potenziell stark belastend sein können und vor dem Hintergrund vorausgegangener eigener, vererbter oder medial vermittelter Rassismuserfahrungen betrachtet werden müssen.

Hinsichtlich der Folgen dieser rassistischen Diskriminierungsformen kann zusammenfassend gesagt werden, dass die konstante Konfrontation mit rassialisierten Zuschreibungen eine enorme emotionale Last für die Freiwilligen of Color darstellen kann (Rogers 2019: 169; Bolumole 2020: 13f.). Des Weiteren können die internalisierten rassistischen Stereotype vom ‚gebildeten, professionellen, weißen Menschen‘ die Chancen auf einen Freiwilligendienst für People of Color beeinträchtigen beziehungsweise die Betätigungsfelder von Freiwilligen of Color einschränken, indem sie ihnen nur weniger anspruchsvolle Tätigkeiten zutrauen (Thuo 2018: 77f.; Baillie et al. 2018: 164). Durch die Analyse der vorliegenden Interviews wird jedoch deutlich, dass diese Annahmen und Zuschreibungen offenbar nicht immer der Realität entsprechen und Freiwillige auch andersgeartete Erfahrungen machen. Schließlich können diese Vorannahmen auch dazu führen, dass Wünsche und Bedürfnisse von Freiwilligen of Color weniger ernst

genommen werden, da Durchsetzungsvermögen und Willensstärke häufig mit ‚Weißsein‘ assoziiert werden und den Bitten nicht-weißer Freiwilliger dadurch eventuell weniger Dringlichkeit zugesprochen wird (Baillie et al. 2018: 165). Alles in allem lassen sich also viele negative Konsequenzen aus den rassialisierten Zuschreibungen für Freiwillige of Color im Globalen Süden erkennen.

Dass Freiwillige of Color teilweise auch Vorteile beziehungsweise Privilegien aus rassialisierten Zuschreibungen im Ausland ziehen, darf nicht übersehen werden. Anders als die oben beschriebenen Aussagen nahelegen, berichten einige der Interviewpartner\*innen aus der Studie von Baillie Smith, Laurie und Griffiths auch von Vorteilen, die sie aus der optischen Ähnlichkeit zu einheimischen Projektmitarbeiter\*innen ableiten. So vereinfache es die Kommunikation enorm, wenn die Freiwilligen als den Mitarbeitenden vor Ort ähnlich wahrgenommen werden. (Baillie et al. 2018: 161-164) Amira erzählt diesbezüglich, sie sei öfter von ihren Mitfreiwilligen zum Einkaufen geschickt worden, weil sie aufgrund ihres ‚bengalischeren‘ Aussehens die Produkte günstiger bekommen habe (Interview\_Amira: 164). Auch Sandra scheint Vorteile aus dem ähnlicheren Aussehen zur Mehrheitsgesellschaft gezogen zu haben: „das war einfach ein gutes Gefühl, dass man eben nicht auf diese Art und Weise von außen gesehen wurde, also darauf reduziert wurde.“ (Interview\_Sandra: 112) Diese Aussage lässt vermuten, dass ihr im Vergleich zum deutschen Kontext unauffälligeres Aussehen die Kommunikation insofern erleichterte, als dass diese nicht von ähnlichen wie in Deutschland verbreiteten Vorannahmen geprägt gewesen sei.

Auch die Forschungsteilnehmer\*innen der Studie „Coloring Up Study Abroad. Exploring Black Students‘ Decision to Study in China“ (2015) von Lu, Reddick, Dean und Pecero berichten von positiven Erfahrungen im Zusammenhang mit rassialisierten Zuschreibungen. Beispielsweise wird von Begegnungen mit Chines\*innen erzählt, in denen die damaligen Studierenden aufgrund ihrer Hautfarbe wie Berühmtheiten behandelt und als besonders schön bezeichnet wurden (Lu et al. 2015: 447). Im Gegensatz zu den oben beschriebenen Herabwürdigungen fand hier offenbar eine Aufwertung der Schwarzen ‚race‘ statt. Sie wurde als etwas Herausragendes und Bewundernswertes angesehen. Nichtsdestotrotz liegen auch Reaktionen dieser Art rassialisierte Denkweisen zugrunde: der Umgang mit den Schwarzen Studierenden ist intensiv von der äußeren Wahrnehmung ihrer ‚race‘ beeinflusst. Von ähnlichen Erfahrungen können alle drei Forschungsteilnehmerinnen der vorliegenden Arbeit in unterschiedlicher Art und Weise berichten. Emma war beispielsweise damit konfrontiert, dass sie aufgrund ihres Aussehens als das „Allerbeste“ (Interview\_Emma: 142) definiert wurde, was ein Mann sich wünschen könne. Ihr wurde gesagt „,[d]adurch, dass ich nicht (macht Anführungszeichen mit den

Händen) ganz *weiß* bin, [...] Und das haben sie mir gesagt: ja, *weiße* Frauen sind nicht schön. Schön sind so Frauen wie du [...]“ (ebd., Herv.i.O.). Emma wurde also gerade dadurch, dass sie weder als komplett *weiß* noch als ausschließlich Schwarz gelesen wurde, zu einem Schönheitsideal und hat für ihr Aussehen viele Komplimente bekommen. Auch Amira war überrascht, als sie ihren Erfahrungen in Deutschland widersprechend in Indien als ausnehmend schön beschrieben wurde:

„Ich habe sehr oft in Deutschland schon negative Kommentare bekommen [...]. Sei es, die Haare zu wild oder hie und da oder einfach zu dunkel oder zu anders. Und [...] dadurch, dass ich eine sehr, sehr weiße Hautfarbe habe und sehr dunkle Haare, was so ungefähr dem indischen Schönheitsideal entspricht, habe ich ganz krasse und immer sehr viel auf mein Äußeres bezogene Kommentare bekommen [...]“ (Interview\_Amira: 162)

Jedoch hätten sie diese Kommentare häufig „verunsichert“ und „überfordert“ (Interview\_Amira: 162), sodass diese Erfahrung nicht nur positiv interpretiert werden kann. Schließlich ist auch Sandra aufgefallen, dass sie während ihrer Zeit in Ruanda sehr viel öfter von Männern beachtet wurde, als dies in Deutschland der Fall war. Dies kann zum einen daran liegen, dass ihr Aussehen dort tatsächlich anders bewertet wird als in Deutschland. Zum anderen können sich aber auch die üblichen Flirtstrategien in den beiden Ländern hinsichtlich ihrer Direktheit unterscheiden, sodass Sandras Aussehen in beiden Fällen ähnlich viel Aufmerksamkeit erregt hätte und nur der männliche Umgang mit der jeweiligen Situation ein jeweils anderer war.

In mehreren Studien wird weiterhin auf das Erlangen von Privilegien durch die jungen People of Color aufgrund rassialisierter Zuschreibungen im Kontext ihres Auslandsaufenthaltes hingewiesen (Bolumole 2020: 7; Lee/Green 2016: 70). Motunrola T. Bolumole schreibt beispielsweise, dass die Schwarzen Studierenden, die an ihrer Forschung teilgenommen haben, während ihres Auslandsstudiums erstmals mit Privilegien aufgrund ihrer ‚race‘ konfrontiert gewesen seien, da sie häufig primär als US-Amerikaner\*innen wahrgenommen wurden und nicht als Schwarze. Dies habe bei den Betroffenen vor allem Unsicherheiten hinsichtlich des Umgangs mit diesen Privilegien ausgelöst. (Bolumole 2020: 7) Ähnliches berichten auch Jasmine Lee und Qiana Green. Da viele der Schwarzen Studierenden, die in ihrer Studie zu Wort kommen, im Vergleich zu den Bewohner\*innen der afrikanischen Länder, in denen sie ihr Auslandssemester absolvierten, eine relativ helle Hautfarbe hatten, seien sie – anders als in ihrer US-amerikanischen Heimat – nicht als Schwarze erkannt worden. Dadurch hätten auch sie Privilegien

erlangt. Aus dieser Erfahrung sei teilweise ein emotionaler Bezug zur eigenen Schwarzen Identität erwachsen, mit dem die Ablehnung dieser Privilegien einhergegangen sei. (Lee/Green 2016: 70)

Wie schon mehrfach erwähnt, wurden auch die Interviewten der vorgelegten Forschung überwiegend als *weiße* Ausländer\*innen wahrgenommen. Zwar wurde Amira teilweise ihre deutsche Identität abgesprochen, aber als Ausländerin wurde sie dennoch meistens betrachtet (Interview\_Amira: 166). Ähnlich wie bei Sandra und Emma spielte das Sprechen einer anderen Sprache oder auch das nicht landestypische Verhalten der Freiwilligen eine Rolle. Besonders im afrikanischen Kontext wurden die beiden Freiwilligen häufig als ‚Muzungu‘, also *weiße*, angesprochen (Interview\_Sandra: 120; Interview\_Emma: 137). Sandra und Emma berichten davon, dass sie aufgrund solcher Zuschreibungen anders behandelt wurden als Einheimische, sprechen in diesem Zusammenhang aber nicht von Privilegien: „wenn ich ein Taxi genommen habe, dass sie mehr Geld haben wollten, als andere“ (Interview\_Emma: 141), erzählt Emma beispielsweise oder „[d]as ist ja auch immer so ein klassisches Thema, dass man dann auf den Markt geht und handeln muss. Und dann kriegt man immer einen viel zu hohen Preis gesagt“ (Interview\_Sandra: 125), meint Sandra. Über Privilegien sprechen hingegen vor allem Amira und Emma, als es um ihr Taschengeld oder ihre Staatsangehörigkeit geht, wie ausführlicher noch in Kapitel 5.1. behandelt wird. Beides kann aber nicht den hier gemeinten, aufgrund von Zuschreibungen durch die lokale Bevölkerung gewonnenen Privilegien zugerechnet werden.

Jedoch scheinen nicht nur aus der Fremdwahrnehmung als *weiße* Personen oder Ausländer\*innen Vorteile für die Freiwilligen oder Studierenden of Color zu erwachsen. Zimmermann schreibt von Freiwilligen, die es in ihrer Zeit im Friedenskorps in Afrika vermieden hätten, viel zu sprechen, da sie so allein auf Basis ihres Aussehens als Einheimische interpretiert worden seien. Ihnen sei es besonders angenehm erschienen, nicht als Ausländer\*innen aufzufallen, sondern in der Gesellschaft ‚untertauchen‘ zu können. Die Sprache sei ein Aspekt gewesen, der diese ‚Tarnung‘ hätte auffliegen lassen. (Zimmermann 1995: 1008) Besonders bei Sandra schien dieser Aspekt ebenfalls zum Tragen gekommen zu sein. So berichtet sie:

„Also das war eigentlich ganz cool einfach mal irgendwo zu sein, wo man nicht so auffällt. Natürlich [...] bin ich trotzdem aufgefallen, weil ich ja immer noch einen anderen Background hatte als die Ruanda\*innen vor Ort. Das hat man natürlich auch gemerkt. Also [...] ich kann die Sprache nicht sprechen und ich gebe mich ganz anders, ich verhalte mich anders in Situationen in öffentlichen Räumen et cetera.“ (Interview\_Sandra: 112)

Wobei an diesem Zitat sehr deutlich wird, dass die Markierung als Ausländer\*in nicht allein an der Sprache festgemacht zu sein scheint, sondern ebenfalls ihr Verhalten einbezieht. Trotzdem muss Sprache auch im Kontext der vorliegenden Arbeit als ein sehr wichtiger Aspekt bei der Integration in eine zunächst fremde Umgebung gesehen werden, wie noch ausführlicher in Kapitel 4.3. thematisiert wird.

All diese Erfahrungen zeigen, wie umfassend rassialisierte Zuschreibungen die Erfahrungen von Freiwilligen of Color im Ausland prägen. Dabei spielen sowohl den Freiwilligen bekannte als auch ihnen bislang unbekannt Formen von rassialisierten Zuschreibungen eine Rolle. Besonders prägend sind die verschiedenen Formen von Rassismus, wenn sie im direkten Arbeitsumfeld des Einsatzprojektes ihre Wirkung entfalten. Diese Wirkungen können zu überraschenden Privilegien aber auch zu einer Reihe von Benachteiligungen für die betroffenen Freiwilligen führen und ihre Zeit im Ausland stark beeinflussen.

Im Folgenden wird ein mit diesen Zuschreibungen eng verwandtes Themenfeld analysiert: die Inklusion in beziehungsweise Exklusion von bestimmten sozialen Gruppen. Diese basiert nicht selten auch auf rassialisierten Zuschreibungen von außen, kann aber ebenso aktiv von den Akteur\*innen selbst beeinflusst werden, wie im nächsten Kapitel verdeutlicht wird.

#### 4.3. Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss

Die Zugehörigkeit oder der Ausschluss beziehungsweise die Abgrenzung zu/von bestimmten sozialen Gruppen beruht zu einem nicht unerheblichen Maße auf Zuschreibungen von außen. In diesem Sinne ist dieses Kapitel sehr eng mit dem vorausgegangenen verknüpft. Mit Blick auf die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit wird untersucht, welche Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss sich hinter den Erfahrungen der Freiwilligen of Color im Rahmen ihres Freiwilligendienstes verbergen.

Die Thematik *Zugehörigkeit/Ausschluss* ist stark geprägt von postkolonialen Diskursen und wird insbesondere durch das Konzept des *Otherings* theoretisch gerahmt. Unter dem Begriff *Othering* wird, wie im vorangegangenen Kapitel bereits erläutert, das homogenisierende Zusammenfassen von Individuen zu Gruppen verstanden, das einhergeht mit der Zuschreibung von Stereotypen, die eine solche Gruppe in Abgrenzung zum ‚Selbst‘ als das ‚Andere‘ definiert (Richter 2015: 314-316). Dieses Konzept wurde im Zuge der Postcolonial Studies unter prägendem Einfluss des palästinensisch-US-amerikanischen Literaturwissenschaftlers Edward Said entwickelt und bezieht sich daher im Besonderen auf durch ungleiche Machtstrukturen charakterisierte Kontexte, in denen die Zuschreibungen und Homogenisierungen von der machtvolleren Position aus getätigt werden, um die ‚Anderen‘ in ihrer unterlegenen Stellung

zu fixieren. Die spanische Sozialpädagogin und Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varela und die indische Politikwissenschaftlerin Nikita Dhawan arbeiten in ihrem Buch „Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung“ (2020) die Wirkungsweise dieser Ideologie im kolonialen Kontext heraus: die „Repräsentation der Anderen durch Europa [wurde] als Charakteristikum kultureller Dominanz [institutionalisiert]“ (Castro Varela/Dhawan 2020: 105). Indem also eine klare Trennung zwischen Europa als dem ‚Eigenen‘ und ‚dem Orient‘ als dem ‚Anderen‘ konstruiert wurde, kann diese herangezogen werden, um ausbeuterische Handelsbeziehungen und die Kolonisierung generell zu legitimieren. (Castro Varela/Dhawan 2020: 105-108)

Dieser Hintergrund lässt sich selbstverständlich nicht ohne weiteres auf die Situation deutscher Freiwilliger of Color im Globalen Süden übertragen. Grundsätzlich muss festgehalten werden, dass Freiwillige aus dem Globalen Norden aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft und der damit einhergehenden Rechte, ihrer finanziellen Situation und auch durch ihre Eingebundenheit in ein vom deutschen Staat finanziertes Programm sicherlich potenziell über mehr Macht verfügen als viele ihrer Kontaktpersonen in den Einsatzländern. In der konkreten Interaktion kann dieses Gefälle eventuell relativiert werden, wenn die Freiwilligen mit ihren Vorgesetzten, Mentor\*innen oder anderen zum Teil deutlich älteren, erfahreneren Mitarbeiter\*innen im Projekt in Kontakt kommen. Diese Personen tragen ebenso zur Inklusion und Exklusion der Freiwilligen in/aus soziale/n Gruppen bei wie all die anderen Menschen, denen sie während ihrer Zeit im Ausland begegnen. Wenn es um Zuschreibungen von Zugehörigkeit oder Ausschluss von Seiten der Bevölkerung im Gastland den Freiwilligen gegenüber geht, kann aber nicht davon gesprochen werden, dass das *Othering* von der machtvolleren auf die subalterne Position ausgeht. Die Machtverhältnisse sind in der speziellen Situation tendenziell umgekehrt und können sich nur situationsbedingt im Kontakt mit Vorgesetzten oder in der Hierarchie anderweitig höherstehenden Personen ändern. Trotz dieser machtvollen Position der Freiwilligen kann es hilfreich sein, jene Aspekte des Konzepts zur Analyse heranzuziehen, die sich auf die Homogenisierung sozialer Gruppen und die Abgrenzung zum ‚Selbst‘ beziehen. Diese Vorgänge lassen sich auch in Zuschreibungen hinsichtlich der Freiwilligen of Color finden.

In der wissenschaftlichen Literatur zu Auslandsfreiwilligendiensten und -studienaufhalten können bereits einige Inklusions-/Exklusionsnarrative ausgemacht werden, die zum Teil auch in den Erzählungen der Interviewpartnerinnen angesprochen wurden. Jedoch ist anzumerken, dass diese keineswegs einheitlich sind und je nach sozialem Kontext bestimmte Zuschreibungen dominieren.

#### 4.3.1. Gastgesellschaft

Ein immer wiederkehrendes Thema in der Literatur ist die Zugehörigkeit beziehungsweise der Ausschluss vor allem Schwarzer US-Amerikaner\*innen zur/von der jeweiligen einheimischen Community in einem zumeist afrikanischen Gastland (Bolumole 2020: 44-47; Lee/Green 2016: 72; Rogers 2019: 161f.; Zimmermann 1995: 1007f.). Dabei finden sich Unterschiede zwischen der Selbstpositionierung der Freiwilligen/Studierenden und der Fremdpositionierung durch Kontaktpersonen im jeweiligen Gastland. Motunrola T. Bolumole sowie Jasmine Lee und Qiana Green berichten davon, dass die von ihnen interviewten Schwarzen Studierenden vor ihrer Zeit im afrikanischen Ausland davon ausgegangen waren, dass ihr Studium dort mit einer Erfahrung des ‚Nachhause-Kommens‘ einhergehen würde (Bolumole 2020: 46; Lee/Green 2016: 72). Sie haben sich also bewusst oder unterbewusst der Gemeinschaft ihres Studienortes in Afrika zugehörig gefühlt. Die Erkenntnis, dass zwischen ihren Lebensweisen, Wertvorstellungen und kulturellen Prägungen und denen im Gastland doch mitunter erhebliche Unterschiede bestehen, habe viele der Friedenscorps-Freiwilligen aus Zimmermanns Studie überrascht (Zimmermann 1995: 1008).

Auch Emma kam mit der Erwartung nach Tansania, von den Einheimischen als ‚ihresgleichen‘ anerkannt zu werden. Aufgrund der Erfahrung des ‚Andersseins‘, die sie in ihrer Kindheit und Jugend sowohl in Deutschland als auch in dem anderen europäischen Land gemacht habe, erhoffte sie nun sich zugehörig zu fühlen:

„ich [habe] mir gedacht: ok, wenn ich nicht zu [dem anderen europäischen Land; geändert, S.O.] und nicht zu Deutschland gehöre, dann muss ich nach Tansania gehören. Und wollte deshalb eigentlich seit langem nach (macht Anführungszeichen mit Händen) Afrika, quasi um meinen Platz zu finden.“ (Interview\_Emma: 137)

Ihre Hoffnung war, dass ihr Aussehen, das sie bis dahin immer als ‚anders‘ markiert habe, in Tansania ihre Zugehörigkeit begründe: „auf jeden Fall habe ich gedacht, alle würden das merken. Vor allem, weil meine Harre wirklich, wirklich, (macht eine große Geste um ihren Kopf) also man sieht, dass ich afrikanische Wurzeln habe.“ (Interview\_Emma: 137)

Wie auch Emma schnell bemerkte, werden von ‚außen‘, das heißt von der jeweiligen Gastgesellschaft, diesbezüglich sowohl Narrative der Zugehörigkeit als auch des Ausschlusses bedient (Bolumole 2020: 47; Rogers 2019: 161f.). Juhanna N. Rogers schreibt beispielsweise über die Erfahrungen Schwarzer Studierender in der Dominikanischen Republik, dass diese von Einheimischen häufig als dominikanische Studierende, die aus ihrem Auslandsstudium in den USA

zurückgekehrt seien, missinterpretiert wurden. Daher seien sie im Alltag, wie dort offenbar üblich, entsprechend ihrer ‚race‘ behandelt worden und nicht wie ausländische Studierende. Wie im vorangegangenen Kapitel bereits erwähnt, herrsche nach Rogers eine sehr ausgeprägte soziale Segregation entlang der Hautfarbe in der Dominikanischen Republik. Die US-amerikanischen Studierenden wurden in diese Strukturen eingebunden. (Rogers 2019: 153-162)

Emma, Sandra und Amira machten Erfahrungen, in denen sie von anderen der Gastgesellschaft zugehörig definiert wurden. Emma und Sandra berichten beide von Zuschreibungen, die mit der Herkunft der eigenen Familie begründet wurden. Emma erzählt diesbezüglich:

„Also es gab Leute, die mich angesprochen haben: wer ist Schwarz? Deine Mutter oder dein Vater? [...] Weil [...] [i]n Tansania ist es auch so, dass sie nach dem Vater gehen. Also du kommst [dort her], wo dein Vater herkommt. Und es war wichtig, ob mein Vater oder meine Mutter aus Tansania kommt. Weil wäre meine Mutter aus Tansania gekommen, wäre ich nicht Tansanerin.“ (Interview\_Emma: 140)

Sehr ähnlich äußert sich Sandra:

„in Ruanda ist das auch ganz strikt [...]. Es gibt ein Geburtsrecht? [...] Also auf jeden Fall, was deine Eltern sind, bist du auf jeden Fall auch, egal, wo du geboren bist und wo du aufgewachsen bist. Wenn dein Vater Ruander war, bist du auch Ruanderin.“ (Interview\_Sandra: 126)

Das bedeutet, Zugehörigkeit wird in beiden Gesellschaften über die Eltern bzw. den Vater definiert. Somit konnten sich beide Freiwillige zumindest theoretisch als ein Teil der Gesellschaft fühlen. Nichtsdestotrotz spielen im Alltag noch andere Parameter in dieses Narrativ hinein. Sowohl Sandra als auch Emma messen der Sprache einen hohen Einfluss in diesem Kontext zu. Zum einen sei die im Alltag gesprochene Sprache (in Ruanda war das Kinyarwanda und in Tansania Swahili), nachdem die Freiwilligen sie gelernt hatten, sehr hilfreich, um Anschluss zu finden und Kontakte zu knüpfen und sich dadurch auch ganz praktisch in die Gesellschaft zu integrieren, so Sandra. Zum anderen habe die Sprache aber auch als handfester Beweis dafür gedient, dass sie nicht nur als Touristin das Land bereise, sondern es sich um einen intensiveren Aufenthalt handle. (Interview\_Sandra: 124) Auch Emmas Aussagen belegen, dass sie einen engen Zusammenhang zwischen dem Sprechen der dortigen Sprache und dem Grad der Integration in die Gesellschaft sieht. Die Aussagen „ich habe mich eigentlich schon voll eingeweiht gefühlt. Also ich habe mich schon vor Ort gefühlt. So angekommen. Ich konnte die Sprache“

und „nachdem ich die Sprache gelernt habe und ich mich wirklich gut integriert habe“ (Interview\_Emma: 138) sind Hinweise darauf. Darüber hinaus zeigen Emmas Äußerungen, dass auch ihr Verhalten, insbesondere die Anpassung an die Lebensstandards in Tansania, zu einer gesteigerten Anerkennung ihrer Zugehörigkeit seitens der dortigen Bevölkerung geführt hat und eine sparsame Lebensweise dazu beigetragen, dass sie sich der tansanischen Bevölkerung näher fühlte. Vor allem das regionale Essen spielte eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang: „Und [der Lehrer] hat gesagt: du isst unser Essen! Du bist wie wir.“ (Interview\_Emma: 149) Da sie zusätzlich zu dem im *weltwärts*-Programm üblichen Taschengeld von 100 Euro kaum zusätzliche finanzielle Unterstützung von ihren Eltern bekommen habe, wie es bei anderen Freiwilligenden der Fall gewesen sei, wäre sie von vornherein darauf bedacht gewesen, möglichst wenig Geld auszugeben: „ich will gar nicht sagen, dass ich irgendwie kein Geld hatte oder so. Das war auf jeden Fall ausreichend, aber ich wollte auch ein bisschen sparen. Deshalb habe ich das Gefühl, dass ich [...] mehr auf einer Ebene [angekommen bin].“ (Interview\_Emma: 150)

Auch Amira wird in Indien beziehungsweise konkret in Bengalen zumindest als den dort lebenden Menschen ähnlich eingestuft. Sie sieht den Ursprung dieser Zuschreibung in ihrem Aussehen und ihrem Namen. Zum einen hätten, wie im letzten Kapitel schon erwähnt, ihre helle Haut und ihre dunklen Haare als bengalisches Schönheitsideal gegolten, zum anderen sei ihr Name auch in Indien weit verbreitet, sodass beide Aspekte zur Zuschreibung von Zugehörigkeit beitrugen. Diese äußerte sich vor allem in der Erwartung der Einheimischen, dass sie schneller als ihre Mitfreiwilligen Bengali lernen würde. (Interview\_Amira: 162)

Jedoch haben viele People of Color in ihrer Zeit im Ausland offenbar auch Erfahrungen gemacht, die nicht auf solchen Zugehörigkeitsnarrativen beruhen (Bolumole 2020: 8; Zimmermann 1995: 1007). Häufig ist scheinbar die Nationalität der wichtigste Identitätsaspekt, mit dem sich der Ausschluss aus der jeweiligen Gastgesellschaft begründen lässt. Bolumole schreibt dazu beispielsweise, dass Schwarze Studierende aus den USA in Südafrika überwiegend nicht als „displaced Africans“ (Bolumole 2020: 8), wie sie sich selber definieren würden, sondern als Amerikaner\*innen interpretiert würden. Auch Zimmermann berichtet von ähnlichen Erfahrungen: die Schwarzen Friedenskorps-Freiwilligen in Nigeria wären nicht selten als *weiß* bezeichnet worden, da ihrer Nationalität als US-Amerikaner\*innen und damit einhergehenden Privilegien gegenüber ihrem Aussehen deutlich mehr Bedeutung zugerechnet worden sei (Zimmermann 1995: 1007). Aus Baillie Smiths, Lauries und Griffiths Studie geht diesbezüglich hervor, dass Menschen aus dem Globalen Norden häufig mit ‚Weißsein‘ assoziiert würden (Baillie Smith et al. 2018: 165). Eine Herkunft oder Nationalität scheint also gedanklich stark mit einer bestimmten ‚race‘ verknüpft zu sein. In ihrer Arbeit folgert Bolumole aus den

geschilderten Erlebnissen, dass die Zugehörigkeit zur jeweiligen Gemeinschaft des Gastlandes an nicht geteilter Nationalität, Geschichte und Kultur scheitert (Bolumole 2020: 47).

Trotz aller oben erläuterten Zugehörigkeitszuschreibungen machen auch Emma, Sandra und Amira die Erfahrung, dass sie vor allem als *weiße* Ausländerinnen definiert werden. Während Emma, wie schon in Kapitel 4.2. erläutert, diesen Umstand hauptsächlich auf ihre vergleichsweise helle Hautfarbe zurückführt und darauf, dass das Aussehen in Tansania offenbar tatsächlich einen hohen Stellenwert bei der Beschreibung von Menschen einnimmt, interpretiert Sandra hingegen neben den rein äußerlichen Merkmalen auch Privilegien in die Benennung als *weiße* Person. Demnach würden auch reiche, aus der Diaspora zurückgekehrte Ruander\*innen als ‚Muzungu‘ bezeichnet werden. Zudem hätte ihr Verhalten und ihre Sprache sie deutlich als Ausländerin gekennzeichnet (Interview\_Sandra: 112). Auch Amira gibt an, dass sie im Umfeld ihres Projekts und seiner Nachbar\*innen als „Ausländer\*in[...]“ (Interview\_Amira: 166) betrachtet worden sei, gibt aber keine weiteren Begründungen dafür an.

#### 4.3.2. Herkunftsgesellschaft

Mit der Markierung als *weiße* Person und/oder Ausländer\*in geht häufig die Zuschreibung zur Herkunftsgesellschaft (in den drei Fällen zur deutschen) einher. Die Erfahrungen der drei interviewten Freiwilligen hinsichtlich dieser Form der Selbst- und Fremdzuschreibung sind sehr divers. Während Sandra sich im Vorfeld zwar Gedanken darüber machte, ob sie in Ruanda als Deutsche gesehen und anerkannt wird (Interview\_Sandra: 111), wird sie dort nie von dieser Zuschreibung ausgeschlossen. Dementsprechend decken sich ihre Selbstzuschreibung als Deutsche mit der Zuschreibung von ‚außen‘. Bei Emma und Amira verhält es sich jedoch nicht so. Emma ist sich offenbar von Beginn an unsicher, wie sie auf die Frage nach ihrer Herkunft antworten soll:

„So: woher bist du gekommen? Ich bin aus Deutschland gekommen. Aber ich komme ja nicht aus, also ich bin ja aus [einem anderen europäischen Land; geändert, S.O.], aber irgendwie war es für mich komisch, weil ich komme ja mit einem vom deutschen Staat finanzierten weltwärts-Programm nach Tansania und sage: ah, ich bin aus [einem anderen europäischen Land; geändert, S.O.] und vergesse halt das ganze Deutsche quasi. Und deshalb war [es] für mich [...] so ein struggle. Also ich habe eigentlich immer gesagt, ich komme aus Deutschland.“ (Interview\_Emma: 150)

Diese Aussage zeigt auf, dass Emma eine Art ‚Verpflichtung‘ gespürt hat den deutschen ‚Teil‘ ihrer Herkunft zu priorisieren, auch wenn sie sich Deutschland weniger zugehörig gefühlt hat

als dem anderen europäischen Land. Von den Menschen in Tansania wurde sie nach eigenen Angaben „wie eine Deutsche behandelt“ (Interview\_Emma: 150), fügt aber hinzu, dass sie für ihre Schüler\*innen vor allem eine „Person aus dem Ausland“ (ebd.) gewesen sei. Es ist daher nicht eindeutig zu erkennen, ob sie vor Ort tatsächlich hauptsächlich als Ausländer\*in oder konkret als Deutsche wahrgenommen wurde.

Im Gegensatz dazu musste sich Amira tatsächlich mit teils deutlich divergierenden Selbst- und Fremdzuschreibungen hinsichtlich ihres ‚Deutschseins‘ auseinandersetzen. Sie selber definiert sich eindeutig als Deutsche und hat auch in Indien auf Fragen nach ihrer Herkunft dementsprechend geantwortet: „Ich habe einfach immer gesagt, ich komme aus Deutschland und habe es dabei belassen.“ (Interview\_Amira: 165) Die Menschen, denen sie in Indien begegnete, haben ihr diese Zugehörigkeit jedoch häufig abgesprochen: „ich [habe] häufig gemerkt: ok, ich werde gerade vielleicht doch irgendwie anders eingruppiert oder [...] mir wird dann doch vielleicht eher abgesprochen [...] nicht deutsch zu sein“ (ebd.). Amira beschäftigt dieses Thema während ihres Auslandsjahres sehr viel und im Interview wird deutlich, dass sie der konstante Fokus auf diesem Aspekt ihrer Identität belastet: „Ich habe mir immer gedacht: wieso muss ich jetzt noch erklären, warum ich anders bin. Es wurde natürlich viel gefragt und viel getriggert in dem Sinne“ (ebd.). Mit diesen Nachfragen wurde auf die internationale Familiengeschichte von Amira angespielt, die sie, wie in Kapitel 4.2. bereits erläutert, jedoch nicht mit den Menschen vor Ort teilen wollte. Sie spielte für diese Menschen aber offenbar eine wichtige Rolle, da sie, wie es scheint, vehement darauf bestanden, dass Amira ja nicht Deutsch sein könne (Interview\_Amira: 162). Sie selber sieht diesen Part ihres familiären Hintergrundes zwar grundsätzlich als „Teil meiner Identität“ (ebd.), versucht diesen Aspekt aber während ihres Freiwilligendienstes in Indien zu verdrängen.

Auch Emma hat einen internationalen Familienhintergrund, der über Deutschland und das Gastland des Freiwilligendienstes hinausgeht. Wie oben schon gezeigt, fühlt sie sich mehr dem anderen europäischen Herkunftsland zugehörig als Deutschland. Im Ausland hat sie jedoch das Gefühl, diese Seite nicht so sehr zeigen zu können, da sie mithilfe eines vom deutschen Staat finanzierten Programms nach Tansania gereist ist. Nur in einem Fall berichtet sie von einer deutlichen Abgrenzung vom deutschen Teil ihrer Identität: „Irgendwann habe ich so Vorwürfe bekommen von wegen: you colonized us!“ (Interview\_Emma: 150) Darauf hin habe Emma betont, dass sie eigentlich aus einem anderen europäischen Land komme (ebd.). Das bedeutet, sie nutzt die Zugehörigkeit zu dem anderen europäischen Land, um Spannungen aus dem Weg zu gehen – ganz im Gegensatz zur Taktik von Amira, die die Migrationsgeschichte ihrer Familie verschweigt, um keinen Ärger zu provozieren (s. Kapitel 4.2.).

#### 4.3.3. Freiwillige oder Tourist\*innen

Hinsichtlich der Forschungsfrage nach den Erfahrungen von Freiwilligen of Color im Rahmen des *weltwärts*-Freiwilligendienstes berichten die Forschungsteilnehmer\*innen der vorliegenden und auch jene anderer Arbeiten von Erfahrungen, die die Bedeutung der sozialen Bezugsgruppe anderer Freiwilliger aus dem Globalen Norden, häufig aus demselben Land oder gar von derselben Entsendeorganisation, für die Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss erkennen lassen. Die deutsche Sozialpädagogin Katharina Mangold identifiziert die Freiwilligengruppe in ihrer Arbeit „„Ringens um ein angemessenes Verhalten“. Herausforderungen im Internationalen Freiwilligendienst“ (2020) als wichtige Bezugsgruppe in der emotional aufreibenden Zeit im Ausland. Die Freiwilligen würden im Ausland im Spannungsfeld des „Inbetween“ (Mangold 2020: 45) leben, das sich durch Privilegien aufgrund ihrer Herkunft, ihres finanziellen und rechtlichen Hintergrundes einerseits und der Unerfahrenheit und Unsicherheit in ihrem Arbeits- und Lebensumfeld in einem ihnen zunächst fremden Land andererseits auszeichne. In dieser herausfordernden Situation sei die ‚Flucht‘ ins Bekannte eine gängige Bewältigungsstrategie. Neben bekannten Stereotypen über die ‚Anderen‘ in ihrem Einsatzland stellt besonders die Gemeinschaft anderer Freiwilliger dieses ‚Bekannte‘ dar. Von Seiten der Freiwilligen scheint also tendenziell eine recht starke Verbindung zu ihren Mitfreiwilligen gesucht zu werden. (Mangold 2020: 45-47) Doch inwieweit wird diese Zugehörigkeit auch von außen wahrgenommen und wie wird sie interpretiert?

Aus den für diese Arbeit geführten Interviews kann schlussgefolgert werden, dass sich alle drei Forschungsteilnehmerinnen eindeutig als Freiwillige (s. Definition in Kapitel 2.1.) identifizierten. Wie stark sich Sandra, Amira und Emma aber der Gruppe ihrer Mitfreiwilligen zugehörig fühlen, unterscheidet sich hingegen. Sandra beispielsweise spricht von einem überwiegend guten Verhältnis zu ihren Mitfreiwilligen und erwähnt auch gemeinsame Unternehmungen, wie Reisen. Des Weiteren sei sie auch von Einheimischen eindeutig der Gruppe deutscher Freiwilliger zugerechnet worden:

„Also deutsche Freiwillige war auf jeden Fall eine Gruppe, zu der ich und auch andere dazugezählt wurden und auch [sich] selber dazu gezählt haben. Eben dadurch, dass wir alle in Projekten waren, wo es davor schon Freiwillig gab, war es auch für die Leute da nichts Neues. [...] Also da gab es dann irgendwie so eine Blase. [...] Ja, das war alles relativ eng miteinander verwoben, dieser ganze Freiwilligenhaufen.“ (Interview\_Sandra: 120)

In Ruanda schienen sich diesbezüglich also die Selbst- und Fremdzuschreibung bei Sandra zu decken. Nicht vergessen werden sollte allerdings, dass sie als Freiwillige of Color von ihrer Entsendeorganisation bei der Planung des Vorbereitungsseminars offenbar nicht durchgängig als Teil der Freiwilligengruppe mitgedacht wurde. Dies äußerte sich in den schon mehrfach angesprochenen Einheiten zum Thema Antirassismus, die ihren Erfahrungshorizont offenbar nicht (ausreichend) berücksichtigten. (Interview\_Sandra: 120)

Diese Erfahrung hat Amira in ähnlicher Weise gemacht. Sie berichtet davon, dass sie sich während dieses Seminarteils so gefühlt habe, als ob sie „nicht mehr Teil der Gruppe“ (Interview\_Amira: 176) gewesen wäre. Aber auch im Ausland schien sie sich nicht durchgehend eng mit der Gruppe ihrer Mitfreiwilligen verbunden zu fühlen. Zwar betont sie, dass ihr Verhältnis zu den anderen deutschen Freiwilligen sehr gut gewesen sei und sie sich damals wie heute sehr gut verstehen würden (ebd.), jedoch führt sie weiter aus:

„Aber habe eben auch gemerkt: ok, es gibt auch Erfahrungen, die kann keine der anderen mit mir teilen [...]. Selbst wenn ich es jetzt erzähle, habe ich manchmal auch gemerkt: ok, sie können zuhören und sie können probieren verständnisvoll zu sein, aber sie werden es eben nie so verstehen, wie ich es verstehe, wenn ich eben die Erfahrung gemacht habe.“ (Interview\_Amira: 169)

Demzufolge haben die Erfahrungen, die Amira beispielsweise mit dem Absprechen ihres ‚Deutschseins‘ gemacht hat, ihr das Gefühl gegeben, sie unterscheide etwas von ihren Mitfreiwilligen, das weder diese noch Amira selbst überwinden können. Hinzu kam, dass Amira offenbar von Inder\*innen teilweise auch nicht der Freiwilligengruppe zugerechnet wurde: „ich [habe] häufig gemerkt [...]: ok, ich werde gerade vielleicht doch irgendwie anders eingruppiert oder [...] mir wird dann doch vielleicht eher abgesprochen, [...] zu denen dazu zu gehören, manchmal.“ (Interview\_Amira: 166) Für Emma scheint die Gruppe anderer deutscher Freiwilliger grundsätzlich keine allzu große Bedeutung zu haben. Sie war in ihrem Projekt und auch in der Stadt, in der sie in Tansania lebte, die einzige deutsche Freiwillige und habe sich „in der Freiwilligenlandschaft [...] schon unwohler gefühlt“ (ebd.: 145), was sie mit den im vorangehenden Kapitel erwähnten rassialisierten Zuschreibungen seitens der Freiwilligen begründet (s. Kapitel 4.2.). Grundsätzlich sieht sie einen allzu engen Kontakt zu der deutschen Freiwilligengruppe auch eher kritisch. Wenn sich Freiwillige überwiegend unter sich aufhalten würden, grenzten sie „sich halt unbewusst auch aus“ (Interview\_Emma: 148). Also liegt die Schlussfolgerung nahe, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Freiwilligen für sie keine große Bedeutung hatte.

Schließlich verweist die Arbeit “Wir gehen weltwärts. Identitätskonstruktionen zwischen *weiß*, deutsch und *anders*” (2012) von der deutschen Kultur- und Sozialanthropologin Leonie Nägele darauf, dass viele Freiwillige sich während ihres Auslandsaufenthaltes stark von der ‚Gruppe‘ der Tourist\*innen abgrenzen. In ihrer Arbeit beschäftigt sich Nägele mit den Identitätskonstruktionen von *weltwärts*-Freiwilligen. Sie interviewt dafür Rückkehrer\*innen des *weltwärts*-Programms der Jahrgänge 2008/09 bis 2010/11 zu ihrem Selbstverständnis während des Freiwilligendienstes. Sich selbst würden die *weltwärts*-Teilnehmer\*innen vor allem als Lernende betrachten, die nicht über andere urteilen wollen. Sie würden sich unter anderem von Tourist\*innen oder dem Narrativ der “‘bösen’ Freiwilligen” (Nägele 2012: 73, Herv.i.O.), die verschwenderisch und unsensibel handeln, abgrenzen. Auch in einer von Emmas Aussagen kommt dieses Narrativ zum Tragen:

„Bei Peace Corps, das sind die allerschlimmste Menschen überhaupt. [...] Die sind so: wir wohnen in denselben Verhältnisse, wie die Menschen dort. Die denken, die sind so ein Teil von den Menschen vor Ort, weil sie genauso, wie die wohnen aber das ist ja nicht deren Realität.“ (Interview\_Emma: 152)

In Abgrenzung dazu stellten sich die Interviewpartner\*innen aus Nägeles Studie gerne als Expert\*innen für die jeweilige Region und deren Menschen dar. Dadurch sprächen sie allerdings den Menschen in ihrem Umfeld die Fähigkeit ab, sich selbst zu repräsentieren. (Nägele 2012: 8) Die Erkenntnisse aus Leonie Nägeles Arbeit werden durch die Interviews von Amira, Sandra und Emma nur teilweise gestützt. Alle Forschungsteilnehmerinnen sehen sich nicht als Touristinnen in ihrem Einsatzland. Auch von Freiwilligen anderer Programme grenzen sich Sandra und Emma ab. Von Sandra heißt es dazu:

„Wir [haben] auch immer mal wieder Gruppen getroffen [...] , Reisegruppen, die da für Kurzzeit-Projekte irgendwie waren. [...] Also da haben wir uns auf jeden Fall schon auch irgendwie abgegrenzt. Einerseits von touristischen Besuchern, aber auch von diesen Kurzzeit-Entwicklungshilfe-Touren. [...] Da haben wir schon auch gedacht: also so kann das ja nicht funktionieren.“ (Interview\_Sandra: 123)

Deutlich zeigt sich anhand dieser Beispiele, dass (volon-)touristische Projekte und auch das Peace Corps, welches als Volontariatsprogramm bezeichnet werden kann, von den beiden Gesprächspartnerinnen kritisch gesehen werden und sie sich von diesen distanzieren. Andererseits muss jedoch auch erwähnt werden, dass sowohl Sandra also auch Amira während beziehungsweise im Anschluss an ihren Freiwilligendienst selber auf touristische Art im Land gereist sind (Interview\_Sandra: 124; Interview\_Amira: 173).

Abschließend kann mit Blick auf die hier beschriebenen Zugehörigkeits- und Ausschlussnarrative zusammenfassend gesagt werden, dass Sprache, familiäre Bindungen, Aussehen und Verhalten als die vier wichtigsten Marker identifiziert werden können, mithilfe derer die Freiwilligen sich selbst aber vor allem auch durch andere einer bestimmten ‚Gruppe‘ zugerechnet oder aber von ihr ausgeschlossen wurden. Alle drei erkennen in der jeweiligen Alltagssprache einen Schlüssel zur Integration in die lokale Gesellschaft, der ihnen das Gefühl von Zugehörigkeit verleiht und sie als Teil dieser identifiziert. Ebenfalls aus den Berichten aller drei Forschungsteilnehmerinnen kann das Aussehen als wichtiger Aspekt bei der Zuschreibung von Zugehörigkeit und Ausschluss interpretiert werden, welches wiederum stark mit rassialisierten Zuschreibungen verknüpft zu sein scheint. Schließlich erkennen vor allem Sandra und Emma in ihren Verhaltensweisen einen wichtigen Anker für die Fremdzuschreibung durch andere.

In dem nun folgenden Kapitel zu den Erfahrungen der Interviewpartnerinnen im Ausland werden die Genderrollen und damit zusammenhängende Stereotype und Erwartungen, mit denen die Freiwilligen konfrontiert waren, untersucht.

#### 4.4. Genderrollen und -ideale in der Gastgesellschaft

Im Lauf der geführten Interviews wurde deutlich, dass sich alle drei Forschungsteilnehmerinnen der hier vorliegenden Arbeit im Laufe ihrer Zeit im Ausland intensiver mit dem Themenkomplex *Gender* beschäftigten. Emma, Sandra und in besonderem Maße Amira setzten sich, angestoßen durch verschiedene Erfahrungen während ihres Freiwilligendienst, mit Genderrollen und -stereotypen, verschiedenen Ausprägungen von Sexismus und weiblichen Körperidealen auseinander. Die in diesem Kapitel geschilderten Erlebnisse werden sowohl in die theoretischen Grundannahmen der Gender Studies eingebettet und vor dem Hintergrund der Theorie der „coloniality of gender“ (Lugones 2007: 196) nach der argentinischen feministischen Philosophin und Aktivistin María Lugones beleuchtet, als auch aus intersektionaler Perspektive betrachtet.

Das Verständnis von *Gender* der vorliegenden Arbeit orientiert sich maßgeblich an der vom deutschen Anglisten und Gender Studies-Experten, Wolfgang Funk, in seinem Buch „Gender Studies“ (2018) erarbeiteten Definition. Für Funk bedeutet Gender: „das kulturelle oder soziale Geschlecht eines Menschen, das vom biologischen Geschlecht (englisch *sex*) unterschieden wird“ (Funk 2018: 18, Herv.i.O.). Weiter führt er aus, dass das biologische Geschlecht vor allem durch Chromosomen und Hormone bestimmt wird, während Gender als soziales Geschlecht auf einer „sozialen und interaktionalen Ausgestaltung“ (ebd.: 19) beruhe. Dementspre-

chend sei Gender als Teil der „gesellschaftliche[n] Verfasstheit des Menschen [...] für die Identitätsbildung der einzelnen Person von zentraler Bedeutung“ (ebd.: 20). Damit stellt Gender, ähnlich wie die Kategorie ‚race‘, ein gesellschaftliches Konstrukt dar, welches jedoch sehr reale und materielle Auswirkungen auf den Menschen hat.

Diese Auswirkungen werden bestimmt von den Machtstrukturen, die der im Globalen Norden (und auch in weiten Teilen des Globalen Südens) herrschenden Geschlechterordnung, dem Patriarchat, entsprechen und reichen vom genderspezifischen Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen bis hin zur Objektifizierung von Frauen als männliches Eigentum. Hinsichtlich der männlichen Vormachtstellung in diesem System betont Funk mit Verweis auf die US-amerikanische Philosophin und Vordenkerin im Bereich der feministischen Theorie, Judith Butler, dass die machtvolle Position des Mannes

„nicht in erster Linie auf die tatsächliche Ausübung von Gewalt und Zwangsmitteln zurück [gehe]; vielmehr stelle die Inszenierung und Aufrechterhaltung der binären Geschlechterordnung an sich die ursächliche Grundlage für geschlechtlich markierte Ungleichbehandlungen in der Gesellschaft und damit das eigentliche Machtmittel des Patriarchats dar [...].“ (Funk 2018: 86f.).

Es müssen also keine genderdiskriminierenden Gesetze bestehen, um das männlich dominierte Geschlechtersystem aufrechtzuerhalten. Stattdessen reichen die (Re-)Produktion geschlechtlicher Zuschreibungen und Stereotype aus, um die Machtverhältnisse zu stützen.

Genau solche genderspezifischen Zuschreibungen haben auch Sandra, Emma und Amira erfahren. Sowohl Sandra also auch Amira berichten über das gesellschaftlich weit verbreitete Bild, das eine Frau überwiegend in der privaten, häuslichen Sphäre verortet. Beispielsweise berichtet Sandra, dass die lokale Bevölkerung der ruandischen Stadt, in der sie gelebt hat, es als sehr „ungewöhnlich“ (Interview\_Sandra: 113) empfunden hätte, dass auch die weiblichen Freiwilligen am Abend ausgegangen sind. Amira merkt besonders durch die Wörter, die sie in Bengali lernt, dass sie sich viel im häuslichen Bereich, vor allem in der Küche auskennt und führt dies auf das gesellschaftlich gefestigte Bild einer Frau als Hausfrau zurück:

„Einfach auch Sachen, die sehr viel auch auf Frauen bezogen werden dort vor Ort und die eben die Rolle der Frau dort vor Ort sehr ausmachen. Also dass ich viel an Küchengeräten benennen konnte, mit vielen mich übers Kochen unterhalten konnte, das sind so Sachen, wo ich merke: ok, die Sprache hat für mich irgendwie einen sehr anderen Fokus [...]“ (Interview\_Amira: 174).

Dieser Fokus liegt im Bengali für Amira also auf dem häuslichen Bereich, da sie sich, wie die meisten Frauen vor Ort, dort offenbar häufig aufgehalten hat. Zusätzlich sei ihr als weibliche Freiwillige eine „bemutternde oder eher fürsorgliche Rolle“ (Interview\_Amira: 174) zugeordnet worden und sie bemerkt, dass von ihr nicht nur in ihrer Position als Freiwillige, sondern auch als Frau ein sehr zuvorkommendes Verhalten erwartet wurde, sodass sie sich und ihre eigenen Belange tendenziell zurückstellen musste. (Ebd.)

Allerdings erzählen Sandra und Amira auch, dass sie diese gesellschaftlichen Erwartungen herausgefordert und sich nicht vollkommen in die vorgegebenen Genderrollen eingefügt hätten. So berichtet Sandra, sie sei trotzdem mit den anderen Freiwilligen in Bars oder ähnliches gegangen. Dieses Verhalten sei von vielen Ruandern jedoch auch als grundsätzliche Flirtbereitschaft fehlinterpretiert worden, was einmal mehr die genderspezifischen Stereotype verdeutlicht. (Interview\_Sandra: 113) Auch Amira verweist darauf, dass sie sich von manchen der impliziten oder expliziten Vorgaben nicht habe einschränken lassen:

„diese ganzen Grenzen zwar zu sehen aber auch [...] zu hinterfragen: muss ich überhaupt alles das befolgen, was mir gerade so aufgezwungen wird? [...] und [ich] sage einfach: ich reise trotzdem, auch wenn alle davon abraten, als Frau alleine durch Indien. Und ich trage die Sachen gerade trotzdem so, auch wenn hier jetzt jemand wahrscheinlich sagen würde – jemand (lacht) – so hast du dich nicht zu kleiden.“ (Interview\_Amira: 174)

Dieses Beispiel zeigt deutlich, dass Amira die vielen gesellschaftlich verankerten Stereotype hinsichtlich ihres Genders tatsächlich als einengend und begrenzend empfindet, auch wenn es sich nicht um Vorschriften oder Gesetze handelt. Durch ihr Verhalten tritt sie, wie auch Sandra, in aktiven Widerstand gegen diese.

Ein weiterer Aspekt bezüglich der Genderrollen im Einsatzland betrifft alle drei Interviewteilnehmerinnen. Sie alle berichten von Erfahrungen, in denen sie als Frau über die Zugehörigkeit zu einem Mann definiert wurden beziehungsweise in denen die Ehe als die Hauptaufgabe einer Frau angesehen wurde. Amira wird beispielsweise gleich beim Kennenlernen öfter gefragt, ob sie schon verheiratet sei oder einen Freund habe (Interview\_Amira: 162). Verneinte sie diese Frage, habe sie oft zu hören bekommen, dass sie aber schnell einen Mann finden sollte und sie eigentlich „schon viel zu spät“ (ebd.) dran sei. Auch in ihrem Arbeitsumfeld habe sie öfter mitbekommen, welche zentrale Rolle der Ehe für eine Frau zugemessen wurde:

„Die haben ein Mikrokreditprogramm, vor allem für Frauen in der Umgebung, um einfach ihnen wirtschaftlich mehr Spielraum zu ermöglichen. [...] Also teils haben

Frauen auch einfach nur gespart, um später die Hochzeit für die Tochter zu finanzieren.“ (Interview\_Amira: 158)

An diesem Zitat wird deutlich, dass einige Frauen eine Hochzeit für so wichtig halten, dass sie extra Kredite dafür aufnehmen. Die knappen finanziellen Ressourcen von Frauen werden also für die Erfüllung impliziter gesellschaftlicher Anforderungen eingesetzt.

Aber auch Sandra und Emma wurden mit dem sehr direkten Flirtverhalten einiger Männer konfrontiert, die offenbar schnell das Thema Heiraten ansprachen. Ob diese Begebenheiten allerdings tatsächlich als ernstgemeinte Anträge interpretiert werden können oder nur Teil der gängigen ‚Flirtpraxis‘ sind, sei hier dahingestellt. Emma hat jedoch darüber hinaus die Erfahrung gemacht, dass ihre Gastschwester sie mit einem älteren, reichen Mann verkuppeln wollte: „Also meine Gastschwester hat mich fast verkauft an einen reichen Mann. Der ist wirklich gekommen [...]. Sie hat mir das gesagt. Sie [hat] mir gesagt: ja, der ist super reich, der will dich.“ (Interview\_Emma: 141). Zwar relativiert Emma die Aussage im Nachhinein und gibt an, ihre Gastschwester habe ihr den Mann lediglich vorgestellt, jedoch habe sie sich in dem Moment wie ein „Statussymbol“ (ebd.) gefühlt, das ein Mann besitzen könnte. Hier wurde Emma also nicht über die Zugehörigkeit zu einem Mann definiert, sondern ihr selbst wurde vielmehr der Subjektstatus aberkannt und sie somit zum Objekt degradiert. Dieser mangelnde Respekt vor ihr als eigenständiger, mündiger Person drückt sich auch in der Tatsache aus, dass ihre Handynummer ungefragt unter den Bewohner\*innen ihrer dortigen Stadt herumgereicht wurde und sie in einem Fall von einem fremden Mann kontaktiert wurde, dem sie offenbar auf der Straße aufgefallen war (Interview\_Emma: 138).

Hinsichtlich der ungeschriebenen genderspezifischen Gesetze, die die Vormachtstellung des Mannes absichern, wird an dieser Stelle auch auf die Beobachtungen der Freiwilligen in ihren Projektstellen eingegangen. Während Sandra keine geschlechterspezifischen Unterschiede in ihrem Projekt feststellt, ist Emma vor allem aufgefallen, dass die Führungspositionen in ihren drei Arbeitsstellen überwiegend mit Männern besetzt waren (Interview\_Sandra: 113; Interview\_Emma: 142f.). Keine der beiden berichtet von selbsterfahrener Ungleichbehandlung.

Amira hingegen spricht von dem Eindruck, dass Männer im Kontext der Arbeit grundsätzlich mehr Autorität innehaben würden als Frauen. Dies habe auch sie als Freiwillige betroffen, was damit belegt werden kann, dass ihr männlicher Vorgänger in dem Projekt von den Schüler\*innen mit der höflichen Anrede „Sir“ (Interview\_Amira: 163) angesprochen wurde, während sie und viele andere Mitarbeiterinnen mit „Didi“ (ebd.), was so viel wie „große Schwester“ (ebd.) bedeute, adressiert wurden. Also schon von klein auf herrscht das Bild der Überlegenheit des

Mannes in den Köpfen der Kinder. Ihr Projekt, Human Wave, engagiert sich aber durchaus auch in der Frauenförderung und Amira erzählt von vielen „starken Frauen“ (ebd.), die sich sehr für das Projekt einsetzen würden. Die Rollen von Frauen im Kontext ihres Projekts sind also durchaus ambivalent.

Ein weiterer Aspekt, den Amira in ihren Erzählungen betont, ist der intensive Fokus und die ungewohnt positive Resonanz auf ihren Körper. Auf theoretischer Ebene spricht Wolfgang Funk diesbezüglich die Bedeutung des Körpers in der patriarchalen Gesellschaft an. Dieser werde instrumentalisiert, um „scheinbar klar definierte Geschlechtsidentitäten zu erfüllen“ (Funk 2018: 91) und zu reproduzieren. Daraus kann gefolgert werden, dass auch der Körper ein kulturelles Konstrukt darstellt, das durch seine Inszenierung mit Bedeutung aufgeladen wird. Allerdings nicht mit einer beliebigen Bedeutung, sondern mit jener, die sich den Zwängen einer „geschlechtliche[n] und sexuellen Matrix“ (ebd.: 111) unterwirft und diese damit gleichzeitig festigt. Funk identifiziert vier Aufgaben, die „weibliche Arbeit am eigenen Körper und die unentwegte Beschäftigung mit der eigenen Schönheit“ (ebd.: 121) erfüllen soll: sie soll als Machtinstrument das Patriarchat stützen, die „finanziellen und kreativen Ressourcen“ (ebd.) der Frau binden, die Beziehung der Frau zu ihrem eigenen Körper stören und durch die kontinuierliche mediale Repräsentation von Idealen und Vorbildern soll diese Entfremdung intensiviert werden. Der Schönheitswahn fungiert also zusammenfassend als „Kontrollmechanismus weiblicher Energie“ (ebd.: 122). (Funk. 2018: 91-122)

Genau in dieser Funktion tritt er auch in den Erlebnissen von Emma und Amira zu Tage. Beide Frauen haben in ihrer Jugend eher negative Erfahrungen bezüglich ihres Aussehens in Deutschland oder einem anderen europäischen Land gemacht. Amira erzählt beispielsweise, dass sie in Deutschland oft wegen ihres Aussehens beleidigt wurde (Interview\_Amira: 162) und Emma spricht von einem „Komplex mit meinen Haaren.“ (Interview\_Emma: 136) Aus beiden Berichten ist zu lesen, dass sich die Frauen schon in ihrer Jugend relativ viele Gedanken um ihr Äußeres gemacht haben. Es kann dementsprechend auch davon ausgegangen werden, dass die „Beschäftigung mit der eigenen Schönheit“ (Funk 2018: 121) mindestens einige ihrer kreativen, wenn nicht auch finanzielle Ressourcen gebunden hat. Ebenfalls kann auch nur vermutet werden, dass die wiederholten, negativen Äußerungen zu ihrem Aussehen, die Beziehung der beiden „zu ihrem eigenen Körper“ (ebd.: 122) belastete.

Die gesellschaftliche Konstruiertheit von Schönheitsidealen wird besonders dann deutlich, wenn die körperbezogenen Erfahrungen der Freiwilligen im jeweiligen Gastland näher unter-

sucht werden. Sowohl Emma als auch Amira haben in Tansania beziehungsweise Indien mehrfach erfahren, dass ihr Äußeres den dortigen Schönheitsmaßstäben entspricht und sie deshalb mit ganz anderen, viel positiveren Kommentaren zu ihrem Körper konfrontiert waren, als dies in Europa bis dahin der Fall war. In Emmas Fall habe die Tatsache, dass sie „mixed raced“ (Interview\_Emma: 142) ist, dazu geführt, dass sie als das „Allerbeste [...], was man kriegen konnte“ (ebd.) betrachtet worden wäre und auch von anderen Frauen habe sie gehört: „weiße Frauen sind nicht schön. Schön sind so Frauen wie du“ (ebd.). Auch Amira schildert ganz ähnliche, überraschende Erfahrungen, wenn sie davon spricht, dass sie durch ihre helle Haut und dunklen Haare als besonders schön angesehen und häufig auf ihr Äußeres angesprochen wurde (Interview\_Amira: 162). Später berichtet sie zwar außerdem, dass ihr diese Erweiterung der ihr bis dahin bekannten Schönheitsideale dabei geholfen hätte „sehr viel [...] von dem [zu beseitigen], wie ich sonst irgendwie gedacht habe, wie mein Körper sein muss“ (Interview\_Amira: 173). Es muss an dieser Stelle jedoch betont werden, dass der grundsätzliche Fokus auf dem weiblichen Körper auch während des Auslandsaufenthaltes der beiden Freiwilligen nach wie vor gegeben war. Dies ist auch nicht sehr verwunderlich, da die patriarchalen Strukturen und Stereotype, denen die Konzentration auf die weibliche Schönheit dient, global sehr weit verbreitet sind. Diese Tatsache ist bei einem Blick in diverse Länder des globalen Südens schnell festzustellen. In ihrem Werk „Heterosexuality and the Colonial/Modern Gender System“ (2007) geht María Lugones auf die sogenannte „coloniality of gender“ (Lugones 2007: 186) ein. Mit diesem Begriff beschreibt sie, wie das Konstrukt Gender während der Kolonialzeit von den ‚westlichen‘ Kolonialmächten auf die von ihnen eroberten und ausgebeuteten Länder übertragen wurde. Dies sei kein naiver Vorgang kultureller Annäherung gewesen, sondern habe das Ziel verfolgt, in den Kolonien nicht nur eine rassifizierte sondern auch eine genderspezifische Arbeitsteilung zu etablieren. (Lugones 2007: 186) Vor diesem Hintergrund strebt Lugones heute die Dekonstruktion der Kategorie Gender an, die in ihrem endgültigen Verwerfen münden sollte. (Lugones 2020: 36)

Diese Überwindung der Gender-Kategorie scheint in naher Zukunft jedoch nicht umsetzbar. Daher ist es zumindest notwendig, Gender, wie auch alle anderen Identitätsmarker, nicht als isoliert voneinander zu betrachten. Stattdessen muss berücksichtigt werden, dass der Mensch erst durch das Zusammenspiel verschiedener Identitätsmarker zu dem komplexen Ganzen wird, das er ist. Dieser Interdependenz widmet sich der Intersektionalitätsansatz, welcher maßgeblich vom Combahee River Collective erarbeitet wurde. Während des Zweite-Welle-Feminismus der 1970er Jahre analysierte das Kollektiv die Verschränkungen von zunächst Rassismus und Sexismus. Sie schilderten ihre Erfahrungen als Schwarze Aktivistinnen in den feministischen und

US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegungen dieser Zeit: „It was our experience and disillusionment within these liberation movements [...] that led to the need to develop a politics that was antiracist, unlike those of white women, and antisexist, unlike those of Black and white men.“ (Combahee River Collective 2017: 17) Sie erkannten also, dass sie aufgrund ihrer Identität als Schwarze Frau von sexistischer Diskriminierung seitens *weißer* und Schwarzer Männer in der Bürgerrechtsbewegung betroffen seien, aber auch von Rassismus durch *weiße* Frauen in der feministischen Bewegungen. Aber nicht nur die reine Addition verschiedener Diskriminierungsformen steht im Intersektionalitätskonzept im Fokus. Die Verschränkungen verschiedener Diskriminierungsformen führen auch zu ganz neuen Formen von Unterdrückung. In den darauffolgenden Jahren sieht sich das Combahee River Collective zunehmend in einer sozialistischen Tradition und erkennt die Notwendigkeit, neben dem Patriarchat und dem Imperialismus auch das kapitalistische System zu stürzen, um eine allgemeine Befreiung aller Unterdrückten ermöglichen zu können. Grundsätzliches Anliegen des intersektionalen Ansatzes ist es also, verschiedene Unterdrückungsformen nicht getrennt voneinander zu betrachten, sondern als untrennbar miteinander verwoben zu erkennen. (Combahee River Collective 2017: 15-20)

Der Begriff Intersektionalität wurde schließlich geprägt von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw, die ihn im Zusammenhang mit Gerichtsprozessen Schwarzer US-Amerikanerinnen verwendete, die aufgrund intersektionaler Diskriminierung (,race‘+Gender) vor Gericht zogen (Crenshaw 1989: 141-148).

Diesem Ansatz folgend können hinsichtlich der genderbezogenen Erfahrungen der drei interviewten Freiwilligen noch einige Aspekte ergänzt werden. Wie bereits oben ausgeführt, wurde Emmas Aussehen in Tansania als Ideal von Schönheit betrachtet, was sie wiederum zu einer Art „Statussymbol“ (Interview\_Emma: 142) für Männer machte. Der Sexismus ihr gegenüber wurde in diesem Fall also durch ihr Aussehen intensiviert. Sandra hingegen berichtet von ihren Erfahrungen in Deutschland eher Gegenteiliges. In Bezug auf Belästigungen durch Männer in der deutschen Öffentlichkeit schildert sie:

„Vielleicht habe ich da auch irgendwie, sagen wir mal Glück, dass ich irgendwie nicht dem (macht Anführungszeichen mit der Hand) Beuteschema von solchen dummen Männern entspreche, dass ich da (lacht) einfach übersehen werde.“ (Interview\_Sandra: 130)

Ihren Aussagen folgend scheint sie in diesem Kontext aufgrund ihres Aussehens weniger Probleme mit Sexismus zu haben. Amira wiederum hat mit anderen Problemen zu kämpfen, die sich aus der Intersektion Gender / Staatsbürgerschaft / Religion ergeben. Wie in Kapitel 4.2. bereits

erwähnt, hatte sie Angst, die iranische Herkunft ihres Vaters und ihre damit einhergehende Staatsbürgerschaft und offizielle muslimische Religionszugehörigkeit im Kontext der Spannungen zwischen Indien und Pakistan anzusprechen (Interview\_Amira: 165). Der daraus resultierende Druck einen so wichtigen Aspekt ihrer Identität geheim zuhalten wurde dadurch noch verstärkt, dass sie sowohl in ihrer Rolle als Freiwillige als auch als Frau keine Spannungen erzeugen wollte. Dazu sagt sie selbst:

„ich war mir einfach viel zu unsicher, weil ich nicht wusste, wie Menschen darauf reagieren, wenn sie es [ihre iranischen Wurzeln] wissen oder erfahren, weil da einfach noch so viele Spannungen sind und ich einfach nicht riskieren wollte, vielleicht auch irgendwie in dieser Rolle als Frau, Spannung zu erzeugen.“ (Interview\_Amira: 165)

Die Zuschreibung von Zurückhaltung und Fürsorge zur Rolle als Frau erschwerten es Amira also zusätzlich, über die unter Umständen aus Sicht mancher Inder\*innen ‚problematischen‘ Aspekte ihrer Identität, die mit ihrer Staatsbürgerschaft und Religion zusammenhängen, zu sprechen und intensivierten so den Druck auf die junge Frau.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass im Rahmen eines *weltwärts*-Freiwilligendienstes besonders genderspezifische und rassialisierte Erfahrungen sowie unterschiedliche Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss die Wahrnehmungen der interviewten Freiwilligen of Color prägen. Zu den rassialisierten Erlebnissen zählen vor allem der Ausschluss der Hintergründe und Erfahrungen von People of Color in antirassistischen Einheiten der Vorbereitungsseminare, rassistische Aussagen von Mitfreiwilligen und rassistische Zuschreibungen von Einheimischen im Gastland. Es ist außerdem deutlich geworden, dass die stete Konfrontation mit Rassismus enorme psychische Folgen haben kann, die bis hin zu einem Racial Trauma führen können. Die genderspezifischen Erfahrungen der Freiwilligen of Color waren überwiegend geprägt von den in der jeweiligen Gastgesellschaft verbreiteten Stereotyp der ‚häuslichen und fürsorglichen Frau‘, die auf einen Mann angewiesen und ihm unterlegen sei. Zudem war auffällig, dass der Körper der Freiwilligen in ungewohntem Maße beachtet und positiver bewertet wurde, als sie dies aus Deutschland gewohnt waren.

Im Zuge der Betrachtung der Narrative von Zugehörigkeit und Ausschluss stellte sich heraus, dass der Wunsch einiger Freiwilliger of Color nach Zugehörigkeit zur Gastgesellschaft nur teilweise erfüllt wurde, jedoch häufig die Markierung als Ausländer\*in oder *weiße* Person im Vordergrund stand. Auch die Selbst- und Fremdzuschreibungen von Zugehörigkeit zur deutschen

Herkunftsgesellschaft stellen nicht immer als kohärent heraus. Die für die vorliegende Arbeit interviewten Freiwilligen betrachteten Deutschland überwiegend als ihr Heimatland (mit Ausnahme von Emma, die sich einem anderen europäischen Land näher fühlte) und so wurde es im Fall von Sandra und Emma auch von der Gastgesellschaft wiedergespiegelt. Wohingegen Amira mit dem Zweifel der indischen Gastgesellschaft an ihrer Herkunft umgehen musste. Außerdem fiel auf, dass die Selbst- und Fremdidentifikation als Freiwillige bei allen drei Gesprächspartnerinnen gegeben war, auch wenn das Zugehörigkeitsgefühl zur ‚Gruppe der *weltwärts*-Freiwilligen‘ nicht bei allen Forschungspartnerinnen und aufgrund rassialisierter Erfahrungen nicht durchgehend bestand. Alles in allem konnten folgende Marker als besonders wichtig für die Zuschreibung von Zugehörigkeit und Ausschluss identifiziert werden: Familie, Sprache, Verhalten, Aussehen.

Nachdem nun auch die genderspezifischen beziehungsweise intersektional mit genderbezogenen Themen zusammenhängenden Erfahrungen eingehend untersucht wurden, ist es an der Zeit zu analysieren, wie diese und all die anderen Erfahrungen, die in den vorangegangenen Kapiteln erläutert wurden, die Selbstwahrnehmung der jungen Frauen während und nach ihrem Freiwilligendienst beeinflusst haben. Diesem Erkenntnisinteresse ist das folgende fünfte Kapitel gewidmet.

## 5. Nach dem Einsatz: Reflexion der Selbstwahrnehmung...

In diesem Kapitel wird es um die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen gehen, von der sie in den Interviews berichteten und die darüber hinaus aus ihren Äußerungen gefolgert werden kann. Es wird also dem zweiten Teil der Forschungsfrage nachgegangen: Wie haben die Erfahrungen im Ausland die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen of Color beeinflusst? In den folgenden Unterkapiteln geht es um die Analyse einzelner Aspekte der Selbstwahrnehmungen von Freiwilligen of Color. Die Interviews verdeutlichen, dass die ehemaligen Freiwilligen vor allem ihre Selbstwahrnehmung als privilegierte Person aus dem Globalen Norden, als Person of Color bzw. Person mit internationaler Familiengeschichte und als Frau beschäftigte. Dementsprechend fokussieren auch die folgenden Unterkapitel diese Bereiche.

Bevor jedoch die Ergebnisse der Interviews analysiert werden können, wird das Verständnis von *Selbstwahrnehmung*, das dieser Arbeit zugrunde liegt, geklärt. Dafür wird die Auseinandersetzung der deutschen Soziologin Bernadette Böhm (2015) mit dem Identitätsbegriff zu Hilfe genommen. Böhm beschreibt Identität als Selbstbild, das aus einer „reflexiven Leistung“ (Böhm 2015: 20) heraus entstehe. Anders als noch im 19. Jahrhundert gehe das postmoderne

Identitätsverständnis, das sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte, von einer nicht abgrenzbaren, widersprüchlichen und einem steten Wandel unterzogenen Identität aus (ebd.: 22). Die Autorin beschreibt diese Vorstellung von Identität sehr anschaulich mit der Metapher eines Flickenteppichs, bei dem die „Teile [...] eher willkürlich zusammengefügt, schrill und bunt, farblich nicht abgestimmt und nach außen hin zerfranst [wirken].“ (Ebd.: 25).

In diesem Sinne soll hier auch der Begriff der *Selbstwahrnehmung* verstanden werden. Die Reflexion über das eigene ‚Selbst‘ muss nicht zu kohärenten, aufeinander abgestimmten Aussagen über die eigene Persönlichkeit führen, sondern kann in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Aspekte der eigenen Identität zu Tage fördern. Während *Identität* dieser uneinheitliche, vielleicht nie ganz zu erfassende ‚Flickenteppich‘ ist, wird *Selbstwahrnehmung* als die reflexive Handlung verstanden, die versucht diesen Teppich möglichst umfassend wahrzunehmen. In diesem Kapitel wird jedoch nicht der Anspruch erhoben, die Identitäten der Interviewpartnerinnen vollständig zu ergründen. Es sollen lediglich einige im Kontext des Freiwilligendienstes relevante Bereiche genauer untersucht werden.

#### 5.1. ... als privilegierte Person aus dem Globalen Norden

Zunächst fällt auf, dass in allen Interviews auf die eine oder andere Weise die Privilegien, die die Freiwilligen durch ihre Herkunft aus einem Land des Globalen Nordens besitzen, angesprochen werden. Sowohl Amira als auch Emma beziehen diese Privilegien stark auf das Geld, das ihnen während ihrer Zeit im Ausland zur Verfügung steht. Beiden ist bewusst, dass die 100 Euro Taschengeld, die sie von ihren Entsendeorganisationen erhalten, für die Verhältnisse in ihrem jeweiligen Gastland sehr viel Geld sind. Amira spricht in diesem Zusammenhang von „Luxus“ (Interview\_Amira: 173) und reflektiert, dass sie sich einen deutlich ‚gehobeneren‘ Lebensstil in Indien leisten kann als die Kinder oder Familien, mit denen sie in der Arbeit in ihrem Projekt in Kontakt kommt:

„Also das ist einfach, dass ich mir Luxusgüter kaufen konnte und wusste: ok, das kann sonst keiner. [...] [Das] können zum Beispiel nicht die Kinder, die ich im Tutorial sehe und könnten auch nicht die Familien, die ich im Tutorial sehe.“ (Interview\_Amira: 173)

Sie erkennt darüber hinaus, dass bestimmte Produkte, wie „Kakao“ oder „Chiasamen“ (Interview\_Amira: 173) die sie in ihrer Heimat womöglich als ‚ganz normale Lebensmittel‘ angesehen hätte, in anderen Regionen der Welt zu Gütern werden, die sich nur eine sehr kleine Oberschicht in der Gesellschaft leisten kann (ebd.).

Auch Emma bemerkt in ihrem Interview, dass das Taschengeld, das ihr zur Verfügung stand, in tansanische Währung umgerechnet, viel Geld war. Trotzdem betont sie mehrmals, dass sie sich damit nicht – wie Amira – „super reich“ (Interview\_Emma: 140) gefühlt habe. Viel mehr vergleicht sie ihre finanziellen Ressourcen für das Jahr mit denen anderer Freiwilliger von ihrer Entsendeorganisation und stellt fest, dass diese durch zusätzliche Unterstützung ihrer Familien deutlich mehr Geld zur Verfügung gehabt hätten und sich dementsprechend auch mehr hätten leisten können:

„ich hatte wirklich kein Geld. Ich habe mit diesem Taschengeld, [...] von der Organisation vielleicht 100 Euro im Monat? Davon habe ich gelebt. [...] ich habe nicht wie andere Freiwillige, die dann noch Kindergeld bekommen haben und von den Eltern noch was dazu, dass die wirklich am Ende des Monats mehr Geld hatten als eine Fachkraft dort.“ (Interview\_Emma: 140)

Während sie sich also im finanziellen Sinne nicht als privilegiert beschreiben würde, wird sie von Einheimischen durchaus so gesehen. Die Vergleiche, die Emma für ihre Selbstwahrnehmung heranzieht sind also andere als jene, die die Menschen vor Ort für ihre Zuschreibung verwenden.

Aber nicht nur die finanziellen Mittel sind Grund für die Freiwilligen, über ihre eigenen Privilegien nachzudenken. Amira erkennt beispielsweise, dass ihre deutsche Staatsangehörigkeit für Vorteile beim Reisen sorgt, die indische Bürger\*innen nicht in diesem Ausmaß genießen können: „ich denke: ok, so wenig, wie ich tun musste für ein indisches Visum und so viel, wie indische Staatsbürger\*innen tun müssen, um hierher zu kommen [...]“ (Interview\_Amira: 172). Ihre Nationalität spielt für Amira also auch eine wichtige Rolle bei der Reflexion der eigenen Privilegien im Freiwilligendienst.

Da diese Bevorzugungen nur in Zusammenhang mit der Diskriminierung ‚Anderer‘ existieren können, darf hier auch der internalisierte Rassismus der Freiwilligen nicht unbeachtet bleiben. In der Antirassismus-Einheit ihres Vorbereitungsseminars wird Amira dazu angeregt, sich Gedanken dazu zu machen:

„Klar, irgendwo musste ich mich auch als privilegierte und ja Rassistin mit dem Ganzen auseinandersetzen und irgendwie aber auch immer in der Rolle als PoC und irgendwie [...] als Person, die eben auch Rassismus erfährt und deswegen war es irgendwie sehr komplex und kontrovers und für mich sehr anstrengend [...].“ (Interview\_Amira: 178)

An diesem Zitat wird deutlich, dass Amira sich im Kontext dieser Einheit ihrer ambivalenten Rolle in den rassialisierten Machtstrukturen bewusst wird. Sie bleibt ausdrücklich nicht an dem Punkt der eigenen Diskriminierung stehen, sondern hinterfragt darüber hinaus ihre eigenen Vorurteile und Denkmuster. Dies mündet wiederum in die kritische Reflexion ihrer Motivation für einen Freiwilligendienst. Welche sie im Nachhinein als Ausdruck eines „White Saviourism[s]“ (Interview\_Amira: 178) aber auch als neokoloniale Suche nach dem Reiz des „Exotische[n]“ (ebd.) empfindet.

Die Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien findet bei Sandra eher implizit statt. Im Interview geht sie nicht direkt auf diese Thematik ein. Durch ihre Auseinandersetzung mit der Anrede „Muzungu“ (Interview\_Sandra: 120) und dem dahinterliegenden Verständnis von ‚Weißsein‘ wird jedoch deutlich, dass auch sie konfrontiert ist mit der Zuschreibung als „reicher, weißer Europäer“ (ebd., Herv.i.O.). Bis zu einem gewissen Grad nimmt sie diese Zuschreibung auch an, wenn sie sagt: „Man merkt halt einfach, dass ich nicht dort aufgewachsen bin und viel mehr Privilegien habe als die Einheimischen.“ (Ebd.) Genauer geht sie jedoch nicht auf diese Privilegien ein.

Grundsätzlich kann jedoch gesagt werden, dass die Zeit im Ausland allen Forschungsteilnehmerinnen ihre eigenen Privilegien bewusster gemacht und dementsprechend die Selbstwahrnehmung dahingehend verändert hat, dass sich manche Freiwillige ihrer Position in internationalen Machtstrukturen bewusster geworden sind. Besonders finanzielle Ressourcen scheinen ein Aspekt zu sein, der stark zu dieser Wahrnehmungsveränderung beigetragen hat.

## 5.2. ... als Person of Color bzw. Person mit internationaler Familiengeschichte

Die Zeit während ihres Freiwilligendienstes im Ausland bzw. der damit verbundenen Seminare hat die Interviewteilnehmerinnen jedoch nicht nur auf ihre Privilegien aufmerksam gemacht. Auch ihre Erfahrungen mit Diskriminierung und Ausgrenzung wurden in ein neues Licht gerückt und haben somit zu einer veränderten Selbstwahrnehmung beigetragen. Die Identifikation als Person of Color oder Person mit internationaler Familiengeschichte wurde geschärft und gestärkt.

Wie in Kapitel 2.3. bereits ausgeführt, bezieht sich der Begriff People/Person of Color auf Menschen, die aufgrund einer Markierung durch die Mehrheitsgesellschaft als ‚anders‘ von Diskriminierung betroffen sind. Diese Markierung muss nicht auf der Hautfarbe basieren, sondern kann beispielsweise auch aufgrund von unter anderem Sprache oder Glauben geschehen. (Weltwärts in Color 2021e) Die theoretische Definition wird veranschaulicht durch die Interpretation von Amira. Sie definiert sich als Person of Color aufgrund der „Erfahrungen, die ich machen

musste“, ihrer „Migrationsgeschichte“, ihres „persischen Namen[s]“ und der Tatsache, dass sie „zweisprachig aufgewachsen“ (Interview\_Amira: 160) ist. Im Folgenden beschreibt sie ferner, dass auch ihr Aussehen sie immer als ‚anders‘ markiert habe (ebd.).

Aber nicht nur Amira, alle Forschungsteilnehmerinnen geben an, vor ihrer Ausreise in das jeweilige Projektland ein Gefühl für ihr ‚Anderssein‘ gehabt zu haben. Emma berichtet beispielsweise aus ihrer Zeit in einem anderen europäischen Land, dass sie das Gefühl gehabt habe „nicht 100 Prozent zu [dem anderen europäischen Land; geändert, S.O.]“ (Interview\_Emma: 136) zu gehören und in Deutschland nach ihrem Umzug mit 16 Jahren habe sie sich „noch fremder als in [dem anderen europäischen Land; geändert; geändert, S.O.] gefühlt“ (ebd.). Ein Teil dieses Gefühl ist sicherlich auf den Umgang anderer mit ihrem Äußeren zurückzuführen:

„eigentlich habe ich Afro. Und ich hatte immer als kleines Kind auch einen super Komplex mit meinen Haaren. Und ja, ich habe mich immer anders gefühlt. [...] und alle in der Schule haben mich auch deswegen ein bisschen gehänselt.“ (Interview\_Emma: 136)

Die frühen Erfahrungen von Ablehnung durch andere Kinder aufgrund ihres Aussehens haben das Gefühl des ‚Nicht-dazu-Gehörens‘ sicherlich beeinflusst. Auch Amira erzählt von ähnlichen Erfahrungen in ihrer Jugend:

„Ich habe zwar schon immer bemerkt, dass ich irgendwie anders bin und in meiner Klasse war ich die einzige mit dunklen Haaren. [...] aber dieses sich damit auseinandersetzen, warum ich anders bin und was für Gründe das hat, warum ich als anders gesehen werde, das kam erst später. [...] Dass ich mich als PoC identifiziere in dem Sinne, kam auch erst später.“ (Interview\_Amira: 160)

Auch sie habe mit negativen Bemerkungen zu ihrem Äußeren, das als sehr different zu dem anderer Kinder/Jugendlicher gesehen wurde, umgehen müssen (Interview\_Amira: 160). Daher ist es auch in Amiras Fall wenig überraschend, dass sie sich selbst häufig als ‚anders‘ wahrgenommen hat.

Aber auch Sandra scheint im Vorhinein ein Gespür dafür gehabt zu haben, dass es Unterschiede zwischen ihr und dem ‚typischen‘ Bild einer deutschen Frau gibt, wenn sie sagt:

„ich hatte mich natürlich auch gefragt, [...] ob das eine große zusätzliche Barriere ist, wenn man sozusagen Teil von der deutschen Freiwilligenkohorte im Ausland [ist] und dann aber nicht so aussieht, wie sich Deutschland im Ausland zeigt.“ (Interview\_Sandra: 111)

Sie geht in ihrem Interview zwar nicht auf konkrete Erfahrungen von Ausgrenzung und ‚Andersein‘ in ihrer Jugend und Kindheit ein, jedoch verdeutlicht dieses Zitat, dass auch sie sich über die Unterschiede zwischen ihr und anderen Freiwilligen aus Deutschland Gedanken gemacht hat.

Für alle Interviewpartnerinnen kann also gesagt werden, dass schon vor dem Freiwilligendienst eine Wahrnehmung dafür da war, dass sie gewisse Dinge von der *weißen* Mehrheitsgesellschaft in Deutschland (und der des anderen europäischen Landes) unterscheiden. Amira und Sandra berichten jedoch auch, dass die Einordnung und das Verständnis für die geschilderten Erfahrungen und die Ausbildung einer Selbstwahrnehmung als Person of Color erst in späteren Jahren erfolgten und teilweise durch die Seminare des *weltwärts*-Programms und die Erfahrungen im Ausland geprägt waren:

„generell dieses ganze Freiwilligendienst-Drumherum hat auf jeden Fall voll viel dazu beigetragen, und das werden wahrscheinlich auch andere Leute, (lacht) die du befragst, so erzählen [...], sich mit der eigenen Identität als Person of Color in Deutschland auseinanderzusetzen.“ (Interview\_Sandra: 127)

Mit dem „Drumherum“ (Interview\_Sandra: 127) scheint Sandra sich auf die Seminare ihrer Entsendeorganisation zu beziehen, denn für sie sei die dortige Antirassismus-Einheit der Ort gewesen, an dem sie sich zum ersten Mal intensiver mit den Erfahrungen, die sie gemacht hatte, auseinandersetzen konnte. In diesen Einheiten bemerkten sowohl Sandra als auch Amira jedoch auch, dass die Thematik für sie aus der ‚falschen‘ Perspektive behandelt wurde:

„Und auch auf dem Rückkehrerseminar hatten wir dann nochmal eine Einheit dazu und das war auch wieder sehr aus der *weißen* Perspektive und spätestens da habe ich gemerkt: ok, das ist jetzt für mich gerade nicht zufriedenstellend.“ (Interview\_Amira: 177, Herv.i.O.)

Es kann also in den Fällen von Amira und Sandra durchaus davon ausgegangen werden, dass die *weltwärts*-Seminare zur Ausbildung ihrer Selbstwahrnehmung als People of Color beigetragen haben. Aber auch die Zeit, die die Freiwilligen im Ausland verbrachten, hat Einfluss auf diesen Prozess. So ist aus Emmas Aussagen herauszulesen, dass sie sich während ihres Freiwilligendienstes in Tansania sehr intensiv mit ihrer Herkunft und Zugehörigkeit auseinandersetzte. Besonders hinsichtlich ihrer tansanischen Familiengeschichte habe sie sich in dieser Zeit viele Gedanken gemacht, so Emma. Vor dem Freiwilligendienst habe sie sich diesem Teil ihrer Identität nämlich recht fremd gefühlt und ihn daher auch eher verschwiegen. Durch den Kontakt zu ihrer tansanischen Familie habe sie schließlich das Selbstvertrauen gewonnen, diesen Aspekt

stärker wahrzunehmen und nach außen zu tragen. (Interview\_Emma: 151) Sie erklärt diesbezüglich:

„Ich habe mich sehr schwer getan zu sagen: [ich komme] aus Tansania, weil ich das Gefühl hatte, ich habe gar kein Recht das zu sagen, weil ich war nie in Tansania. Ich kenne das Land nicht, ich kenne nicht mal meine Familie aus Tansania.“ (Interview\_Emma: 151)

Da sich Emma auch in Deutschland und dem anderen europäischen Land nicht gänzlich ‚zu-hause‘ gefühlt habe (s. Kapitel 4.3.), scheint sie also sehr lange unsicher gewesen zu sein, wo ihre Herkunft liegt. Durch den Freiwilligendienst war es dann möglich, dass sie in Tansania die Verbindungen zu ihrer Familie knüpfen konnte, die ihr dann das Selbstvertrauen gaben, sich selbst auch als Tansanierin wahrzunehmen. Aber auch darüber hinaus bemerkt sie, dass sie gelernt habe, die Annahmen und Erwartungen anderer bezüglich ihrer Herkunft zu ignorieren: „Jetzt ist mir das egal. Früher war mir das voll nah gekommen. Also diese Probleme waren für mich ein super sensibles Thema und jetzt gehe ich, glaube ich, besser damit um.“ (Interview\_Emma: 151)

Auch für Sandra stellte das Kennenlernen ihrer Familie offenbar ein einschneidendes Ereignis dar. Angesichts der Tatsache, dass auch sie vor ihrem Freiwilligendienst in Ruanda keinen Kontakt zu ihrer dort lebenden Familie gehabt hatte und sie nun etwa alle zwei Jahre besucht, ist es sicherlich nicht übertrieben zu behaupten, dass sie einen neuen Aspekt ihres Selbst entdeckt hat. Daher kann wiederum vermutet werden, dass auch ihre Selbstwahrnehmung als Person mit ruandischer Familiengeschichte in der Zeit ihres Freiwilligendienstes sicherlich gestärkt wurde.

Da, wie oben bereits erwähnt, ebenfalls der Glaube für die Markierung einer Person als ‚anders‘ und damit als Person of Color herangezogen werden kann, sollte an dieser Stelle auch Amiras Reflexion hinsichtlich ihrer Religionszugehörigkeit analysiert werden. In Deutschland gehört sie zwar offiziell keiner Glaubensgemeinschaft an, jedoch geht mit ihrer (in Deutschland nicht anerkannten) iranischen Staatsangehörigkeit einher, dass sie nach iranischem Verständnis dem muslimischen Glauben angehört (Interview\_Amira: 176). Sie selber habe sich dieser Glaubensgemeinschaft „nie so richtig zugehörig gefühlt“ (ebd.), nennt sie aber trotzdem einen „Teil von mir“ (ebd.). Auch in ihrem Freiwilligendienst spielt Religion eine wichtige Rolle, denn die Menschen, mit denen sie viel in Kontakt stand, schienen überwiegend praktizierende Hindus zu sein und ihren Glauben sehr ernst zu nehmen. Wie in Kapitel 4.2. ausführlich beschrieben, hat Amira viel Energie dafür aufgebracht, ihre iranische Familiengeschichte und damit auch

ihre muslimische Religionszugehörigkeit zu verdrängen. Diese Strategie setzt allerdings auch voraus, dass sie sich zumindest insofern Gedanken über ihre Religionszugehörigkeit gemacht haben muss, dass sie sie im hinduistisch geprägten Umfeld als problematisch eingestuft hat. Aufgrund der Tatsache, dass Amira sich grundsätzlich als nicht religiös beschreibt, ist davon auszugehen, dass der Auslandsaufenthalt sie erstmals dazu veranlasst haben könnte, sich intensiver mit ihrer ‚offiziellen‘, muslimischen Religionszugehörigkeit zu befassen.

Des Weiteren liegt der Schluss nahe, dass sich Amira, aber auch Sandra, durch den Freiwilligendienst auch ihrer Identität als Person of Color nicht nur bewusster wurden, sondern sie auch an Bedeutung für die beiden gewann. Diese Erkenntnis kann aus der Tatsache geschlossen werden, dass Amira und Sandra sich im Anschluss an ihr Auslandsjahr für People of Color im Kontext von Freiwilligendiensten engagierten. Amira setzte sich beispielsweise nach ihrer Rückkehr bei ihrer Entsendeorganisation, dem SCI, für die Unterstützung und Begleitung künftiger Freiwilliger of Color ein, um ihnen die negativen Gefühle des Alleinseins im Ausland zu ersparen. Außerdem trieb sie die Gründung eines Antidiskriminierungsausschusses voran. Sie merkte jedoch auch, dass zwar das grundsätzliche Interesse für diese Themen besteht und auch die Notwendigkeit erkannt wird, die Umsetzung jedoch oft an personellen und finanziellen Ressourcen scheitert. Zusätzlich sucht Amira den Kontakt zu anderen Freiwilligen of Color, um endlich Menschen zu finden, mit denen sie sich über ihre Erfahrungen austauschen kann. Diese lernt sie schließlich in der Gruppe *Weltwärts in Color* kennen. (Interview\_Amira: 167)

Genau dieser Initiative schließt sich auch Sandra bald nach ihrer Rückkehr nach Deutschland an. Sie ist sogar in die Gründung dieses Zusammenschlusses ehemaliger Freiwilliger of Color involviert, da die beiden Initiatorinnen im selben Jahrgang und über dieselbe Organisation wie sie ihren Freiwilligendienst absolvierten:

„als dann weltwärts vorbei war und auch die Nachbereitungsseminare vorbei waren, haben die [beiden Gründerinnen] mich und die anderen PoCs, die bei dem Vorbereitungsseminar dabei waren, kontaktiert und meinten: [...] wir haben uns überlegt, dass wir uns mal treffen und vielleicht einen Raum für Austausch eröffnen wollen. [...] Und meinten deswegen, ob wir Lust hätten, dass wir uns alle irgendwie nochmal treffen und gemeinsam das Jahr Revue passieren lassen. Und da kamen dann auch irgendwie relativ schnell noch andere Leute dazu.“ (Interview\_Sandra: 129)

Seitdem hat sich das Angebot der Initiative vor allem auf Beratungen für am *weltwärts*-Dienst interessierten People of Color, die Bereitstellung von „Schutzräume[n] für Fragen und Austausch unter Freiwilligen of Color“ und die Sensibilisierung von Entsendeorganisationen für

„Themen wie Rassismus und kritisches Weißsein“ (Weltwärts in Color 2021c) ausgeweitet. An diesem Engagement von Sandra und Amira kann also deutlich abgelesen werden, dass beide Frauen sich selbst als Person of Color identifizieren und ihnen dieser Teil ihrer Identität auch sehr wichtig ist, sodass sie sich ehrenamtlich für die Belange dieser ‚sozialen Gruppe‘ einsetzen.

Jedoch hat nicht nur die Auseinandersetzung mit Privilegien und Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer Herkunft oder rassialisierter Identitätsmarker die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen of Color beeinflusst. Das folgende Kapitel widmet sich den Auswirkungen von genderspezifischen Erfahrungen während des Freiwilligendienstes auf die Selbstwahrnehmung.

### 5.3. ... als Frau

Aus zwei der für diese Forschung geführten Interviews geht hervor, dass sich die entsprechenden Gesprächspartnerinnen in der Zeit ihres Freiwilligendienstes auch intensiv mit ihrer Selbstwahrnehmung als Frau auseinandergesetzt haben. Sandra und Amira reflektieren offenbar auf grundsätzlicher Ebene, was es für sie bedeutet, eine Frau zu sein beziehungsweise welche Konsequenzen damit einhergehen. So geht Sandra in ihrem Interview darauf ein, dass ihr in Ruanda und nun in Deutschland tendenziell unterschiedliche Komponenten ihrer Geschlechtsidentität auffallen. Während sie sich in Ruanda vor allem mit der „sexualisierte[n] Ebene“ (Interview\_Sandra: 130) auseinandergesetzt, beschäftigt sie in ihrer aktuellen Lebenssituation in Deutschland mehr mit strukturellen Konsequenzen aus dem herrschenden Geschlechtersystem:

„Je nachdem, wo man ist, sind das halt ganz andere Aspekte, habe ich das Gefühl. Also in Ruanda war es irgendwie mehr auf sexualisierter Ebene. [...] Also jetzt in Deutschland mache ich mir tatsächlich eher Gedanken über meine Rolle als Frau in einem (lacht) naturwissenschaftlichen Berufsfeld.“ (Interview\_Sandra: 130)

Das bedeutet, in Ruanda haben ihre dortigen Erfahrungen mit dem Flirtverhalten einiger Männer ihr besonders ihre Rolle als Frau in Abhängigkeit von einem Mann oder als ein ‚Objekt der Begierde‘ ins Bewusstsein gerufen. Demgegenüber stehen ihre Eindrücke aus der universitären Arbeit im Bereich der Naturwissenschaften, die sie als eindeutig benachteiligend für Frauen beziehungsweise für Menschen mit Gebärmutter beschreibt. Aufgrund ihrer Stellenfinanzierung und der allgemeinen Arbeitsbedingungen in den Laboratorien könne sie sich derzeit beispielsweise nicht vorstellen ein Kind zu bekommen. Denn im Falle einer Schwangerschaft dürfe sie aus gesundheitlichen Gründen ihre Experimente nicht mehr durchführen. Da ihre Finanzierung jedoch an einen bestimmten Zeitraum gebunden sei, hätte sie nach einer Schwangerschaft kein gesichertes Einkommen mehr. (Interview\_Sandra: 131) Der Fokus liegt für sie hier aber

mehr auf den strukturellen Rahmenbedingungen, in denen sie sich bewegt, als auf dem individuellen Verhalten einzelner Personen ihr gegenüber.

Auch Amira beschäftigt sich mit ihrer Rolle als Frau in Indien. Sie geht bei ihrer Reflexion besonders auf die gesellschaftlichen Anforderungen ein, die ihr das Gefühl gegeben hätten, sie als Frau müsse eine fürsorgliche, zurückhaltende Rolle einnehmen und ihre Arbeitsbereiche seien vor allem jene in der häuslichen Sphäre. Des Weiteren fällt ihr die Abhängigkeit auf, in der sie als junge Frau zu einem Mann gesehen wird. Die regelmäßige Frage nach einem potenziellen Ehemann und der Verweis auf ihr offenbar für dortige Verhältnisse schon recht hohes Heiratsalter belegen den hohen Stellenwert, den die Ehe für viele Frauen in Indien offenbar hat. Außerdem wird hierran das gesellschaftlich reproduzierte Abhängigkeitsverhältnis zwischen Frauen und Männern deutlich. Der Fokus auf dem Beziehungsstatus von Amira scheint zu suggerieren, dass sie ohne einen Mann kein ‚vollständiger‘ Mensch sei. All diese Erwartungen und Zuschreibungen beschreibt Amira als einengend, sieht jedoch auch das Potenzial, sie zu verändern. Einerseits erkennt sie die gesellschaftlichen Normen für sich nicht als starre Grenzen an, wenn sie meint: „diese ganzen Grenzen zwar zu sehen aber auch zu gucken [...] oder zu hinterfragen: muss ich überhaupt alles das befolgen, was mir grade so auferzungen wird?“ (Interview\_Amira: 174) Andererseits erlebt sie aber auch viele Frauen in ihrem Projekt, die sich selbstständig und selbstbewusst engagieren und somit ebenfalls gängige Genderrollen herausfordern und langfristig eventuell auch verändern können:

„Da sind sehr, sehr viele, und das fand ich auch so schön, sehr viele Frauen und Mitarbeiterinnen eingestellt worden und sehr viele starke Frauen, die sehr, sehr viel arbeiten und ganz, ganz viel auch uns unterstützt haben [...].“ (Interview\_Amira: 169)

An dieser Erkenntnis lässt sich sehr gut die Konstruiertheit von Genderrollen festmachen. Es handelt sich dabei, wie schon in Kapitel 4.4. ausführlich beschrieben, nämlich nicht um feststehende Charakteristika der verschiedenen Geschlechter, sondern um gesellschaftlich verhandelbare Zuschreibungen, die das herrschende Geschlechtersystem stützen sollen (Funk 2018: 19f.). Auch Amira erkennt dieses System, das Patriarchat, als Grundlage für ihre genderspezifischen Erfahrungen, wenn sie sagt: „Trotzdem würd ich aber sagen, ist es einfach auch eine sehr patriarchale Gesellschaft, [...] alte Männer [hatten] doch schon mal mehr zu sagen als zum Beispiel die junge Kollegin.“ (Interview\_Amira: 169).

Hinsichtlich der geschlechterspezifischen Zuschreibungen und der damit einhergehenden Auswirkungen auf ihr Leben kann an dieser Stelle zusammenfassend davon ausgegangen werden,

dass Sandra und Amira sensibler für die Auswirkungen geworden sind, die die gesellschaftliche Konstruktion ihres Geschlechts auf sie und ihre Selbstwahrnehmung hat. Besonders die aktive Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten des Durchbrechens der dadurch entstehenden Grenzen lässt diesen Schluss zu.

Amiras Selbstwahrnehmung scheint sich des Weiteren noch in einem anderen Aspekt geändert zu haben. Durch die Konfrontation mit vielen sehr positiven Bemerkungen zu ihrem Aussehen (s. Kapitel 4.4.) beginnt sie ihr Bild über ihren eigenen Körper zu reflektieren. Sie erkennt so, dass auch die Schönheitsideale einer Gesellschaft lediglich konstruiert sind und keine allgemein gültigen Idealvorstellungen über den menschlichen Körper darstellen.

„Das war etwas, wo ich mich sehr viel mit auseinandergesetzt habe und wo ich irgendwie auch sehr dankbar bin für das Jahr, weil es doch sehr viel beseitigt hat von dem, wie ich sonst irgendwie gedacht habe, wie mein Körper sein muss oder nicht.“ (Interview\_Amira: 173)

Sehr deutlich ist hier erkennbar, dass sie durch das Kennenlernen eines anderen Schönheitsideals gelernt hat, ihren Körper zu akzeptieren wie er ist. In gewisser Hinsicht kann diese Entwicklung als weiterer Schritt der Befreiung aus dem patriarchalen System interpretiert werden, hat doch der ständige gesellschaftliche Fokus auf weibliche Schönheit zum Ziel, die Energie von Frauen zu binden (s. Kapitel 4.4.).

Alles in allem kann also gefolgert werden, dass die gesteigerte Beschäftigung mit der eigenen Rolle als Frau und mit auferlegten Schönheitsidealen den betroffenen Freiwilligen zu einer emanzipierteren Selbstwahrnehmung verholfen hat, die sich der eigenen Einbettung in patriarchale Machtstrukturen bewusst ist.

Aus all diesen Veränderungen hinsichtlich der Selbstwahrnehmung der Freiwilligen lassen sich vier zentrale Erkenntnisse generieren, die den Einfluss des *weltwärts*-Freiwilligenprogramms auf die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen beschreiben. Diese Schlussfolgerungen beziehen sich auf die (1) Kontextgebundenheit der individuellen Selbstwahrnehmung und (2) die Inkohärenz der verschiedenen Aspekte der Selbstwahrnehmung. Zudem steht (3) das Vertrauen in die eigene Selbstwahrnehmung und (4) das Potenzial der Selbstwahrnehmung als Antrieb für gesellschaftliche Veränderungen im Fokus.

(1) Der Einfluss der jeweiligen gesellschaftlichen Umgebung auf die Selbstwahrnehmung der drei interviewten Freiwilligen ist in vielerlei Hinsicht deutlich zu erkennen. Beispielsweise

fürten die Lebensstandards und finanziellen Verhältnisse der Menschen in den Einsatzregionen bei allen drei Forschungsteilnehmerinnen dazu, dass sie sich intensiver mit ihrer privilegierten Position als Person aus dem Globalen Norden auseinandersetzten (s. Kapitel 5.1.). Außerdem beeinflussten die zum Teil ungewohnten genderspezifischen Erwartungen, mit denen vor allem Amira und Sandra konfrontiert waren, die Wahrnehmung ihrer Rolle als Frau in der Gesellschaft. Weiterhin kann gesagt werden, dass diese Beeinflussung sowohl aus individuellen Erfahrungen und Begegnungen mit anderen Menschen resultiert als auch aus dem Erfahren gesellschaftlicher Strukturen und den damit zusammenhängenden impliziten ‚Gesetzen‘ hervorgeht.

(2) Zudem wird aus den bisherigen Erkenntnissen deutlich, dass sie die unterschiedlichen Aspekte, auf die sich die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen of Color beziehen, nicht kohärent zueinander verhalten. Stattdessen werden Widersprüche in den Reflexionen deutlich. Wie schon Bernadette Böhm mit der Metapher des ‚Flickenteppichs‘ veranschaulichte (Böhm 2015: 25), stellt dieser Sachverhalt aber gerade ein zentrales Merkmal des postmodernen Identitätsverständnisses dar, welches wiederum sehr eng mit der Definition von Selbstwahrnehmung in dieser Arbeit verknüpft ist. So offenbart sich beispielsweise Amira in ihrem Vorbereitungsseminar nicht nur ihre Rolle als von internalisiertem Rassismus geprägte, privilegierte Person, sondern sie reflektiert ebenso ihre Erfahrungen als von Rassismus Betroffene (s. Kapitel 4.2.). Ebenso wird sie sich in Indien der Privilegien bewusst, die mit ihrem finanziellen und staatsbürgerlichen Hintergrund einhergehen, erlebt gleichzeitig aber auch ausgrenzende Zuschreibungen, die sie sich den anderen deutschen Freiwilligen ferner fühlen lässt (ebd.).

(3) Des Weiteren kann gefolgert werden, dass die Erfahrungen im Ausland und die daraus hervorgehende Reflexion der eigenen Identität zur Stärkung des Vertrauens in die eigene Selbstwahrnehmung beigetragen haben – es entsteht quasi ein neues Selbstbewusstsein. Der Kontakt zu einem bis dahin unbekanntem Teil ihrer Familie waren für Sandra und Emma prägende Ereignisse und besonders in Emmas Fall wird deutlich, wie ihre Selbstwahrnehmung als Tansanierin beziehungsweise als Person mit tansanischer Familiengeschichte durch diesen Kontakt gefestigt wurde (s. Kapitel 4.3.). Außerdem betont sie selber, dass sie durch die Zeit des Freiwilligendienstes gelernt habe, die Zuschreibungen und Annahmen anderer mehr zu ignorieren und somit mehr den eigenen Gefühlen von Zugehörigkeit, also der eigenen Selbstwahrnehmung, zu vertrauen. Auch bei Amira lässt sich ein solch gefestigtes Selbstbewusstsein erkennen. Bezüglich der Wahrnehmung ihres eigenen Körpers erkennt sie, dass sie nicht den ihr bis

dahin bekannten, ‚westlichen‘ Schönheitsnormen entsprechen muss, sondern diese nur eine gesellschaftliche Konstruktion darstellen. Durch die Befreiung von diesen Normen gewinnt sie ein neues Selbstbewusstsein bezüglich ihres Körpers.

(4) Schließlich zeigen die Ergebnisse der vorangegangenen Kapitel, dass die veränderte Selbstwahrnehmung und das daraus gewachsene Selbstbewusstsein der Freiwilligen jenseits gesellschaftlicher Normen und Zuschreibungen von außen als Antrieb genutzt werden können, genau diese Normen und Vorannahmen zu durchbrechen und dadurch zu einem kleinen Teil auch zu verändern. Beispielsweise fordern sowohl Amira als auch Sandra die gängigen Genderrollen, die sie in ihrer Gastgesellschaft wahrnehmen, durch ihr Verhalten heraus (s. Kapitel 4.4.). In beiden Fällen geschieht dies jedoch nicht unreflektiert, sondern in den Interviews wird deutlich, dass sich beide mit den ihnen angetragenen Erwartungen und Zuschreibungen auseinandersetzen und diesen ganz bewusst widersprechen (s. Kapitel 4.4.).

Abschließend ist also festzuhalten, dass die Erfahrungen, die die Freiwilligen während ihres *weltwärts*-Freiwilligendienstes in der Gastgesellschaft und in der Vorbereitungsphase machen, ihre Selbstwahrnehmung auf unterschiedliche Art und Weise beeinflussen. Das dadurch neu gewonnene Selbstbewusstsein hat jedenfalls das Potenzial, Einfluss auf die gesellschaftlichen Normen und Zuschreibungen.

## 6. Conclusio

Zu guter Letzt werden nun die Ergebnisse der vorangegangenen Kapitel überblicksartig zusammengefasst, sodass die eingangs formulierte Forschungsfrage beantwortet werden kann. Abschließend werden außerdem einige Schlussfolgerungen aus den zuvor gegebenen Antworten abgeleitet, die auf das weitere Potenzial und die Relevanz dieses Forschungsgebietes verweisen.

Um die Forschungsfrage nach dem Einfluss der Erfahrungen, die Freiwillige of Color während ihres Auslandsaufenthaltes machen, auf ihre Selbstwahrnehmung umfassend beantworten zu können, wurde im ersten Teil der Arbeit der spezielle Kontext, in dem sich die Forschungspartnerinnen der vorliegenden Arbeit bewegten, transparent gemacht. Die konkreten Rahmenbedingungen des *weltwärts*-Programms, die unter anderem die pädagogische Vorbereitung und Begleitung der Freiwilligen sowie die Fokussierung auf Einsatzstellen im Globalen Süden beziehungsweise in sozialen, ökologischen, kulturellen und politischen Bereichen umfassen, wurden ebenso eingehend untersucht wie das Engagement des Programms für Teilnehmer\*innen mit einer internationalen Familiengeschichte. Ebenfalls wurde ein intensiver Blick auf die Voraussetzungen, Motivationen und die Vorbereitung von *weltwärts*-Freiwilligen geworfen, um

besser einschätzen zu können, wer die Menschen sind, die einen solchen Freiwilligendienst absolvieren und unter welchen persönlichen Voraussetzungen sie diesen antreten. Es wurde deutlich, dass sich vor allem junge Frauen aus Akademiker\*innen-Familien mit gutem finanziellen Hintergrund, deutscher Staatsangehörigkeit und ohne anerkannte Behinderung für einen *weltwärts*-Freiwilligendienst bewerben. Angetrieben werden die Freiwilligen überwiegend von dem Wunsch nach Auslandserfahrungen und dem Ideal etwas ‚Gutes‘ zu tun. Bei Freiwilligen of Color kommt häufig noch eine gefühlte oder tatsächliche, familiäre Verbindung zu einem bestimmten Land hinzu, die sie für einen Freiwilligendienst im Globalen Süden motiviert.

Nach dieser Kontextanalyse widmete sich das vierte Kapitel einem zentralen Teil der Forschungsfrage: Welche Erfahrungen machen Freiwillige of Color durch ihren internationalen Freiwilligendienst? Zur Beantwortung dieser Frage wurde zum einen die bereits existierende Literatur zur Thematik, vor allem aber die geführten Interviews analysiert. Es kristallisierte sich heraus, dass die Freiwilligen besonders prägende Erfahrungen mit rassialisierten und genderspezifischen Zuschreibungen gemacht haben. Außerdem haben die Zuschreibung beziehungsweise Aberkennung von Zugehörigkeit zu der jeweiligen Gastgesellschaft, zur deutschen Gesellschaft, zur Gruppe der Freiwilligen und zur ‚Gruppe‘ ausländischer Tourist\*innen viele Erfahrungen der Forschungsteilnehmerinnen beeinflusst. Zu den ‚racespezifischen‘ Erfahrungen zählen insbesondere die von der *weißen* Perspektive geprägten Seminareinheiten in der Vorbereitung auf den Freiwilligendienst, die Auseinandersetzung mit eigenen rassialisierten Vorannahmen und rassialisierte Zuschreibungen und Annahmen durch Mitfreiwillige und Einheimische im Einsatzland. Außerdem wurde deutlich, unter welcher psychischen Belastung Freiwillige of Color potenziell während ihres Dienstes stehen und welche Auswirkungen diese haben kann. Das sogenannte Racial Trauma wurde als eine potenzielle Folge erläutert. Jedoch konnten auch vorteilhafte ‚racespezifische‘ Erfahrungen der Freiwilligen aufgedeckt werden, die vor allem mit der neugewonnenen Unauffälligkeit oder gar besonders positiven Bewertung ihres Aussehens im Gastland zusammenhängen.

Weiterhin wurden verschiedene Zuschreibungen von Zugehörigkeit beziehungsweise Ausschluss von bestimmten ‚sozialen Gruppen‘ identifiziert, mit denen die interviewten Freiwilligen of Color konfrontiert wurden. Vor allem die Markierung als Deutsche oder aber das Aberkennen von ‚Deutschsein‘ wurde signifikant häufig thematisiert. Dies gilt ebenso für die unterschiedlichen Erfahrungen mit dem Zuschreiben oder Aberkennen der Zugehörigkeit zur jeweiligen Gastgesellschaft. Dieses Thema spielte besonders in Zusammenhang mit der oftmals er-

fahrenen Markierung als Ausländerin eine wichtige Rolle in den Erzählungen der Interviewpartnerinnen. Auch die Freiwilligengruppe kann als soziale Einheit betrachtet werden, auf die sich Zuschreibungen von Zugehörigkeit und Ausschluss richten.

Als letzter relevanter Aspekt im Zusammenhang mit den Erfahrungen von Freiwilligen of Color wurden genderspezifische Zuschreibungen analysiert. Hier spielten schwerpunktmäßig Konfrontationen mit geschlechtsspezifischen Erwartungen und Vorannahmen an das Verhalten junger Frauen in der Gastgesellschaft eine Rolle. Aber auch die untergeordnete Position von Frauen in der jeweiligen Gesellschaft beschäftigte die Freiwilligen. Abschließend schien zudem die Auseinandersetzung mit bis dahin unbekanntem Schönheitsidealen einen bleibenden Eindruck auf zwei der interviewten Freiwilligen gemacht zu haben.

Darauf aufbauend wurde im fünften Kapitel schließlich der Frage nach den Auswirkungen dieser Erfahrungen auf die Selbstwahrnehmung der Freiwilligen of Color nachgegangen. Es stellte sich heraus, dass bei den Forschungsteilnehmerinnen der vorliegenden Arbeit besonders in drei Bereichen ein selbstreflexiver Prozess angestoßen wurde. So beschäftigten sie sich alle mit ihrer Identität als privilegierte Person aus dem globalen Norden, mit ihrer internationalen Familiengeschichte und deren Auswirkungen auf ihr Leben sowie mit der eigenen Identität als Person of Color und schließlich mit ihrer genderspezifischen Position in der Gesellschaft und der Reflexion ihres eigenen Körperbildes. Aus den im vierten Kapitel gewonnenen Erkenntnissen kann gefolgert werden, dass die individuelle Selbstwahrnehmung der Freiwilligen stark von dem jeweiligen Kontext, in dem dieser reflexive Prozess stattfindet, beeinflusst wird. Außerdem wurde die Inkohärenz der verschiedenen Aspekte der Selbstwahrnehmung deutlich. Schließlich kann mit Blick auf die Forschungsfrage der Schluss gezogen werden, dass das Vertrauen in die eigene Selbstwahrnehmung durch die Erfahrungen der Freiwilligen im Ausland stark gewachsen ist. Diese scheinen sich weniger abhängig von äußeren Zuschreibungen und Erwartungen zu machen und mehr auf die eigene Vorstellung ihrer Identität zu vertrauen. Schließlich wurde auch das Potenzial dieses neuen Selbstbewusstseins als Antrieb für gesellschaftliche Veränderungen erkannt.

Zusammenfassend kann die Forschungsfrage dieser Arbeit also wie folgt beantwortet werden: die Erfahrungen, die Freiwillige of Color mit rassialisierten und genderspezifischen Zuschreibungen sowie mit Narrativen von Zugehörigkeit und Ausschluss machen, verändern ihre Sichtweise auf ihre eigenen Privilegien, auf die Bedeutung ihres internationalen Familienhintergrundes und ihrer Identifizierung als Person of Color, sowie auf ihre Position als Frau in der Gesell-

schaft und deren Auswirkungen auf ihr Leben. Darüber hinaus wird das Vertrauen in die Fähigkeit die eigene Identität zu reflektieren und zu erkennen gestärkt, was zu einem größeren Selbstbewusstsein führt und das Potenzial zu gesellschaftlichem Wandel birgt.

Viele der Erkenntnisse – besonders jene bezüglich der Erfahrungen von Freiwilligen of Color – können an die Ergebnisse vorangegangener Arbeiten anschließen, jedoch muss nichtsdestotrotz betont werden, dass ein Großteil des bisherigen Forschungsstandes auf Forschungen aus dem US-amerikanischen Raum basiert und häufig auch nicht auf Freiwillige im Speziellen, sondern auf Studierende im Ausland fokussiert. Die jeweiligen Ergebnisse können daher nicht ohne Vorbehalte mit den Erkenntnissen dieser Forschung verglichen werden. Da sich diese Arbeit außerdem auf ein kleines Sample stützt, ist es durchaus sinnvoll, die Thematik in weiteren Forschungen noch genauer zu untersuchen.

Fragen, die sich aus der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen von Freiwilligen of Color im Ausland und deren Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung ergeben, sind beispielsweise: Inwiefern sind das pädagogische Programm und die pädagogische Begleitung im *weltwärts*-Programm auf die Bedürfnisse von People of Color ausgerichtet? Welche Bedeutung kann ein Auslandsfreiwilligendienst für Menschen mit internationaler Familiengeschichte haben – besonders wenn sie in das Herkunftsland ihrer Familie reisen? Welche Auswirkungen können Rassismuserfahrungen, die Freiwillige of Color im Ausland machen, auf ihr psychisches Wohlergehen haben?

Anhand der demografischen Entwicklung hin zu einem größeren Anteil an People of Color beziehungsweise Menschen mit internationalen Familiengeschichten in der deutschen Gesellschaft ist zudem deutlich abzulesen, dass all diese Themen in Zukunft immer stärker an Bedeutung gewinnen werden. Sollte das *weltwärts*-Programm an seinen selbstgesteckten Zielen festhalten, den Anteil dieser Bevölkerungsgruppe unter den Teilnehmer\*innen weiter zu erhöhen, beziehungsweise die demografische Entwicklung abzubilden, müssen sich die Verantwortlichen in den Entsendeorganisationen intensiver mit den Konsequenzen für ihre pädagogischen Maßnahmen, wie Vorbereitungsseminare und Mentor\*innenschaften, auseinandersetzen und diese an die Hintergründe und Bedürfnisse anpassen, mit denen People of Color in einen internationalen Freiwilligendienst starten. Denn nur durch eine umfassende und sensible Begleitung der Freiwilligen kann das große Potenzial des *weltwärts*-Freiwilligendienstes als Lerndienst und Ort für Begegnung und interkulturellen Austausch vollständig ausgeschöpft werden.



## 7. Literaturverzeichnis

- Achtziger**, Anja / Gollwitzer, Peter / Bergius, Rudolf J.W. / Schmalt, Heinz-Dieter (2019): Motivation. In: Dorsch. Lexikon der Psychologie. <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/motivation> [Zugriff 30.11.2021]
- Baillie Smith**, Matt / Laurie, Nina / Griffiths, Mark (2018): South-South volunteering and development. In: The Geographical Journal, 184(2), 158-168.
- BMFSFJ** – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (o.J.a): Internationaler Jugendfreiwilligendienst (IJFD). <https://www.ijfd-info.de/ijfd.html> [Zugriff 28.01.2022]
- BMFSFJ** – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (o.J.b): Informationen für Freiwillige. <https://www.ijfd-info.de/freiwillige.html> [Zugriff 28.01.2022]
- Böhm**, Bernadette (2015): Die Wahrnehmung des Eigenen durch die Konfrontation mit dem Fremden. Die Auswirkungen eines Auslandsaufenthaltes im Rahmen des Mobilitätsprogrammes „Europäischer Freiwilligendienst“ auf die Reflexion der eigenen Identität. Graz: Masterarbeit am Lehrstuhl für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz.
- Bolumole**, Motunrola T. (2020): Racism and the Wellbeing of Black Students Studying Abroad. Boston: Master's Thesis at the Department of Educational Leadership and Higher Education at Boston College – Lynch School of Education and Human Development.
- Bundeszentrale für politische Bildung** (2020): Armutsgefährdung von Migranten. <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61788/armut-von-migranten> [Zugriff 01.12.2021]
- Carson**, Emmett D. (1999): Comment. On Defining and Measuring Volunteering in the United States and Abroad. In: Law and Contemporary Problems, 62(4), 67-71.
- Castro Varela**, María do Mar / Dhawan, Nikita (2020): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 3. Auflage. Bielefeld: transcript. [1. Auflage 2005]
- Chlebanová**, Mária (2007): Die Begabungen zum Wohl der Menschen einsetzen. Das christliche internationale Volontariat in drei Betrachtungsweisen. Vorbereitung der Volontäre, Begleitung in den Projekten und Nachbereitung. Wien: Dissertation an der Fakultät für Katholische Theologie an der Universität Wien.

**Clary, E. Gil / Snyder, Mark / Ridge, Robert / Copeland, John / Stukas, Arthur / Haugen, Julie / Miene, Peter (1998):** Understanding and Assessing the Motivations of Volunteers. A Functional Approach. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 74(6), 1516-1530.

**Combahee River Collective (2017):** Combahee River Collective Statement. In: Taylor, Keenga-Yamahtta (ed.): *How we get free. Black Feminism and the Combahee River Collective*. Chicago: Haymarket Books, 15-28. [Original: Combahee River Collective (1977): *Combahee River Collective Statement*.]

**Crenshaw, Kimberlé (1989):** Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *University of Chicago Legal Forum*, 1989(1).

**Delgado, Richard / Stefancic, Jean (2017):** *Critical Race Theory. An Introduction*. 3. Auflage. New York: New York University Press. [1. Auflage 2001]

**Drescher, Sebastian (2012):** „weltwärts“ in neuem Gewand. <https://www.welt-sichten.org/artikel/1332> [Zugriff 15.01.2022]

**EarthWatch Institute (2017):** History of Earthwatch. <http://eu.earthwatch.org/about/history-of-earthwatch> [Zugriff 28.01.2022]

**Eller, Natalie (2021):** „If You’re Not Uncomfortable, You’re Not Listening“. *White Saviorism in der Sozialen Arbeit*. In: *soziales\_kapital*, 25, 211-225.

**Freiwilligenarbeit (o.J.):** Europäischer Freiwilligendienst (EFD). <https://www.freiwilligenarbeit.de/europaeischer-freiwilligendienst-efd.html> [Zugriff 28.01.2022]

**Funk, Wolfgang (2018):** *Gender Studies*. Paderborn: UTB.

**Fuß, Susanna / Karbach, Ute (2019):** *Grundlagen der Transkription. Eine praktische Einführung*. Opladen, Toronto: UTB.

**GIZ – Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (2014):** *weltwärts mit der GIZ. Pädagogische Dokumentation*. Bonn, Eschborn: GIZ.

**Han-Broich, Misun (2012):** *Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit*. Wiesbaden: Springer.

**Haraway, Donna (2008):** *Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: Jaggar, Alison M. (ed.): *Just Methods. An Interdisciplinary Feminist Reader*. Boulder, London: Paradigm Publishers, 346-352. [Original: Haraway,

Donna (1988): Situated Knowledge. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.]

**Helfferrich**, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [1. Auflage 2004]

**Henry**, Jacob (2020): Whiteness in transit. The racialized geographies of international volunteering. In: *Social & cultural geography*, 2020, 1-17.

**Heuwinkel**, Kerstin (2019): *Tourismussoziologie*. München: UVK.

**Hobuß**, Steffi (2008): „Weiße Bilder“ in der Werbung. Zur Stabilisierung und Destabilisierung von Whiteness als unsichtbare Norm. In: Wischmann, Ulla / Thomas, Tanja (Hg.innen): *Medien, Diversität, Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 203-222.

**KeF** – Konferenz evangelischer Freiwilligendienste (2017): weltwärts-Kompetenzzentrum für Menschen mit Migrationshintergrund (KOMI) stellt sich vor. <https://kef-online.org/news/weltwaerts-kompetenzzentrum-fuer-menschen-mit-migrationshintergrund-komi-stellt-sich-vor> [Zugriff 17.02.2022]

**Kolping** (o.J.a): Kurz erklärt: Der Freiwilligendienst. <https://www.kolping-jgd.de/freiwilligendienste/was-sind-freiwilligendienste> [Zugriff 02.12.2021]

**Kolping** (o.J.b): Finde deinen Freiwilligendienst. <https://www.kolping-jgd.de/freiwilligendienste> [Zugriff 02.12.02021]

**Kontzi**, Kristina (2015): Postkoloniale Perspektiven auf „weltwärts“. Ein Freiwilligendienst in weltbürgerlicher Absicht. Baden-Baden: Nomos.

**Krettenauer**, Tobias / Gudulas, Niki (2003): Motive für einen Freiwilligendienst und die Identitätsentwicklung im späten Jugendalter. Empirische Untersuchung zur Lebenslaufcharakteristik „neuen sozialen Engagements“. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 35(4), 221-228.

**Krüger**, Christine (2015): Antirassismuspädagogik und Critical Whiteness in der Bildungsarbeit entwicklungspolitischer Freiwilligendienste. Theoretische Annäherung und praktische Implikationen. In: *Voluntaris*, 3(1), 86-93.

**Kruza**, Susanne (2018): weltwärts-Freiwillige mit Migrationshintergrund. Eine Auswertung der Ehemaligenbefragungen 2015 und 2016. In: *Voluntaris*, 6(1), 73-86.

**kulturweit** (o.J.a): über kulturweit. <https://www.kulturweit.de/programm/%C3%BCber-kulturweit> [Zugriff 28.01.2022]

**kulturweit** (o.J.b): bewerbung. <https://www.kulturweit.de/bewerbung/> [Zugriff 28.01.2022]

**kulturweit** (o.J.c): voraussetzungen. <https://www.kulturweit.de/bewerbung/voraussetzungen> [Zugriff 28.01.2022]

**kulturweit** (o.J.d): verfahren. <https://www.kulturweit.de/bewerbung/verfahren> [Zugriff 28.01.2022]

**Lee, Jasmine / Green, Qiana** (2016): Unique opportunities. Influence of study abroad on Black students. In: *The Interdisciplinary Journal of Study Abroad*, 28(1), 61-77.

**Lu, Charles / Reddick, Richard / Dean, Dallawrense / Pecero, Veronica** (2015): Coloring Up Study Abroad. Exploring Black Students' Decision to Study in China. In: *Journal of Student Affairs Research and Practice*, 52(4), 440-451.

**Lugones, María** (2020): Revisiting Gender. A Decolonial Approach. In: Pitts, Andrea J. / Ortega, Marianna / Medina, José (ed.s): *Theories of the Flesh*. Oxford: Oxford University Press, 29-37.

**Lugones, María** (2007): Heterosexuality and the Colonial / Modern Gender System. In: *Hypatia*, 22(1), 186-209.

**Mangold, Katharina** (2020): "Ringens um angemessenes Verhalten". Herausforderungen im Internationalen Freiwilligendienst. In: Richter, Sonja / Haas, Benjamin / Gille, Christoph / Fischer, Jörn / Bonus, Stefanie / Wenzel, Jan (Hg. \*innen): *Entwicklungspolitische Freiwilligendienste im Fokus der Forschung*. Baden-Baden: Nomos, 42-52.

**Mayring, Philipp / Fenzl, Thomas** (2019): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Baur, Nina / Blasius, Jörg (Hg. \*innen): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 2. Vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer, 633-648. [1. Auflage 2014]

**Mediendienst Integration** (2020): Alternativen zum „Migrationshintergrund“. <https://mediendienst-integration.de/artikel/alternativen-zum-migrationshintergrund.html> [Zugriff 28.01.2022]

**Misoch, Sabina** (2019): *Qualitative Interviews*. 2. erweiterte und aktualisierte Auflage. Berlin, Boston: de Gruyter. [1. Auflage 2015]

**Nägele**, Leonie (2012): Wir gehen weltwärts. Identitätskonstruktionen zwischen “weiß”, deutsch und “anders”. Wien: Diplomarbeit an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Wien.

**Richter**, Carola (2015): Orientalismus und das Andere. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Lingenberg, Swantje / Wimmer, Jeffrey (Hg.\*innen): Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 313–322.

**Rogers**, Juhanna N. (2019): Black students’ experience abroad. A critical race analysis. Bloomington: Doctoral Thesis an der School of Education der Indiana University.

**SCI – Service Civil International** (2016): Our History. The origins. <https://sci.ngo/about-us/our-history/> [Zugriff 29.01.2022]

**SCI – Service Civil International** (o.J.a): Finanzierung. [https://www.sci-d.de/bis-13-monate\\_finanzierung](https://www.sci-d.de/bis-13-monate_finanzierung) [Zugriff 15.01.2022]

**SCI – Service Civil International** (o.J.b): Ein Jahr im Ausland. <https://www.sci-d.de/ein-jahr-im-ausland> [Zugriff 15.01.2022]

**SCI – Service Civil International** (o.J.c): Partnerländer. [https://www.sci-d.de/bis-13-monate\\_partnerlaender](https://www.sci-d.de/bis-13-monate_partnerlaender) [Zugriff 28.01.2022]

**Simpson**, Kate (2004): “Doing development”. The gap Year, volunteer-tourists and a popular practice of development. In: Journal of Development, 16(5), 681-692.

**Smith**, David Horton (1981): Altruism, volunteers, and volunteerism. In: Nonprofit and voluntary sector quarterly, 10(1), 21-36.

**Smith**, Karen / Holmes, Kirsten (2009): Researching volunteers in Tourism. Going beyond. In: Annals of Leisure Research, 12(3-4), 403-420.

**Smith**, Valene (2001): Tourism Issues of the 21<sup>st</sup> Century. In: Brent, Maryann / Smith, Valene (ed.s): Host and guest revisited. Tourism issues of the 21<sup>st</sup> century. New York: Cognizant Communication, 333-353.

**Tent of Nations** (o.J.): Volunteer Information. <http://www.tentofnations.org/volunteer/volunteer-information/> [Zugriff 28.01.2022]

**Thu**, Gachahi (2018): Kenya. Skills Building, Cultural Differences and Race-related Considerations. In: Thiessen, Rebecca / Lough, Benjamin J. / Grantham, Kate E. (ed.s): Insights on International Volunteering. Insights from the Global South. Baden-Baden: Nomos, 75-86.

**UN General Assembly** (1985): A/RES/40/212. Resolutions adopted by the General Assembly at its 40th session. <https://www.unv.org/sites/default/files/A%20RES%2040%20212.pdf> [Zugriff 28.01.2022]

**Walgenbach**, Katharina (2004): Weiße Identität und Geschlecht. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Frankfurt a.M.: Campus, 1705-1717.

**Wehner**, Theo / Güntert, Stefan T. / Neufeind, Max / Mieg, Harald A. (2015): Freigemeinnützige Tätigkeit. Freiwilligenarbeit als Forschungs- und Gestaltungsfeld der Arbeits- und Organisationspsychologie. In: Wehner, Theo / Güntert, Stefan T. (Hg.): Psychologie der Freiwilligenarbeit. Berlin, Heidelberg: Springer, 3-20.

**weltwärts** (2022): Informationen für Partnerorganisationen in der Nord-Süd Komponente. <https://www.weltwaerts.de/de/infos-fuer-partner-organisationen.html> [Zugriff 29.01.2022]

**weltwärts** (2021a): weltwärts – eine Erfolgsgeschichte. <https://www.weltwaerts.de/de/ueber-weltwaerts.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021b): Kosten und Leistungen. <https://www.weltwaerts.de/de/kosten-und-leistungen-freiwillige.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021c): Vorbereitung auf den Freiwilligendienst. <https://www.weltwaerts.de/de/vorbereitung-freiwillige.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021d): Einsatzbereiche. <https://www.weltwaerts.de/de/einsatzbereiche-freiwillige.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021e): Was ist weltwärts? <https://www.weltwaerts.de/de/was-ist-weltwaerts.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021f): Häufig gestellte Fragen. <https://www.weltwaerts.de/de/faq-haeufig-gestellte-fragen-freiwillige.html#faq2> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021g): Voraussetzungen für den Freiwilligendienst. <https://www.weltwaerts.de/de/voraussetzungen-freiwillige.html> [Zugriff 25.11.2021]

**weltwärts** (2021h): Alltag im Einsatzland. <https://www.weltwaerts.de/de/alltag-im-einsatzland.html> [Zugriff 01.12.2021]

**weltwärts** (2020): Ergebnisse der Freiwilligen-Befragung 2020 zum weltwärts-Programm (Nord-Süd). Bonn: Studienbericht der uzbonn.

**weltwärts** (2016): Förderlinie zur Umsetzung des Entwicklungspolitischen Freiwilligendienstes *weltwärts*. Bonn: Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

**weltwärts** (2013): weltwärts: Von der Evaluierung zum Gemeinschaftswerk. Die Dokumentation des Follow-Up-Prozesses 2012-2013. Bonn: Engagement Global.

**Weltwärts in Color** (2022): Startseite. <https://weltwaertsincolor.de/> [Zugriff 11.02.2022]

**Weltwärts in Color** (2021a): Mitglieder. <https://weltwaertsincolor.de/mitglieder/> [Zugriff 02.12.2021]

**Weltwärts in Color** (2021b): Wer sind wir? <https://weltwaertsincolor.de/wer-sind-wir/> [Zugriff 02.12.2021]

**Weltwärts in Color** (2021c): Was tun wir? <https://weltwaertsincolor.de/was-tun-wir/> [Zugriff 02.12.2021]

**Weltwärts in Color** (2021d): Veröffentlichung zur Deutsch Afrikanischen Jugendinitiative des BMZ. <https://weltwaertsincolor.de/veroeffentlichung-zur-deutsch-afrikanischen-jugendinitiative-des-bmz/> [Zugriff 02.12.2021]

**Weltwärts in Color** (2021e): WiCipedia. <https://weltwaertsincolor.de/wikipedia/> [Zugriff 14.12.2021]

**Wilson, Jillian** (2020): This Is What Racial Trauma Does To The Body And Brain. [https://www.huffpost.com/entry/what-racial-trauma-does-body-brain\\_1\\_5efa43b1c5b6acab28459220](https://www.huffpost.com/entry/what-racial-trauma-does-body-brain_1_5efa43b1c5b6acab28459220) [Zugriff 29.01.2022]

**Wilson, John** (2000): Volunteering. In: Annual review of sociology, 26, 215-240.

**Wyszecki, Nicole** (2021): Volontariat versus Voluntourismus. Helfen will gelernt sein: zwischen Welt verbessern, Selbstfindung und Egotrip. Wien: Masterarbeit am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien.

**Yeboah, Amy** (2019): Reconceptualizing Black Students Going Abroad. Heritage Experience in Theory and Practice. In: International Journal of Multidisciplinary Perspectives in Higher Education, 4(1), 1-21.

**Zimmermann, Jonathan** (1995): Beyond double consciousness. Black Peace Corps volunteers in Africa, 1961-1971. In: The Journal of American History, 82(3), 999-1024.

## 8. Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Interviewpartnerinnen (Zusammenstellung S.O.).....	11
Tabelle 2: Funktionen der Freiwilligenarbeit (Wyszecki 2021: 41 in Bezug auf Clary et al. 1998).....	31
Tabelle 3: Transkriptionsregeln nach Susanne Fuß und Ute Karbach (Fuß/Karbach 2019: 44-56).....	106

## 9. Anhang

### 9.1. Leitfaden der Interviews

<b>Leitfrage</b>	
Was waren deine Motivationen und Erwartungen vor dem Freiwilligendienst?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Motivationen</li> <li>• Selbstwahrnehmung <i>vor</i> FWD</li> <li>• Einschätzung der Situation vor Ort</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Wolltest du in ein bestimmtes Land / in ein bestimmtes Projekt?</li> <li>• Welche Erwartungen / Hoffnungen / Ängste hattest du vor der Ausreise?</li> </ul>

<b>Leitfrage</b>	
Welche Erfahrungen waren für dich besonders prägend?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Wendepunkte/Krisen</li> <li>• Überraschungen</li> <li>• Emotionen</li> <li>• Selbstbild</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Was waren deine ersten Eindrücke von deiner neuen Umgebung?</li> <li>• Was hat dich überrascht / verunsichert / Emotionen ausgelöst?</li> </ul>

<b>Leitfrage</b>	
Welche Erfahrungen hast du mit Diskriminierung gemacht?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Erfahrungen mit Rassismus, Sexismus, Ausländerfeindlichkeit, anderen Formen der Diskriminierung</li> <li>• Unterschiede zu Deutschland</li> <li>• Emotionen</li> <li>• Selbstbild</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Aufgrund welcher Identitätsmarker wurdest du diskriminiert?</li> <li>• Durch welche Personen wurdest du diskriminiert?</li> <li>• Hat sich die Erfahrung von Diskriminierungserfahrungen in Deutschland unterschieden? Inwiefern?</li> </ul>

<b>Leitfrage</b>	
Welchen sozialen Gruppen hast du dich zugehörig gefühlt/ von welchen warst du ausgeschlossen?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Beziehungen</li> <li>• Hierarchien</li> <li>• Emotionen</li> <li>• Selbstbild</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Hast du dich diesen Gruppen selbst zugerechnet oder/ und kam die Zuschreibung von außen?</li> <li>• Wurdest du sozialen Gruppen zugerechnet, denen du dich nicht verbunden fühltest?</li> </ul>

<b>Leitfrage</b>	
Welche Rollen/Positionen hast du in den verschiedenen sozialen Beziehungen im Ausland eingenommen?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Rollen/Positionen</li> <li>• Beziehungen</li> <li>• Hierarchien</li> <li>• Emotionen</li> <li>• Selbstbild</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Wie würdest du deine Position in Beziehung zu Kolleg*innen und Vorgesetzten im Projekt beschreiben?</li> <li>• Wie war die Beziehung zu anderen Freiwilligen? Hast du Unterschiede in euren Rollen/Positionen wahrgenommen?</li> <li>• In welchen Rollen/Positionen hast du dich wohl gefühlt, in welchen nicht? Warum?</li> </ul>

<b>Leitfrage</b>	
Mit welchen Aspekten deiner Identität hast du dich im Ausland besonders beschäftigt und warum?	
<b>Inhaltliche Aspekte</b>	<b>Nachfragen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Identitätsaspekte</li> <li>• Reflexion vor Ort</li> <li>• Reaktionen/Zuschreibungen</li> <li>• Emotionen</li> <li>• Selbstbild</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Was haben die Menschen in deinem Projekt / Fremde auf der Straße / andere Freiwillige / Freunde vor Ort in dir gesehen?</li> <li>• Wie wurdest du angesprochen/behandelt?</li> </ul>

## 9.2. Transkripte der Interviews

### 9.2.1. Transkriptionsregeln

Symbol	Bedeutung
Pausen <ul style="list-style-type: none"> <li>• Pause bis zu einer Sekunde</li> <li>• Angabe der Pausenlänge in Sekunden</li> </ul>	(.) (2)
Sprachklang <ul style="list-style-type: none"> <li>• Betonung</li> <li>• Dehnung</li> </ul>	<u>ganz</u> Ja::
Lautäußerungen <ul style="list-style-type: none"> <li>• Planungsäußerungen</li> <li>• Zuhörersignale</li> </ul>	ähm, mhm, hmm, mmh, pfff (I: Mhm) → werden ohne Zeilensprung für den Sprecherwechsel vermerkt
Wortabbruch	einf-
Non-verbale Äußerungen <ul style="list-style-type: none"> <li>• Parasprachliche Äußerung</li> <li>• Begleiterscheinung des Sprechens</li> <li>• Handlungen</li> </ul>	(lacht) / (B lacht) (lacht) Darüber habe ich mir eigentlich keine Sorgen gemacht. (+) → umschließen das währenddessen Gesprochene (macht Anführungszeichen mit den Händen)
Äußere Einflüsse	(Internetprobleme #00:11:03# bis #00:11:06#)
Gleichzeitiges Sprechen	I: Ok, [perfekt. B: [Klingt gut.
Unverständlichkeiten und Unsicherheiten <ul style="list-style-type: none"> <li>• Unverständliches Wort/Wörter</li> <li>• Vermuteter Wortlaut</li> </ul>	(...?) / (...??) (Kotarik Katewik?)
Wiedergabe direkter Rede	habe mir so gedacht: okay, meine Großmutter kommt ja aus Deutschland.
Zum Schutz der Anonymität geänderte Namen oder Bezeichnungen	[Manuel; geändert, S.O.]

**Tabelle 3:** Transkriptionsregeln nach Susanne Fuß und Ute Karbach (Fuß/Karbach 2019: 44-56)

Datum: 21.12.2021

Dauer: 01:19:26

**I (Interviewerin):** So. (lacht) Ähm, ja. Magst du dich dann einmal zu Beginn vorstellen?

**B (Befragte):** Ah ja. Ähm also, ich bin [Sandra; Name geändert, S.O.]. Ich (.) bin 28 Jahre alt und habe ähm einen Freiwilligendienst gemacht im Jahr 2012/13. Auch direkt nach dem Abitur, vor dem Studium und dort war ich mit der GIZ über das weltwärts-Programm in Ruanda für ein Jahr. Mmh. (.) Ich sollte ja auch etwas mehr zum Freiwilligendienst an sich erzählen. Also ich war da in einer Schule in na, (.) schon Stadt, aber jetzt auch nicht so ner großen Stadt im Süden von Ruanda. Äh an der (Kotarik Katewik?) School hieß die. Und ursprünglich war das Projekt ausgeschrieben als Mitarbeit im Kindergarten. Aber, da es sich um ne Gemeinschaftsschule gehandelt hat, von Kindergarten bis zum Abitur, durfte ich und der andere Freiwillige, der mit mir dort war, durfte also eigentlich komplett frei bewegen in allen Jahrgangsstufen. Und dann habe ich äh das son bisschen aufgesplittet und vormittags in dem Kindergarten gearbeitet und nachmittags aber auch mit den älteren Schüler\*innen verschiedene Sachen gemacht. Außerunterrichtliche Aktivitäten aber auch mit im Unterricht unterstützt. Je nachdem wie der Lehrplan da so aussah, wo irgendwie dann meine Kenntnisse und Fähigkeiten geholfen haben, den Unterricht besser oder interaktiver zu gestalten. Mmh und ach genau, dann sollte ich noch sagen, was ich jetzt mache. Ähm nach dem Dienst bin ich zurück nach Berlin gegangen, wo ich auch herkomme, und hab Biochemie studiert. Ähm. Damit bin ich seit zweieinhalb Jahren fertig. Und jetzt bin ich seit zweieinhalb Jahren immer noch in Berlin und promoviere in Biochemie.

**I:** Oh wow! (lacht) Spannend. Ja cool, dann schon mal vielen Dank. Jetzt weiß ich auch wer du bist. (lacht) (B lacht) Ähm. Genau, dann würde ich jetzt einfach ähm locker-flockig mit der ersten Frage starten. Und zwar ähm würd mich zuerst noch mal kurz die Zeit vor deinem Freiwilligendienst interessieren. Und zwar ähm was waren so deine Motivationen ins Ausland zu gehen? Und welche Erwartungen hattest du vor dem Freiwilligendienst?

**B:** Hm, ok. (3) Ich weiß gar nicht mehr genau, wie ich darauf gekommen bin das zu machen. Ich glaub irgendjemand hat mir davon erzählt. Vielleicht sogar jemand aus der Schule, die das selber gemacht hat. Also ne Lehrerin oder so, die das in ihrer Jugend gemacht hat. Aber ich bin mir nicht mehr ganz sicher. Auf jeden Fall hab ich irgendwann das mitbekommen, dass es die

Möglichkeit gibt halt nach der Schule ins Ausland zu gehen und dafür nicht so viel Geld zahlen zu müssen, was auf jeden Fall ein großer Motivator war, weil also ich selber hätte mir das niemals leisten können. Wir haben halt auch schon mal versucht gehabt, was halt viele Leute machen in der elften Klasse- äh so nen Auslandsjahr zu machen. Und meistens gehen ja dann die Leute in die USA oder so (**I:** Mhm). Ähm und das hat auch nicht geklappt. Also das haben bei mir an der Schule mega viele Leute gemacht. Aber da muss man ja wirklich alles selber bezahlen dann mit so- Wie diese Organisationen dann heißen- AFS und YFU und diese ganzen Leute. (**I:** Ja.) Und das hat bei mir aber nicht geklappt und dann über weltwärts hab ich gedacht: hey das könnte eigentlich cool sein, weil man eben das nicht selber finanzieren muss und ähm ich fands halt äh spannend, weil die ähm Möglichkeit bestand- also die Auswahl der Länder, in die man gehen konnte, war halt einfach nochmal viel größer und ich wollte halt eigentlich gerne nach Ruanda. Also das- ich hab mir dann praktisch Organisationen ausgesucht äh, die auch nach Ruanda entsenden. Ähm weil mein Vater aus Ruanda ist und dann dachte ich, lässt sich das eigentlich voll gut äh damit kombinieren (**I:** Mhm.), dass ich dann endlich mal nach Ruanda komme, wo ich halt normalerweise jetzt auch nicht einfach so hingefahren wäre, ohne jemals dagewesen zu sein und mich da auszukennen (**I:** Mmh.) Aber das dann in nem strukturierten Programm zu haben, wo halt äh Leute vor Ort sind, an die man sich wenden kann und so, war natürlich äh ne ziemlich gute Kombination

**I:** Ja, verstehe. Ähm, also hattest du dann- oder hast du noch Familie in Ruanda, sodass du da irgendwie eine Verbindung gesehen hast? Oder war es einfach nur das Land an sich, was du gerne mal erleben wolltest?

**B:** Also mir gings darum, das- das Land an sich zu erleben, weil ich ähm halt nicht mit meinem Vater aufgewachsen bin, (**I:** Mhm) aber halt wusste, dass er aus Ruanda ist. Und meine Mutter konnte ja auch nichts darüber erzählen so (**I:** Mhm) und ich dachte, ja halt so zumindest mal in dem Land gewesen zu sein, ist, denk ich, ganz cool, um so halbwegs zu wissen, wie er so gelebt hat oder ja, keine Ahnung, was da eigentlich so abgeht. (**I:** Mhm, mhm.) (lacht) Ähm, genau. Aber tatsächlich- Also nachdem ich schon son dreiviertel Jahr dort war oder so habe ich dann auch mal ein bisschen recherchiert und hab so Verwandte von mir dann dort getroffen (**I:** Ach was!), mit denen ich jetzt auch immer noch Kontakt habe. (**I:** Mhm) Genau, aber das war irgendwie nicht die Motivation am Anfang. Also ich wollte mir das einfach gern anschauen und da halt hinfahren. Und dann, nachdem ich so lange dort war und ich das Gefühl hatte: ok, jetzt komme ich hier zurecht und eigentlich sind die Leute auch irgendwie ganz nice hier äh, hab ich

dann gesagt, kann ich auch mich nochmal mit dieser Recherche 'n bisschen befassen und vielleicht ja jemanden finden. (**I:** Ah ja!) Genau.

**I:** Ja spannend. Ähm. (.) Hattest du im Vorhinein irgendwelche Erwartungen, was dann dein Leben dort angeht, oder ähm ja, wie das so sein würde, wenn du dann dahin kommst? Ähm ja, so ganz allgemein erstmal.

**B:** (lacht) Es ist schon so lang her! Es ist [echt schwer.

**I:** [Ja, das verstehe ich.

**B:** Ja. Vor allem weil ich hatte garantiert irgendwelche äh Erwartungen, die dann auch schnell wieder widerlegt wurden (lacht). Weil die ja ähm- Also ich war ja mit der GIZ noch im weltwärts-Programm, die ja danach aufgehört hat. Also ich war in dem letzten Jahrgang, den die entsendet haben. Mmh und die hatten dieses Vorbereitungsseminar, wo sehr gute Trainerinnen von extern irgendwie dabei waren (**I:** Mhm) von verschiedenen Vereinen, die da halt äh ziemlich schnell mit so Erwartungen äh aufgeräumt haben. Wie: ich fahr da jetzt helfen oder so. (lacht) (**I:** Ja, ja, ja!) Oder um da Brunnen zu bauen und äh ja (**I:** Mhm): wenn ich da nicht hingeh, dann wird der Unterricht an der Schule sowieso nicht laufen oder so. (lacht) (**I:** Ja, verstehe.) Also damit wurde dann schnell aufgeräumt. (**I:** Mhm) Puh! Ja, was- Was mein Leben da so anging- Was so Erwartungen waren- (2)

**I:** Oder vielleicht auch Ängste oder Befürchtungen. Ich weiß ja nicht (.) ähm (.) ja- (lacht)

**B:** Hm. (.) Ängste oder Befürchtungen. (2) Also so konkrete jetzt irgendwie nicht. Also was weiß ich, dass ich äh mich da nicht zurechtfinde oder, dass ich auf der Straße ausgeraubt werde oder, dass ich das Essen nicht vertrage oder so- (lacht) Darüber habe ich mir eigentlich keine Sorgen gemacht. (+)

**I:** Ja, ja, ok. Ähm ok. (2) Weißt du noch- Ich meinen, das ist (lacht) jetzt auch wieder lange her. Aber weißt du noch, ob dich am Anfang- obs da bestimmte Eindrücke oder Erlebnisse gab, die dich wahnsinnig überrascht haben, die du dir ganz anders vorgestellt hast oder die dich vielleicht auch verunsichert haben?

**B:** (atmet laut aus) Hm. (2) Am Anfang Sachen, die mich überrascht haben und die mich vielleicht verunsichert haben. (2) Hm. Ich weiß noch- Also am Anfang, das war ähm ganz interessant, weil die GIZ irgendwie zwei verschiedene Gruppen hatte, die ausgereist sind. (**I:** Mhm) Und ich war in der zweiten Gruppe und die andere Gruppe war schon einen Monat äh länger da als wir und ist auch einen Monat früher wieder abgereist. Also wir waren echt viele Freiwillige. Ich glaube insgesamt 22 oder so.

**I:** Nur in Ruanda oder-

**B:** Nur in Ruanda, ja. (**I:** Ok, wow!) Genau. Und ähm als wir die getroffen haben, kannten die natürlich schon äh so alle möglichen Sachen. Die waren halt schon einen Monat da. Und äh die hatten da natürlich schon etwas mehr den Durchblick als wir und sind dann zum Beispiel auch mit äh diesen kleinen äh Motorrad- äh -Taxis gefahren. Ich weiß es nicht, ob du die kennst, aber die gibt's ja ähm also in Ostafrika gibt's die eigentlich in allen Ländern und ich glaub so in Südostasien auch (**I:** Mhm). Nicht so richtige Motorräder aber auch nicht so richtige Vespers aber irgendwas dazwischen. (**I:** Ja, ok.) Die halt so als- als äh ÖPNV (**I:** Mhm, ok.) genutzt werden und davon wurde uns so extrem abgeraten damit zu fahren, weil die so gefährlich sind und da so zu Unfällen kommt und man zwar Helm trägt, aber der passt ja dann nicht so richtig. (lacht) Und die sind halt alle so damit gefahren, also so wie man hier halt U-Bahn fahren würde oder so (**I:** Ja.) Weils halt- also das ist halt das Standard-Transportmittel. (lacht) Und da war ich irgendwie am Anfang so schockiert, dass die einfach alle damit gefahren sind (lacht) (**I:** Ja.) (I lacht) und sich da diesen Anweisungen widersetzt haben aber [ja natürlich bin ich dann auch irgendwann (lacht) damit gefahren. (+)

**I:** [Nach nem Monat hastes dann auch gemacht.

**B:** Und jetzt, wenn ich da bin äh, fahre ich ständig damit und freue mich eigentlich schon immer voll. Also- Gut jetzt mit Corona ist auch wieder ne andere Geschichte, aber normalerweise, wenn ich am Flughafen ankomme äh nehm ich mir auch immer son Motorrad-Taxi, um dann wo auch immer ich übernachte hinzufahren und kriege es irgendwie hin dann mein Gepäck und meine zig Sachen zwischen mir und dem äh Motorrad- äh -Fahrer (lacht) noch zu stapeln, (+) weil es ist einfach so cool dann mit diesem ja- mit sozusagen äh- ohne irgendwelche Fenster zwischen einem einfach mit diesem Motorrad so durch die Stadt und über die Hügel zu fahren

und sich schon mal alles so anzugucken. (**I:** Mhm) Ist so ah ja. (lacht) Ich bin wieder da! (+)

**I:** Das heißt du warst jetzt seit dem Freiwilligendienst auch schon mehrere Male äh wieder in Ruanda?

**B:** Mhm! Ja schon, des Öfteren. Ich weiß gar nicht genau, wie oft. Viermal oder so? (**I:** Ah ok, wow!) Das letzte Mal vor nem Jahr ungefähr.

**I:** Ah ja! Und dann besuchst du da Freunde von dir oder-

**B:** Ja, genau.

**I:** Ah ja, cool. Voll chillig. Ähm, ja. Genau, das so die ersten beiden Fragen so zum Anfang und Reinkommen in diesem Freiwilligendienst. Ähm, (.) dann würd mich interessieren äh, auch ganz allgemein gefragt erstmal, welche Erfahrungen hast du in deiner Zeit im Ausland mit Diskriminierung gemacht?

**B:** Mhm. Diskriminierung jetzt ganz intersektional gedacht? Also auf allen möglichen Ebenen? (lacht)

**I:** Ja, also ähm wenn dir das jetzt nicht zu allgemein ist. Ich kann natürlich auch noch konkreter nachfragen. Aber ich dachte ähm (.) ja vielleicht erst mal so was- was dir da einfällt.

**B:** Ja. Lass mich mal nachdenken. Also. (3) Sagen wir mal so, ich hatte mich natürlich auch gefragt, was sich ja auch andere Leute bei Weltwärts in Color gefragt haben, (**I:** Mhm) ähm ob das äh ne- ne große zusätzliche Barriere ist, wenn man sozusagen Teil von der deutschen Freiwilligenkohorte im Ausland (**I:** Mhm) und dann aber äh nicht so aussieht, wie sich Deutschland im Ausland zeigt. (lacht) (**I:** Mhm) Und ob dann die Leute das überhaupt so annehmen können, dass man sagt, so ich bin ne Freiwillige aus Deutschland. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Ähm, aber damit hatte ich tatsächlich gar nicht so:: viele Probleme also das ist mir zumindest nicht in Erinnerung geblieben, dass mir irgendjemand abgesprochen hätte, dass ich aus Deutschland komme oder so, was ich von anderen dann in der Retrospektive gehört habe, dass die damit echt Probleme hatten. (**I:** Ok) Ähm. Genau, aber das war nicht der Fall. (.) Ähm. Ja also von

daher muss ich sagen, zumindest was jetzt rassistische Diskriminierung angeht, hab ich eigentlich äh ja eher positive Erfahrungen gemacht. Also es war sozusagen mal ganz angenehm, (**I:** Mhm) ähm in nem Land zu sein, wo halt, keine Ahnung, die Leute wissen, wie man deinen Haaren richtig stylt. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Und man nicht irgendwie hier zu so nem spacialigen Frisör gehen muss, wos pro Stadt so drei Stück gibt oder wenn überhaupt. (lacht) Ähm, (.) genau. Also das war eigentlich ganz cool einfach mal so irgendwo zu sein, wo man nicht so auffällt. Natürlich sind wir trotzdem aufgefallen, oder bin ich trotzdem aufgefallen, weil ich ja immer noch nen anderen Background äh hatte als die Ruanda\*innen vor Ort. (**I:** Mhm) Das hat man natürlich auch gemerkt. Also wir können die Sprache oder ich kann die Sprache nicht sprechen und ich gebe mich ganz anders äh, ich verhalte mich anders in- in Situationen in öffentlichen Räumen et cetera. (**I:** Mhm) Das hat man natürlich trotzdem gemerkt. Ähm aber ja, das war halt einfach ein gutes Gefühl, dass man eben nicht so auf diese Art und Weise praktisch von- von außen gesehen wurde- so also darauf reduziert wurde. (**I:** Mhm, mhm) Mmh. (2) Ja.

**I:** Wie war das vonseiten der anderen Freiwilligen, mit denen du da warst? Gab's von der Seite irgendwie, dass die dich anders- keine Ahnung- gesehen haben oder andere Dinge mit dir assoziiert haben als mit den anderen Freiwilligen?

**B:** (lacht) Ähm. (.) Also ich weiß natürlich nicht äh, was sie gedacht haben (**I:** Ja, klar.) aber jetzt mir gegenüber geäußert haben Sie erstmal da nichts. Man muss auch sagen, wir hatten halt durch dieses Vorbereitungsseminar hatten wir ne echt intensive und gute Einheit auch so zu Critical Whiteness. (**I:** Mhm) Äh, dann ein ganzer Tag ging irgendwie äh- also war dafür reserviert. Und ich glaube, das hat halt schon mal so ne Grundlage gesetzt, dass das äh Verhältnis mit den anderen Freiwilligen dann auch irgendwie gut war. (**I:** Mhm) Und dass sich da jetzt niemand irgendwelche groben Schnitzer (lacht) erlaubt hätte oder so. (+) (**I:** Mhm, mhm) Also ähm natürlich habe ich manchmal mitbekommen, wie dann halt doch wieder solche Verhaltensmuster einfach gegenüber ähm den Einheimischen so äh rausgekommen sind. Also gut jetzt nicht bei allen. Das waren ja über 20 Leute. Aber im ja, keine Ahnung, so: ja ne, ich will nicht ähm- ich will nicht mit diesen öffentlichen Bussen fahren. Das ist so schlimm da drin. Das ist so eng und die Ruanda stinken immer so oder so was. (**I:** Mhm) (lacht) Was natürlich nicht so cool ist, wo dann halt auch irgendwie so war: ja, okay, jetzt erinnern wir uns noch mal zurück, wie das war mit der Verallgemeinerung und mit der Wertung. (**I:** Mhm, mhm) Und äh ne? (**I:** Ja ok.) Ja, also sowas kam irgendwie ein paarmal vor, aber dann auch eher von ja gewissen äh Personen. Also es war jetzt nicht so, dass die Mehrheit irgendwie so drauf war. Es gab halt

irgendwie so ne Hand voll Leute, die es irgendwie immer noch nicht gecheckt hat so. (I: Ok, ok.) Ja und was jetzt mich anging, würde ich sagen, hatte ich eher Probleme mit, also was heißt Probleme, aber ich habe eher mitbekommen von so Gender-bezogener -bezogenen Vorfällen. (I: Mhm, ok?) Genau. Aber das- Ja. Ich mein jetzt nicht Diskriminierung im Sinne von, dass das man mal irgendwo ausgeschlossen wurde oder einem irgendwas nicht zugetraut wurde oder so, aber es war einfach anstrengend so äh im öffentlichen Raum oder so in der Freizeitgestaltung, (I: Mhm) weil ähm äh- Ja. (2) Ich weiß nicht, ich- ich hab- ich glaube, es ist halt relativ ungewöhnlich, auch was ich so jetzt von meiner Familie äh mitbekomme, wenn man sich halt so ähm als junge Frau einfach so zum Beispiel abends in irgendeiner Bar oder so aufhält. (I: Ok.) Das machen glaube ich nicht viele junge Frauen. Also vielleicht in der Hauptstadt Kigali. Da ist irgendwie alles anders. Da, wo die High Society ist, (lacht) (I: Ah ok.) die sich schon irgendwie in Verhalten und Konsum und so ähm so ziemlich an westlichen Vorbildern orientiert. (I: Mhm) Aber ähm das war auf jeden Fall dann eher ungewöhnlich, dass äh wir Frauen-Freiwillige halt auch irgendwie abends mit ausgegangen sind. Und dann- Also ich fand es teilweise schwierig, da halt mich mit Leuten anzufreunden, weil es irgendwie dann oft so war, dass die Leute irgendwie dachten, das seien jetzt Dates oder so. (lacht) (I: Ok) (I lacht) Oder was dann halt immer so sehr schnell sehr direkt wurde, wenn man irgendwie einfach nur sich nett unterhalten oder so und dann halt so: ja und du bist so schön. Und wir müssen irgendwie äh (I: Mhm) jetzt äh weiß nicht- heiraten oder keine Ahnung- ich habe noch nie jemanden aus Deutschland geküsst. Kann ich dich küssen? (lacht) (I lacht) Nein!

**I:** Ja, verstehe. (lacht) Ähm. Ist dir da diesbezüglich auch irgendwas in deinem Projekt aufgefallen? Also, keine Ahnung- Wurden da Aufgaben (.) verteilt- Ich glaub, du bist mit nem männlichen andern Freiwilligen in deinem Projekt gewesen, oder?

**B:** Ja, genau, mit [Manuel; Name geändert, S.O.].

**I:** Ja, ähm. Ich weiß nicht. (.) Wurden da Unterschiede gemacht zwischen euch?

**B:** Ich glaube eigentlich nicht. (I: Mhm) Also dadurch, dass wir halt beide- Also ich glaube, offiziell war mein Projekt für Kindergarten und sein Projekt war irgendwie für Grundschule oder so. (I: Mhm) Und wir haben halt beiden so angefangen, uns erstmal alles Mögliche anzugucken. Also wir sind dann mit irgendwelchen Lehrern und Lehrerinnen mitgegangen und haben uns deren Unterricht angeschaut. Und es hat auch echt ne Weile gedauert bis dann jeder so seine

Nische gefunden hat. (I: Mhm) Also wo man dann so gedacht hat: ja ok, hier macht es jetzt Sinn dabei zu sein, weil zum Beispiel die Grundschule ähm- da wird auf Kinyarwanda unterrichtet, also auf äh der einzigen nicht-kolonialen Sprache. (lacht) (I: Ok.) Und in der- in der Oberstufe wird halt auf Englisch unterrichtet und also von daher hats eigentlich keinen Sinn gemacht zu sagen: ja, wir helfen jetzt oder unterstützen jetzt im- im Grundschulunterricht. (I: Ja) Ähm. Weil- Also selbst wenn wir vielleicht irgendwie- Was weiß ich- (.) Die äh Matheaufgabe nochmal auf äh noch ne andere Art und Weise lösen können- Das bringt ja nichts, wenn man das den Leuten nicht erklären kann oder nur so sporadisch das erklären kann, dass sies dann am Ende nicht verstehen. (I: Mhm, mmh) Und dann hat es halt echt ne Weile gedauert bis wir so einfach was gefunden haben, was wir gedacht haben, das passt zu dem, was wir können und das passt auch mit äh dem zusammen, was jetzt schon, weil wir halt auch jetzt niemand da jetzt irgendwie den Job streitig machen wollten (I: Mhm) und halt irgendwie nur sozusagen ergänzen wollten. (I: Ja.) Aber wir hatten eigentlich beide daher sofort freie Hand (I: Mhm) und also es wurde jetzt irgendwie nicht so gesagt: Keine Ahnung, [Manuel; Name geändert, S.O.], du machst bitte- (lacht) Weiß nicht. (I: Ja.) Ingenieurwesen und Mathematik. Und [Sandra; Name geändert, S.O.], du machst Kunst, Musik und- (I: Mhm, mmh) Handwerken oder so. (+)

**I:** Ja, verstehe. Also konntet ihr euch da relativ selber frei entscheiden, wo ihr gerne mithelfen wollt.

**B:** Ja, ja. Voll, ja.

**I:** Und mmh wie war das jetzt dann jetzt so in dem Projekt wenn du mal irgendwie mmh- Wart ihr quasi fester, voller Bestandteil dieses Lehrer\*innen-Kollegiums oder wart ihr halt die Freiwilligen und habt dann auch irgendwie so was ganz anderes gemacht? Oder wurdet ihr da eher so als ähm gleichwertige ja Mitarbeitende behandelt?

**B:** Hmm. Also. (2) Als gleichwertig würde ich nicht sagen, aber jetzt auch nicht in nem negativen Sinne, sondern es gab halt einfach ähm unterschiedliche Verantwortlichkeit. (I: Mhm) Ähm. So zum Beispiel ne- Also wenn jetzt ich irgendwie krank gewesen wäre und nicht kommen konnte, dann musste halt jetzt deswegen kein Unterricht ausfallen oder so. (I: Mhm) Was aber auch gut ist. (lacht) (I: Ja, ja klar!) Und äh wir waren jetzt auch nicht äh- Wir waren schon öfter bei irgendwie so äh Kollegiumsversammlungen oder so. Aber ich denk nicht, dass wir zu jedem

Meeting im Lehrerzimmer mit dabei waren. (I: Mhm) Aber das hätte halt auch irgendwie keinen Sinn gemacht (I: Mhm), da dann irgendwie Kurspläne oder sowas zu besprechen, mit denen wir eigentlich gar nichts zu tun haben. (I: Mhm) Mmh. Aber ich hatte- Wir waren schon auf jeden Fall so Teil des Kollegiums in dem Sinne als dass wir mit den anderen interagiert haben und ähm unsere Mentorin, die wir hatten- Also das macht die GIZ so, dass man immer jemanden hat vor Ort im Projekt, der dann so die Mentorin ist. Die halt auch Lehrerin an der Schule war. Die ist super nett (I: Mhm) ähm und hat uns da immer- Also hat uns da einführt und uns da immer zu den wichtigen Sachen eingeladen und so. Ähm. (.) Ja, wir haben dann auch- also, wenn irgendwie gerade so am Ende vom Term oder so- Dann gings viel darum, dass so ähm mid-term-examinations oder sowas gedruckt wurden. Da ham wir halt auch uns mit in den Kopierraum gesetzt und irgendwie da hundertmal diese Abschlussarbeiten äh ausgedruckt und für die Leute getackert. Also einfach so Arbeit, wo es darum ging, je mehr Leute halt mitmachen, desto schneller wird man halt fertig. (I: Ja.) Und da haben wir auf jeden Fall auch mitgeholfen oder irgendwie beim Noteneintragen in den Computer der sowas. (I: Mhm, mhm) Ja.

**I:** Und dann konntet ihr so auch ähm so eure Ideen- vor allen Dingen, wenns dann so um die Freizeitgestaltung mit den älteren Schüler\*innen ging, umsetzen? Oder wurde euch da primär gewagt, was ihr- was ihr tun könnt, sollt?

**B:** Ähm, ne! Wir konnten das echt ziemlich gut umsetzen. Ich weiß gar nicht, ob- Also, ob wir es einfach gemacht haben, weil ich kann mich gar nicht so richtig erinnern- So im Nachhinein aus- aus meinem Arbeitsumfeld jetzt hätte ich vielleicht gesagt, wäre es sinnvoll gewesen, wenn wir nach dieser Hospitationszeit uns irgendwie mal getroffen hätte mit dem Team (I: Mhm) und dann so vorgestellt hätten: so Leute, ich hab mir jetzt was angeguckt. Ich könnte mir vorstellen das, das und das zu machen. Was haltet ihr davon? Und dann überlegt man, ob das sinnvoll ist oder nicht. Aber ich kann mich nicht so genau erinnern, dass so was stattgefunden hat. [Also haben wir es auch einfach gemacht. (lacht)]

**I:** [Das heißt, ihr habt es einfach gemacht. Ja, ist ja auch gut. (lacht)]

**B:** Ich meine, im Kindergarten war es eh so, dass es da nicht wirklich nen Curriculum oder so was gab. Es gab halt drei Kindergartengruppen, (I: Mhm) die auch son bisschen wie Klassen waren. Also irgendwie die Kleinen, die Mittleren und dann so ne Art Vorschule, wo die dann jedes

Jahr höher gestuft wurden. Aber da gabs halt kein- keinen Plan, was die am Ende können müssen oder so. (I: Mhm, mhm) Das war auch ja nur vormittags so zur Betreuung. Oder wenn wir da Idee hatten, haben wir das eigentlich- eigentlich mit den Kindergärtnerinnen abgesprochen (I: Mhm) oder haben das halt irgendwie dann gemacht und dann äh- Die hat- Also zumindest bei mir war das so, dass äh wir das dann einfach immer so gemacht haben. (I: Mhm) Also sie war, glaube ich, auch dann froh, dass sie halt nicht alleine mit den 30 Kindern irgendwie da sein musste (I: Mhm) und, dass auch mal jemand anders sozusagen jetzt grade, die ähm ja- die Hauptarbeit macht und sie praktisch nur dabei ist und halt sich irgendwie so um Kleinigkeiten kümmern muss irgendwie wenn ein Kind aufs Klo muss oder so mit aufs Klo gehen. Und andersrum war's dann aber auch manchmal so, dass sie irgendwie was gemacht hat, was angeleitet hat und ich war dann halt dabei und habe irgendwie gespottet, wenn zwei Kinder sich um nen Bleistift zanken oder so (lacht) und bin dann da kurz hingegangen, (+) um das zu regeln. (I: Ja) Und ähm, also was die Freizeitgestaltung angeht, habe ich halt- Also das war ja dann sowieso außerhalb des Unterrichts, auf freiwilliger Basis für die Schüler\*innen. Das heißt ähm- Das hab ich halt einfach angeboten. Ich hatte dann so nen ähm (.) ja Kunst- Kunst-AG, könnte man sagen. Also da hatte ich auch richtig Glück, weil da davor schon andere Freiwillige an der Schule gewesen sind, die extrem viel Material da gelassen haben. (I: Ok.) Ähm und als ich das irgendwann entdeckt hab, hab ich gedacht: ah ja, damit könnte man ja eigentlich noch was machen. (I: Mhm, mhm) Und dann hab ich halt diese Kunst-AG einfach ähm gegründet und dann durften die Kinder da halt hinkommen nach der Schule, egal auch aus welchen Jahrgangsstufen die waren. Also da waren Leute aus der Grundschule und Leute aus der Oberschule einfach alle, die grad Bock hatten. (I: Ja) Und da ist jetzt auch niemand äh vorbeigekommen und hat das irgendwie kontrolliert oder so. (I: Mmh) Weil äh in dem Rahmenplan halt Kunst einfach gar nicht ähm vorgesehen war. (I: Ah ja, ok.) Ja.

**I:** Wie war so das Verhältnis zu den- zu den Kindern? War- also war das eher eng, gerade wenn du dann so in der Freizeit auch viel mit denen gemacht hast, und das alles- das hört sich alles super locker an (B lacht) und so oder war da son sehr äh hierarchisches Verhältnis?

**B:** Ähm, mhm. (.) Hierarchisch- Ja, also ich muss sagen, es war schon irgendwie bisschen schwierig. (I: Mhm) Also ich glaube, das ist auf jeden Fall schnell auch ein- ein Kritikpunkt so ähm, dass ja so viele von diesen Freiwilligendienst immer so in Schulen sind oder in so Kinderbetreuung oder so und- also zumindest ich hatte halt davor auch noch nie mit Kindern oder Jugendlichen gearbeitet und dann ist halt son bisschen die Frage, wie man da äh die Beziehung

aufgebaut. Ähm. (I: Ja) Natürlich sollen die irgendwie auf einen hören (I: Mhm) aber jetzt halt auch nicht so, dass man irgendwie damit Strafen droht oder so. (I: Mhm) Das fand ich halt auch nicht cool. Also ich hab mitbekommen, dass manchmal auch in der Schule irgendwie dann zur Strafe Kinder irgendwie geschlagen wurden. Also jetzt nicht verprügelt, aber halt irgendwie so geklappt oder gedroht wurde mit so nem Stock oder so. (I: Ja.) Und das wollt ich halt auf keinen Fall machen, (I: Mhm) das bin ich halt so einfach nicht gewöhnt. (I: Ja klar.) Ähm. Aber trotzdem muss man ja dann irgendwie auch so ne gewisse Durchsetzungs- Durchsetzungsvermögen haben. Ich meine, im Kindergarten war das kein Problem, weil da war ja immer noch jemand anders anwesend (I: Mhm) so. Und ich glaub, im Kindergarten da ist es halt auch was anderes. Also die Kinder, wenn die drei Jahre alt sind oder so und man selber ist (macht Anführungszeichen mit der Hand) erwachsen (+), dann hören die halt auf einen mehr oder weniger. (lacht) (I: Mhm) Oder es ist irgendwie leichter, da dann ne Verhältnis aufzubauen, was funktioniert. Dann sehen sie einen halt als große Schwester oder was auch immer. Aber auch da gibt's dann irgendwie äh funktioniert das einfach. (I: Mhm) Mit den älteren Kindern war das äh eher schwieriger würd ich sagen, (I: Mhm) mmh weil halt auch da der Altersunterschied ja dann gar nicht mehr so groß war. (I: Mhm, stimmt.) Also durch den äh Genozid, der ja '94 war in Ruanda, ist es ähm also ist es gar nicht so, dass jetzt alle, die keine Ahnung in derselben Klasse sind, halt aus einem Jahrgang sind. Also es gab auch immer mal wieder Schüler, die waren viel, viel, viel älterer, die dann in der äh jeweiligen Klassenstufe waren. Einfach weil sie zwischendurch halt nicht zur Schule gehen konnten. (I: Mhm) Ähm genau, und dann, wenn die Kinder halt gleich alt sind oder älter als du, (lacht) ist es irgendwie schon schwierig und ja auch wenn man äh- Oder ich hatte ja jetzt nicht irgendwie- Es klingt so bescheuert aber- Also eigentlich ist es ja vor gut, dass (.) sie sozusagen von mir nicht abhängig waren. Also ich hätte jetzt irgendwie nicht ihre schulische Laufbahn irgendwie negativ beeinflussen können oder so. (I: Mhm) Oder wenn sie bei mir Scheiße bauen- Es wirkt sich halt auf nichts aus, (I: Mhm, mhm) weil ich denen ja auch kein Zeugnis gebe oder so. (I: Ja.) Aber andererseits ist es dann halt auch manchmal schwierig. Ähm. Ja, ich kann mich erinnern, dass wir einmal son Ausflug geplant hatten in ein Kunstmuseum so zum Abschluss äh des Schuljahres. (I: Mhm) Und dann war irgendwie das Problem, dass ähm von den Materialien, die- die für alle bereit standen, war- war irgendwie so ne Schere verschwunden oder so. (I: Ok) Und wir hatten nicht viele Scheren oder auf jeden Fall viele gute Schere, so große. (zeigt mit Händen Größe der Schere) (I: Mhm, mhm) Und es war halt irgendwie so die Frage: ja Scheiße, irgendjemand hat diese Schere mitgenommen und ähm was machst du jetzt? Ähm, ich kann ja jetzt nicht die Taschen von den Kindern durchsuchen oder so. Aber wir müssen halt irgendwie die Schere wiederkriegen, weil

es geht ja jetzt auch nicht, dass jemand die einfach mitnimmt, (**I:** Ja.) weil die ist ja für alle da. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Und dann hab ich halt auch irgendwie so gesagt: ja:: ähm- Also, was ich dachte, das vielleicht pädagogisch irgendwie sinnvoll ist zu sagen: ok also, wenn die Schere jetzt nicht zurückkommt, machen wir diesen Ausflug nicht. Und also irgendwie ist die Schere dann auch wieder kommen. Also irgendjemand hatte sie dann. Hat sich glaube ich auch entschuldig. Also es war nicht so, dass sie dann einfach wieder aufgetaucht ist, sondern hat mir jemand gegeben und dann irgendwie erklärt: aus Versehen eingepackt. Was auch immer, ist mir egal. (lacht) Hauptsache die Schere ist wieder da. (+) (**I:** Mhm, ja.) Ähm ja, aber das ist dann natürlich schon irgendwie schwierig mit solchen Situationen umzugehen. (**I:** Mhm, mhm) Weil darauf bereitet einen halt niemand vor.

**I:** Ja klar. Ja, was du vorhin meintest- Dieses Thema Schlagen in der Schule also als Bestrafungsmaßnahme. Ähm das- Ich habe darüber schon was gelesen in Blogs von Freiwilligen. (**B:** Mhm) Ich hab- In den letzten Semestern musste ich so ein Forschungsseminar machen und das ging auch in die Richtung Freiwilligendienste im Ausland. Ähm. Ich habe da drei Blocks analysiert und in zweien war das eben auch ganz groß Thema und ich hatte so das Gefühl, die Freiwilligen, die darüber berichtet hatten, die waren so wahnsinnig überfordert damit und wussten überhaupt nicht, was sie da jetzt mit machen sollen, weil sie könnens ja nicht ändern. Gleichzeitig entspricht es überhaupt nicht dem, was sie für richtig ähm erachten. Wie war das bei dir? Also hast du dich damit viel auseinandergesetzt oder war das eher so: ja, ist leider jetzt hier an der Schule grad so, (.) Punkt?

**B:** Ja also- Ich würd sagen, zumindest bei uns an der Schule war das jetzt auch nicht so:: krass. Also ich habs jetzt nicht so oft mitbekommen. (**I:** Mhm) Das war schon eher dann auch dann von ähm- Also standardmäßig war das eher so das letzte Mittel. (**I:** Mhm) Aber man hat jetzt nicht, sobald irgendjemand sich irgendwie daneben benommen hat, den gehauen oder so. (**I:** Mhm, mhm) Ähm. (.) Genau. Und also ich- Es entspricht halt auch irgendwie nicht meinen Wertvorstellungen oder dem, was ich äh unter guter Erziehung verstehe. Aber andererseits hab ich mir halt auch gedacht ‚ja gut, du bist jetzt aber hier zu Besuch und ähm du hast keinerlei Autorität und die Lehrer sind halt hier angestellt (**I:** Mhm) dafür, dass sie Unterricht machen und wenn das jetzt nicht gegen irgendwelche Schulregeln verstößt- Also wenn- wenn das einfach so die Kultur in dem Kollegium ist in Anführungsstrichen, da kann ich da jetzt halt auch einfach- also nicht dazwischen gehen und irgendwie da die Autorität von den Lehrern in Fragen stellen (**I:** Ja, ja.) ähm vor den Schülern oder so. Also weil- Also das würde ja alles irgendwie

nur noch schlimmer machen. (**I:** Ja.) Und also- Ja vielleicht- Ich denke mal, wenn das irgendwie- Wenn jetzt öfter ich das mitbekommen hätte von Personen, mit denen ich vielleicht auch ein persönliches Verhältnis gehabt hätte oder so, dann hätte ich vielleicht irgendwie das halt mal so- jetzt nicht in der Situation, sondern so außerhalb mal ansprechen können oder irgendwie so sagen können: ja, also- Keine Ahnung. (.) So in- In meiner Laufbahn im Kindergarten und in der Schule wurden wir eigentlich nie geschlagen. (**I:** Mhm, mhm) Und es hat auch äh so anscheinend ganz gut funktioniert. Aber ähm. (.) Ja, das war jetzt nicht so das große Thema. (**I:** Ok.) Also ja, wie gesagt, es entspricht auch nicht meinen Wertevorstellungen aber ich sah mich auch nicht in der Position da irgendwie hinzugehen und zu sagen: ey, ihr dürft aber die Kinder nicht schlagen, weil in Deutschland machen wir das auch nicht. [Und das schlecht.

**I:** [Ja, und Deutschland weiß ja wie mans macht. (hüstelt)

**B:** Dann ist halt irgendwie auch die Frage- Also klar (macht Anführungszeichen mit den Händen) gewaltfreie Erziehung (+) oder so- Aber dann halt mit so Psychodrohungen zu arbeiten- Weiß ich auch- Also (**I:** Ja, ist auch nicht so-) kann ich jetzt wissenschaftlich fundiert nicht sagen, was da besser ist, wenn man dann irgendwie nen Kind in die Ecke stellt oder so. (**I:** Ja.) Oder wenns zur Strafe dann den Klassenraum verlassen muss und erst äh nach der Pause wiederkommen darf oder so. (**I:** Mhm) Also tut zwar nicht körperlich weh, aber macht halt bestimmt trotzdem was mit der Psyche.

**I:** Ja, gewaltfrei ist es vielleicht auch nicht. (**B:** Ja.) Ja, ne spannend- Ja, auf jeden Fall auch irgendwie ein voll zwiespältiges Thema so. Hab ich auch äh ja in der Auseinandersetzung mit den Blogs gemerkt, dass da so (.) viele Gedanken aufeinandertreffen. Ähm, ja. (2) Ähm, genau und weil wir ja vorhin schon so ein bisschen über die Positionen gesprochen haben, die du dann vielleicht auch äh in deinem Projekt mit den anderen Mitarbeitenden oder so eingenommen hast- Ein ähnliches Thema- Und zwar ähm- Das ist jetzt schon ein bisschen abstrakter (lacht) (**B** lacht), aber welchen sozialen Gruppen hast du dich in deiner Zeit dort zugehörig gefühlt? Beziehungsweise von welchem hast du dich ausgeschlossen gefühlt oder wolltest du dich auch abgrenzen. Ähm. (.) Als kleinen Denkanstoß, weil du vor allem zum Beispiel meintest, dass du klar als die deutsche Freiwillige ähm wahrgenommen wurdest. Das heißt, du wurdest offensichtlich als deutsche Personen identifiziert und wurdest dieser Gruppe zugerechnet. Gabs da vielleicht noch andere ähm ja soziale Gruppen, wo das der Fall war?

**B:** Zu denen ich hinzugezählt wurde oder-

**I:** Sowohl als auch. Ähm, (2) ja.

**B:** Lass mich mal nachdenken. Also so deutsche Freiwilliger war auf jeden Fall eine Gruppe, zu der ich und auch andere dazugezählt wurden und auch selber dazu gezählt haben. (**I:** Mhm) Eben dadurch, dass wir alle in Projekten waren, was davor schon Freiwillig gab, was auch für die Leute da nichts Neues. (**I:** Mhm, mhm) Und ähm genau, es gab da irgendwie schon auch so ne äh eigene Kultur oder so, (**I:** Mhm) kann man sagen. Also ähm zumindest die Freiwilligen in Kigali in der Hauptstadt haben auch immer dann in WGs so mit jungen Ruanda\*innen gewohnt, die halt auch schon mit ihren Vorgängern in WGs gewohnt haben. Also da gab es dann irgendwie so ne Blase. (**I:** Mhm) Und manche von den Freiwilligen von vor fünf Jahren sind da dann irgendwie auch wieder gekommen und so. Also das war irgendwie- Ja, das war alles relativ eng miteinander verwoben da dieses- dieser ganze Freiwilligenhaufen. (**I:** Ja, ja.) Ähm. Andererseits- Also das kennt man ja auch viel von so Freiwilligendiensten, dass man dann so auf der Straße irgendwie bezeichnet wird. Halt als was auch immer dann das äh Wort ist- Irgendwie reicher, *weißer* Europäer oder so. (**I:** Mhm, mhm) Also in Ruanda ist das Wort dafür Muzungu. (**I:** Mhm) Ähm. Und äh- Also das ist mir auf jeden Fall auch oft passiert. [Und da hab ich-

**I:** [Das heißt, du wurdest also auch als *weiße* Person wahrgenommen?

**B:** Ähm. Ja, es ist halt ein bisschen schwer zu sagen. Also ich mein, weiß an sich ist ja auch ähm- Wenn man sich Rassismus als äh gesellschaftliches Konstrukt anschaut, hat es ja nicht so viel mit äh der Hautfarbe oder Äußerlichkeiten zu tun. (**I:** Ne! Ne, natürlich.) Also ich versuche auch immer dann Leuten zu sagen: ja, also jetzt im Winter, wo ich seit Ewigkeiten die Sonne nicht mehr gesehen habe, ist mein Gesicht blasser als deins, wenn du aus dem Spanien-Urlaub zurück kommst. (lacht)

**I:** Mhm, mhm. Ja klar, da steht- steckt ganz viel Konstruktion dahinter und Assoziationen, was damit dann einhergeht. Genau.

**B:** Ja genau. Aber also deswegen- Es ist halt ein bisschen- Ja- (.) Muzungu ist irgendwie son

bisschen in Ruanda- Also einfach übersetzt wär das einfach *weiß*. (I: Mhm) Aber im Prinzip impliziertes es halt irgendwie so reicher, privilegierter Mensch aus Europa. (lacht) (I: Mhm, mhm) Ähm. Weil- Also zumindest wurde uns das so erklärt, dass halt auch äh Ruander aus der Diaspora oder so- Wenn die nach Ruanda kommen zurück und dann auf einmal so dicke Autos fahren und so ganz viel Schmuck haben, (I: Ah ok.) teure Anzüge, dass die dann auch als Muzungu bezeichnet werden können. (I: Ok.) Ähm. Andererseits gibt es aber auch auf jeden Fall ähm den Namen Kasungu, (I: Mhm) was die Verniedlichungsform ist von Muzungu. Also in Ruanda sind irgendwie, was bei uns die Nachsilben sind, das ist bei denen irgendwie die Vorsilbe. Also von Mu zu Ka ist irgendwie kleiner Muzungu. (I: Mhm) Und das haben oft Leuten als Name, die halt irgendwie bei ihrer Geburt so nicht ganz so dunkle Haut hatten. (I: Ok.) Also es hat wohl (lacht) doch irgendwas mit der Hautfarbe zu tun. (+) (I: Ja.) Ja. Aber ja, ich wurde da auf jeden Fall auch mit dazu gerechnet. (lacht)

**I:** Zu welchem von beiden jetzt?

**B:** Äh, zu- zu den Muzungus. Äh. (I: Mhm) (lacht) Zu den Muzungu-Freiwilligen. (+) (I: Ja. Ja, ja.) Ja. Aber da sieht man halt auch, dass das ja eben doch nicht nur was mit dem Aussehen- jetzt (macht Anführungszeichen mit den Händen) biologischen Aussehen (+) zu tun hat, (I: Mhm) sondern halt tatsächlich eher wie bewegt man sich fort, wie verhält man sich, wie redet man, was für ne Sprache redet man (I: Mhm). Man merkt halt einfach, dass ich nicht dort aufgewachsen bin (I: Ja.) und viel mehr Privilegien habe als die Einheimischen. (I: Mhm) Ja und ansonsten- Also ich hatte halt voll Glück, dass in der Stadt, in der ich war, in (Kigare?), so voll viele Studierende waren. Das ist ähm- Inzwischen ist es nicht mehr so. Aber damals war es so, dass die staatliche Uni von Ruanda eigentlich ausschließlich in dieser Stadt war. (I: Mhm) Das heißt, da gab's halt einfach sehr viele junge Leute und es hat dann halt so den Anschluss äh relativ vereinfacht. Auch wenn viele davon immer dachten, dass sie jetzt Dates mit mir hätten. (lacht) (I lacht) Aber das war halt einfach ganz cool, dass äh da- da eigentlich gleichaltrige Leute waren, die auch äh zum ersten Mal weg von zu Hause waren. Ja vielleicht nicht das erste Mal. Es gibt viele Boarding Schools in Ruanda. Also wahrscheinlich waren sie davor auch schon mal von zu Hause weg. Aber halt so, ne, sie sind jetzt an der Uni und fangen jetzt so neuen Lebensabschnitt an und mit- Also da konnten wir dann halt relativ gut Anschluss finden (I: Mhm, mhm) und haben dann einfach viel äh mit den Studierenden da gemacht, so im Freundeskreis.

**I:** Das heißt, da hat sich halt auch viel dann so über das ähnliche Alter ergeben und ne (.) relativ ähnliche Lebenssituation irgendwie, dass man da gut Anschluss finden konnte?

**B:** Ja, genau und auf jeden Fall auch über die Sprache. (**I:** Ah ja.) Ähm, weil also es gab vor 15 Jahren oder so, würd ich sagen, gab es in Ruanda diese Reform, dass sie die ähm- die Amtssprachen geändert haben. (**I:** Mhm) Also Ruanda war ja mal ne belgische Kolonie. (**I:** Mhm) Davor wars ne deutsche aber nicht so lange. Ähm. Und dann nach dem (lacht) Ersten Weltkrieg wars ne belgische Kolonie (+) und deswegen war die Amtssprache eigentlich Französisch. (**I:** Mhm) Und dann haben sie 2006 gesagt, dass jetzt ähm die Amtssprache neben Kinyarwanda, was zum Glück auch noch Ansprache ist, (**I:** Mhm) ähm äh aber dass die andere Amtssprache jetzt äh Englisch sein soll. (**I:** Ok) Beziehungsweise ich glaube, jetzt sind einfach Kinyarwanda, Englisch und Französisch Amtssprachen aber die Schulsprache wurde auf Englisch geändert. (**I:** Ok.) Weil sie eben auch gesehen haben, dass äh das einfacher ist mit dem Anschluss an die Nachbarländer ähm, weil zumindest Uganda und Kenia ja mal englische Kolonie waren. (**I:** Mhm) Und sie halt mehr wirtschaftlich mit denen machen wollten als jetzt äh mit den frankophonen Ländern Burundi und Demokratische Republik Kongo. (**I:** Mhm) Weil da halt- Also wirtschaftlich sind die halt total anders aufgestellt und die wollten sich dann eher Richtung Kenia und Uganda orientieren und haben gesagt, jetzt lernen wir alle Englisch in der Schule. (**I:** Mhm) Und äh entsprechend sind halt so die Leute aus meiner Generation äh auch viel fühlen sich viel wohler damit ähm, wenn man jetzt eben nicht auf Kinyarwanda sich unterhalten kann, dann auf Englisch sprechen. (**I:** Ok, mhm.) Wohingegen die ältere Generation halt alle noch so mega gut Französisch können. (**I:** Mhm) (lacht) Aber das konnte ich halt nicht so mega gut. (+) (**I:** lacht) (**I:** Ja) Und natürlich ist es dann einfacher, wenn man halt Leute findet in ähnlichem Alter, mit denen man sich einfach auf Englisch unterhalten kann. (lacht) (**I:** Mhm, ok, ok.)

**I:** Aber Kinyarwanda ist so im Alltag auf der Straße grundsätzlich tendenziell erstmal die Sprache, die gesprochen wird? Oder ist es-

**B:** Ja! (**I:** Ok.) Ja, auf jeden Fall. Also das wär natürlich am allerbesten gewesen, wenn ich einfach mega gut Kinyarwanda gelernt hätte. Das haben auch Leute geschafft, (**I:** Ok.) aber irgendwie muss man dafür, glaub ich, echt in- in ne- Also alle, die ich kenne, die das richtig gut konnten, ham halt äh eher in so kleinen Dörfern gelebt, (**I:** Mhm) was halt einfach nicht die Möglichkeit gab auf Fremdsprachen auszuweichen. (**I:** Ja, was dann-) Dadurch, dass wir in so ner Unistadt

mit lauter jungen Studenten gelebt haben, die sich halt auch äh gefreut haben, dass sie mal ihr Englisch außerhalb von der Schule und der Uni benutzen können für Konversation- (I: Ja.) Da waren wir da so ein bisschen faul würde ich sagen. (I: Verstehe ich voll.) Aber ich hab sehr gutes Kindergarten- Kindergarten-Kinyarwanda mit Dreijährigen gelernt. (lacht)

**I:** Ja, das ist auch was. (lacht) Ja, ähm. (2) Gabs sonst irgendwie so ähm Dinge von wegen Zugehörigkeit, Ausschluss? Ich hab jetzt auch in der vorangegangenen Forschung öfter gelesen, dass so Freiwillige sich häufig oder extrem von Touristen abgegrenzt haben und meinten: wir machen hier was ganz anderes. Äh wir wollen damit nichts zu tun haben, einfach nur so touristisch das Land zu bereisen, sondern wir wollen hier irgendwie versuchen, möglichst tief in die Gesellschaft einzudringen. (I: Mmh!) Und so. War das bei dir auch irgendwie 'n Ding oder hat das eigentlich keine Rolle gespielt?

**B:** Mmh, doch ich denk schon, ja. Wir sind auch immer mal wieder- ham wir so Gruppen getroffen, tatsächlich auch teilweise aus Deutschland, so Reisegruppen, (I: Mhm) die da halt für so Kurzzeit-Projekte irgendwie waren. (I: Mhm) Und äh eine hat uns auf jeden Fall dann auch mal mitgenommen. Das war irgendwie so ne- so ein kirchliches Projekt, glaub ich. Und die ham dann irgendwie ähm Geld gespendet für- für son Gesundheitszentrum und da waren wir noch relativ neu da und hatten eh nichts zu tun. Ja ok, äh klar, wenn ihr wollt, dann kommen wir einfach mit so und gucken uns das auch mal an. (I: Mhm) Aber ja, genau. Also da ham wir uns auf jeden Fall schon auch irgendwie abgegrenzt. Ähm. Also einerseits halt von- von touristischen äh Besuchern, (I: Mhm) aber auch von diesem ähm ja Kurzzeit-Entwicklungshilfe-Touren. (I: Mhm, mhm) Ähm, weil wir halt schon irgendwie das Gefühl hatten, durch äh unsere Vorbereitung von der GIZ, was ja wirklich viel darum ging eben (lacht): ja ganz ehrlich, die Leute kommen auch ohne euch klar. (+) (I: Ja.) Und Weltwärts ist halt irgendwie viel, viel, viel mehr für euch als ähm- Also die Arbeit, die ihr da macht, hilft euch am Ende viel mehr, als den Leuten vor Ort. (I: Mhm, mhm) Und eigentlich gehts darum, aus dem Gelernten dann irgendwie später was zu machen, wenn ihr wieder in Deutschland seid. (I: Mhm) Ähm, das hatten wir halt schon so verinnerlicht und ähm da haben wir uns dann auch, glaub ich, abgegrenzt zu so anderen ja Entwicklungshilfeprojekten oder so, wo dann halt irgendwelche Leute, die gar keine Ahnung von dem Land hatten, da halt mal eben hingeflogen sind und ja da eine Wochen waren, für irgendwelche Schulen 50 Computer gekauft haben (lacht) und wieder gegangen sind oder so. (+) (I: Ja.) Also da haben wir schon auch so gedacht: ne da- also so kann das ja nicht funktionieren. (lacht) (I: Ja)

**I:** Und wenn ihr dann selber so im Land unterwegs wart, hat man euch dann als Tourist\*innen wahrgenommen oder- Also ja, wahrscheinlich wusste man jetzt nicht von vornherein, dass ihr Freiwillige wart, wenn man euch nicht kannte. (B lacht) Aber weißt du- oder kannst du einschätzen- (.) Wart ihr da dann Tourist\*innen für diese Leute?

**B:** Mmh. (.) Ja, schwer zu sagen. Also wahrscheinlich, wenn man uns nur so gesehen hat, wahrscheinlich schon. Allein dadurch, dass äh wir halt alle in dieser schönen ähm Backpacker- (lacht) äh Aufmachung durch die Gegend gelaufen sind. (+) (**I:** Mhm) Es ist halt auch einfach praktisch ne, mit diesen fetten Rucksäcken (**I:** Ja.) (I lacht) kannst du super gut Motorradtaxi fahren. Besser als mit nem Rollkoffer oder so. (lacht) (**I:** I see.) Ähm, aber das war halt so voll ungewöhnlich- einfach schon die Art und Weise, wie wir unser Gepäck transportiert haben, weil- (**I:** Mhm) irgendwie keine Ahnung- Die Leute in Ruanda machen das einfach irgendwie anders. Die ham einfach so riesige Taschen, (zeigt Größe der Taschen mit Händen) die die dann irgendwie schleppen (**I:** Mhm) oder aufm Kopf tragen oder so. (**I:** Mhm) Oder die ham einfach kein Gepäck. Ich bin immer wieder erstaunt, wenn so Familienbesuch jetzt bei meiner Verwandtschaft irgendwie kommt und die Frauen ham einfach nur ne Handtasche dabei. Und die übernachten da aber zweimal. (**I:** Ok) Wo sind eure Sachen?! (fragende Geste) (lacht) (I lacht) Wo hast du jetzt dieses Kleid auf einmal her? (lacht) War das ganze Outfit in deiner Handtasche? Wie hast du das gemacht? (+) (**I:** Boa, ja) Ich musste einen Handgepäckkoffer mitnehmen. (**I:** Ja.) Ähm also allein dadurch sind wir halt auf jeden Fall schon aufgefallen. Aber ich denke schon auch, dass- Also bei- Mehr oder weniger ham wir alle auch Kinyarwanda gelernt und wenn man sich dann halt auf der Landessprache mit den Leuten unterhält, dann ham sie halt schon auch gemerkt: ja ok, wir sind jetzt nicht erst seit vorgestern da oder so. (**I:** Mhm) Und ich konnte dann auch zum Ende relativ gutes Kinyarwanda sprechen. Also für so Small Talk und so hats gereicht. (**I:** Mhm) Und dann ähm war das halt auch irgendwie glaubhaft, dass irgendwie sagen konnte: nö, ich bin seit zehn Monaten hier oder so und ich arbeite da und da. (**I:** Ja.) Genau aber so auf den ersten Blick, würd ich sagen, sahen wir einfach- Also immer aus- Zumindest auch, wenn in der Gruppe unterwegs gewesen sind, weil dann ham wir uns auch auf Deutsch unterhalten. (**I:** Mhm) So ähm ja.

**I:** Hat dich das gestört? Ähm also ähm- Oder war dir das ein Bedürfnis, dann möglichst schnell zu sagen: ne Leute, wir sind jetzt hier nicht nur Touristen. Oder wars dir im Endeffekt egal, was andere Leute dachten?

**B:** (langes Ausatmen) (3) Hmm. (2) Ich weiß nicht, obs mich gestört hat. Ja, doch, also teilweise schon. Weil- Also- Ja doch, grade so- also grade in so Alltagssituationen- Es ist halt irgendwie- Oder fand ichs äh blöd dann als Tourist äh markiert zu werden oder als Touristin, wenn es irgendwie darum ging, aufm Markt irgendwie einzukaufen oder so. Das ist ja auch immer son klassisches Thema, dass man dann auf den Markt geht und so handeln muss. (**I:** Mhm) Und dann kriegt man immer nen viel zu hohen Preis gesagt. (**I:** Mhm) Und dann: ne, aber ich weiß, dass es eigentlich nur so und so viel kostet. (**I:** Aha.) Wollt ihr mich verarschen? Ich bin doch schon Monate hier, das ist völlig übertrieben. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Ähm genau und da ham wir dann auch irgendwie darauf bestanden oder so lange gehandelt bis wir halt dann nen halbwegs ähnlichen Preis bezahlt ham, wie die Einheimischen. (**I:** Mmh, mhm) Mmh und ja also genau. In der Situation war das dann schon irgendwie wichtig zu sagen: ne, aber wir sind ja jetzt hier keine reichen Touristen, die man jetzt abziehen kann. Wir wissen ja, wie der Hase läuft. (I lacht) Eigentlich kostet das hier nur 30 Cent und nicht fünf Euro. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Ähm ja. (2) Ja. Das mach ich inzwischen aber auch nicht mehr so. Also, da ist es dann eher so, wenn ich grad Zeit hab und Lust hab, mich in dieses Verhandlungsgespräch zu stürzen, mach ich das. (**I:** Mhm) Aber manchmal denk ich mir halt auch so ‚ja, ok, dann hab ich jetzt halt dreimal so viel bezahlt. Es ist trotzdem nur ‘n Euro. Die Leute freuen sich (**I:** Ja.) und können jetzt irgendwie, keine Ahnung, Süßigkeiten für ihre Kinder kaufen und mir hats aber auch nicht weh getan. Ich bin jetzt für 600 Euro hierhergefliegen. (lacht) (**I:** Mhm, ja stimmt.) Da kommts auf diesen Euro jetzt auch nicht mehr an. (+) (**I:** Mhm) Aber das war damals irgendwie noch son bisschen anders. Ja, weil da gings ja auch viel dann darum eben diese Abgrenzung zu machen so: ja ne, wir sind ja länger hier und wir sind ja auch Teil der Gesellschaft und (**I:** Mhm) ähm werden dann einfach auch so- Also wir leben ja hier und dann müssen wir ja auch gleich behandelt werden. (**I:** Ok) Ja.

**I:** Ja spannend. Ähm. Ja, dann hätte ich abschließend noch eine letzte Frage und die ist auch wieder so ein bisschen abstrakter, reflexiver. Und zwar ähm würd mich interessieren, mit welchem Aspekt deiner Identität du dich in dem Ausland besonders beschäftigt hast oder ähm wie du dich selber wahrgenommen hast, was für ja Punkte da vielleicht in den Vordergrund getreten sind.

**B:** Hmm. Ok, das ist natürlich jetzt die allerwichtigste Frage offensichtlicher Weise. (lacht) Wahrscheinlich werden wir für diese Frage jetzt eine Stunde brauchen und für alle anderen Fragen haben wir insgesamt eine Stunde gebraucht. (lacht)

**I:** (lacht) Ja, ich weiß, es ist ne sehr große Frage. Ähm. Vielleicht fällt dir einfach spontan so ein Aspekt ein, an dem wir (.) anfangen können.

**B:** Mhm. Ja, also ich mein, es ist natürlich schon jetzt bei mir zumindest relativ offensichtlich dadurch, dass ich ja auch in dem Land, wo die Hälfte meiner Familie herkommt, ähm hat es auf jeden Fall auch dann da mit reingespielt und dann dazu beigetragen, dass ich mich einfach mit dieser- diesem familiären Hintergrund zum ersten Mal richtig beschäftigt hatte. (**I:** Mhm) Ähm. Eben dadurch, dass äh ich mit meiner Mutter aufgewachsen bin und äh meinen Vater davor nie getroffen hatte, (**I:** Mhm) ähm war das dann natürlich schon- also erstmal äh cool einfach in dem Land zu sein, aus dem er gekommen ist und dann so zu denken: ach ja, ok. Jetzt bin ich in der Hauptstadt. Hier hat der irgendwie diesen und jenen Job gehabt, hier war er wohl auch mal. (lacht) (**I:** Mhm) Oder: ah ok, also so sehen die Straßen hier aus oder die man dann- oder die er dann täglich zur Arbeit gefahren ist oder sowas. (**I:** Mhm) Ähm und genau- Also am Anfang habe ich auch äh den Leuten vor Ort jetzt nicht direkt auf die Nase gebunden, dass ich nen Vater aus Ruanda hab. (**I:** Mhm) Ähm weil ich irgendwie so dachte- Ich mein, ähnlich wie in Deutschland- es geht halt auch hier niemanden was an so als erste Frage irgendwie: woher kommst du? Mein Vater ist aus Ruanda. Ah, deswegen! Ok! (lacht) (**I:** Mhm) Und also das hab ich in Ruanda ganz ähnlich gehandhabt so. (**I:** Mhm) Ähm. Aber so nach ner Zeit, wo ich dann halt da auch wirklich Leute kennengelernt hab, mit denen ich mich angefreundet hatte und so, hab ich denen das auch äh erzählt, dass ich halt Familie aus Ruanda hab. Und spätestens ab dem Zeitpunkt, wo ich dann halt Kontakt aufgenommen hatte zu meinen Verwandten dort (**I:** Mhm) ähm genau war das dann irgendwie- war ich sozusagen geoutet. (lacht) (I lacht) Und äh das war dann auf jeden Fall auch voll cool. Ähm. Von daher, ja, jetzt ist es halt- Also es vereinfacht es natürlich für mich dann immer son bisschen auch rauszukommen aus dieser Touristen-Schublade oder so, weil ich dann auch einfach immer sagen konnte: ja, aber ich bin auch Ruanderin. (lacht) (I lacht) Bin zwar nicht hier groß geworden, aber ich bin auch Ruanderin. (**I:** Ja.) Und dann so: wa::s, hä ne! Mein Vater ist aus Ruanda. Achso! Ja dann auf jede Fall. Weil in Ruanda ist das halt auch so ganz strickt einfach so ähm- Es gibt 'n Geburtsrecht? Heißt das Geburtsrecht? Oder Blutsrecht? Also auf jeden Fall, was deine Eltern sind, bist du auf jeden Fall auch, egal, wo du geboren bist und wo du aufgewachsen bist. Wenn dein Vater Ruander war, bist du auch Ruanderin. (**I:** Ok.) So.

**I:** Ist das- Ist das- das vom- vom Gedanken her so oder wie ist das offiziell mit der Staatsbürgerschaft?

**B:** Ähm. Sowohl als auch. Also vom Gedanken her auf jeden Fall. Also meine- meine Familie da äh hat mich auch irgendwie sofort irgendwie anerkannt, so äh nach dem Motto: ja, du bist halt irgendwie sein Kind und auf jeden Fall bist du jetzt Teil von dieser Familie auch wenn wir uns alle noch nie gesehen haben. (lacht) (**I:** Mhm, mhm) Ähm. Und ham dann irgendwie sogar zu mir irgendwie gesagt: ja und es tut uns so leid uns sag auch deiner Mutter, dass es uns so leid tut, dass er nicht da war für eure Familie und dass du ohne ihn aufwachsen musstest. (lacht) Ja Leute. (+) Macht euch da nicht zu große Sorgen. Das ist nicht so ungewöhnlich mit nur einem Elternteil aufzuwachsen in Deutschland und es ist nett, dass ihr euch da jetzt irgendwie Sorgen macht (**I:** Mhm) und euch da irgendwie entschuldigt, aber wir hams hinbekommen. Ähm. Ja und tatsächlich ist es auch von ruandischem Recht her so- Das ist ja genauso eigentlich auch, wie in Deutschland, ne? Wenn ein Elternteil deutsch ist, bist du erstmal auch deutsch und in Ruanda ist es genauso. (**I:** Mhm) Was irgendwie ganz praktisch ist, weil dann Deutschland mich jetzt irgendwie nicht zwingen kann, mich zu entscheiden ähm (**I:** Ah ja.) welche Staatsbürgerschaft ich haben will, weil Deutschland kann mir halt die deutsche nicht wegnehmen, weil ich aus einem deutschen Uterus rausgepresst wurde und daran ist nichts zu rütteln. (lacht) (I lacht) Man muss noch nicht mal nen DNA-Test machen oder sowas. (**I:** Ja.) (I lacht.) Aber sie können jetzt halt auch nicht leugnen, wer mein Vater ist so. (**I:** Mhm, mhm, ja.) Und also, ja- Das wurde jetzt halt von sozusagen von beiden Seiten einfach vererbt. (**I:** Mhm) Ähm. (.) Ja. Genau, also das hat auf jeden Fall- Das hat schon so nen großen Teil zu meiner Entwicklung beigetragen, würd ich sagen. (**I:** Mhm, mhm) Und es hat auch äh ja mich nachhaltig geprägt einfach dadurch, dass ich ja jetzt immer noch Kontakt äh dort hab zu meinen Verwandten und versuche so wenigstens alle zwei Jahre äh sie zu besuchen. (**I:** Mhm) Genau, also das hat auf jeden Fall so ein Teil von meinem Leben äh praktisch erstmal aufgemacht, dens davor einfach nicht gab. (**I:** Mhm). Ähm. Und- Ja, aber auch generell. Also das war jetzt wirklich spezifisch auf den Aufenthalt in Ruanda bezogen und generell einfach dieses ganze Freiwilligendienst-Drumherum und so (**I:** Mhm) hat auf jeden Fall auch äh voll viel dazu beigetragen ähm- Und das werden wahrscheinlich auch äh andere Leute, (lacht) die du befragst, so erzählen, (+) weil- zumindest aus dem Grund hat sich ja auch Weltwärts in Color, die Gruppe, geformt- sich halt mit der eigenen Identität als Person of Color in Deutschland auseinanderzusetzen. (**I:** Mhm, mhm) Weils das- zumindest ähm bei mir davor in der Schulzeit war es nicht so wirklich Thema. (Ok) Also eigentlich schon hintergründig aber äh halt nicht, dass man irgendwie das Vokabular

davon hätte, um das alles zu benennen und zu analysieren und zu verstehen, (I: Mhm) was eigentlich passiert. (I: Mhm, ok.)

**I:** Ist das dann in den Vorbereitungsseminaren gekommen oder während der Zeit oder jetzt im Nachhinein mit der Initiative Weltwärts in Color oder wodurch hat sich dann auch ja die Sprache entwickelt, das zu benennen und das zu verstehen, was da (2) ähm passiert.

**B:** Auf jeden Fall- Also es wurde schon alles angestoßen in dem Vorbereitungsseminar. Wobei das Vorbereitungsseminar war ja auch Critical Whiteness. (lacht) (I lacht) Das war auch äh ein ähm- ein Mitgrund, als dann Weltwärts in Color sich gegründet hat, dass wir irgendwie gesagt haben ‚ja ok, es ist ja auf jeden Fall schon mal ‘n guter Schritt in die richtige Richtung, dass bei so Freiwilligendiensten als Vorbereitung auch Rassismus und Kolonialismus thematisiert werden, (I: Mhm) aber es macht halt- Also es ist halt wieder zu kurz gedacht, wenn man dann davon ausgeht, dass alle Freiwilligen, die hier dabei sind, halt ne Critical Whiteness Einheit brauchen, (lacht) (I: Mhm) weil es nur *weiße* Freiwillige gibt, die weltwärts machen. (I: Ja, ja.) Ähm. Aber wir hatten voll Glück, weil ähm das Trainerduo, das das gemacht hat, äh da war halt selber auch einer ähm- ein PoC dabei, der dann am Ende von dem Tag praktisch uns PoC irgendwie nochmal so zusammen gerufen hat und so gemeint hat: (lacht) ja, äh Leute, wie geht’s euch denn jetzt eigentlich grade so? (+) Weil- Also dieses Critical Whiteness war schon super interessant. Ich hab ja auch davor noch nie davon gehört. Und ähm- Auch wenns jetzt sozusagen aus der (macht Anführungszeichen mit der Hand) falschen (+) Perspektive war, wurden ja trotzdem extrem viele Mechanismen und Verhaltensmuster und äh strukturelle Gegeben- Gegebenheiten dadurch für mich zum ersten Mal zugänglich gemacht. (I: Ja) Und ich hab natürlich schon verstanden: Ah, ok. Also äh, was weiß ich, dass mich halt irgendwie ständig Leute fragen, wo ich herkomme oder warum ich so gut Deutsch spreche oder so- Damit hats was zu tun. (I: Mhm) Ähm und deswegen war es dann auch voll gut, dass er dann irgendwie noch mal diese äh kleine Session mit uns da gemacht hat äh, weil auch- Also für viele wars halt wirklich so das erste Mal, dass sie damit so konfrontiert wurden und sozusagen ne Erklärung bekommen haben oder so die einzelnen Sachen auf einmal miteinander verknüpfen konnten, (I: Mhm) die sie davor immer nur so als: ja, das war halt so ne lästige, einmalige Geschichte (I: Mhm) oder so eingeordnet hatten. (I: Ok.) Genau. Von daher war das- Also das war auf jeden Fall schon so voll wichtig dafür aber dann auch, dass wir danach diese Gruppe gegründet haben, (I: Mhm) weil wir dann halt auch ähm so auf verschiedenen Empowerment-Workshops nochmal waren, weil ja ursprünglich- Also wir ham ja auch selber dann Empowerment-Workshops dann im

weltwärts-Kontext gegeben und fanden aber auch: wir können da jetzt nicht einfach hingehen und das machen. Wir sollten vielleicht erstmal selber so nen Empowerment-Workshop mitgemacht haben, (I: Mhm) um äh halt selber darauf vorbereitet zu sein und so. Und äh dadurch habe ich mich dann immer weiter einfach mit Rassismus und ähm (.) ja Diskriminierung auseinandergesetzt. (I: Mhm) (2) Ja genau. Aber- Ja.

**I:** Mhm. Waren das dann auch äh, also die Leute auf einem Vorbereitungsseminar, die Leute, die dann auch äh Weltwärts in Color gegründet haben? Oder kamen die von verschiedenen Organisationen? Das habe ich, ehrlich gesagt, grade nicht im Kopf.

**B:** Mhm. Ähm die- die beiden, die das ursprünglich gegründet haben, waren auch beide mit mir auf Vorbereitungsseminar tatsächlich. (I: Ah ja, ok.) Die eine kannte ich sogar aus nem andern Kontext ähm schon davor. (I: Mhm) Und es war aber so- Also äh die Vorbereitungsseminare waren länderübergreifend. Also ich war jetzt nicht mit denen auch im weltwärts-Dienst, sondern wir hatten halt diese zehn Tage zusammen (I: Mhm) und die beiden sind dann gemeinsam in Kamerun gewesen. (I: Mhm) Und ich war dann halt in Ruanda und hab da einfach so mein Ding gemacht und als dann weltwärts vorbei war und auch die Nachbereitungseminare vorbei waren äh, ham die dann halt mich und die anderen PoCs, die bei dem Vorbereitungsseminar dabei waren, kontaktiert und meinten so: ja, wir ham uns überlegt, dass wir diese Gruppe gründen wollen. Oder einfach erstmal: wir ham uns überlegt, dass wir uns mal treffen und einfach- und vielleicht nen Raum für Austausch äh (I: Ja) eröffnen wollen. Also ich glaube nicht, dass sie direkt gesagt haben: lass uns diese Gruppe gründen und (lacht) Empowerment-Seminar anbieten. (+) (I: Ja.) Aber sie meinten halt, sie haben sich halt erinnert an unser gemeinsames Treffen bei diesem Vorbereitungsseminar und meinten halt für die äh zu zweit war es halt voll hilfreich, dass sie nicht alleine äh, als einzige PoC in Kamerun waren, sondern halt immer die andere Person hatten, mit der sie sich dann austauschen konnten. (I: Mhm) Und meinten deswegen, ob wir Lust hätten, dass wir uns alle irgendwie nochmal so treffen und gemeinsam so das Jahr Revue passieren lassen. (I: Mhm, mhm) Ja. Genau. Und da kamen dann halt auch irgendwie relativ schnell noch andere Leute dazu. Also dadurch, dass wir dann halt alle irgendwie studiert haben oder so, kannte man dann über die Uni Leute, die- vielleicht nicht weltwärts aber auch irgendwie nen Freiwilligendienst gemacht haben, (I: Ja.) auch mit anderen Organisationen oder so. Aber- (I: Mhm) Ja, es ging praktisch alles erstmal mit dieser- mit dieser einen Gruppe von dem GIZ-Vorbereitungsseminar los.

**I:** Cool. (.) Voll schön. Ähm. (.) Ja, nochmal kurz zu der letzten Frage zurück, weil du ganz am Anfang oder relativ zu Beginn meintest so, dass du halt vor allen Dingen so mit ähm Gender-basierter Diskriminierung zu kämpfen hattest. Hast du dir da irgendwie dann irgendwie im weiteren Verlauf auch noch Gedanken so zu gemacht? Wie so deine Position als Frau in der Gesellschaft- sei es jetzt dort oder hier- irgendwie ähm- (3) Ja, wie Du die siehst oder was es bedeuten kann, was es heißen kann?

**B:** Hmm. Also Gedanken dazu gemacht hab ich mir auf jeden Fall. (**I:** Mhm) Es sind halt irgendwie- Je nachdem, wo man ist, sind das halt so ganz andere Aspekte, hab ich so das Gefühl. (**I:** Mhm) Also in Ruanda wars halt irgendwie mehr so auf sexualisierter Ebene. (**I:** Mhm) Und also jetzt in Deutschland hab ich glücklicherweise dieses Problem nicht. (**I:** Mhm) Also ich- ich kenn viele Freundin von mir, die- denen ständig irgendwie hinterher gecatcalled wird oder so oder einfach so mega random Anmachsprüche irgendwie kommen. (**I:** Mhm) Und ich weiß nicht- Vielleicht habe ich da auch irgendwie, sagen wir mal Glück, dass ich irgendwie nicht dem (macht Anführungszeichen mit der Hand) Beuteschema (+) von solchen dummen Männern entspreche oder so, (**I:** Mhm) dass ich da (lacht) einfach übersehen werde. (+) Ähm ja. Also jetzt in Deutschland mach ich mir tatsächlich eher so Gedanken über meine Rolle als Frau in einem (lacht) naturwissenschaftlichen Berufsfeld. (+) (**I:** Mhm, mhm. Auch spannend, ja.) Ja. Ähm, weil das ist da dann eher so äh ja, das Nadelöhr, dass es halt relativ ungewöhnlich ist oder eigentlich bei uns nicht aber zumindest die allgemeine Wahrnehmung ist halt irgendwie so: Frauen in den Naturwissenschaften, das ist irgendwie ähm weird oder so. Und wenn man sich anguckt, wer Nobelpreise bekommt et cetera, ist äh da auch- da auch noch einiges an Arbeit zu machen, obwohl tatsächlich, wenn man sich anschaut ähm- Die Studienanfängerzahlen oder so, zumindest in Biochemie, was ja auch noch so in Richtung Biologie geht und deswegen vielleicht nicht ganz so hardcore männlich wahrgenommen wird, wie jetzt Chemie oder was weiß ich (.) (**I:** Mhm) Ingenieur für irgendwas (lacht) oder so. (+) (**I:** Ja.) Ähm, wars bei uns eigentlich fifty-fifty. (**I:** Mhm, mhm) Und jetzt auch während der Promotion würde ich sagen es, ist ziemlich ausgeglichen. (**I:** Ok) Ähm. Ja, aber es wird auf jeden Fall nochmal spannend werden, weil- Also zumindest so jetzt in den kommenden Jahren ist ja dann auch vielleicht mal die Frage, falls ich mal Familie haben möchte, wie ich das dann anstellen soll. (lacht) (**I:** Ja, ja.) Ähm. Ja, weils halt schon irgendwie schwierig ist, wenn man so- so ne äh ortsgebundene Arbeit macht, wie jetzt ich. Das ich halt im Labor stehen muss und meine Experimente machen muss. (**I:** Mhm) Ähm. Also selbst während der Schwangerschaft ist es halt nicht mehr einfach so möglich das zu machen. (**I:** Mhm) Eine Kollegin von mir ist jetzt auch äh seit 'n paar Wochen

im Mutterschutz. Die kriegt irgendwie in drei, vier Tagen ihr zweites Kind. (I: Oh je.) Weihnachtsgemüse! (I: Ja, aber echt.) Ähm. Und wir arbeiten halt auch so mit irgendwie so Chemikalien, die man halt einfach nicht benutzen darf, wenn man schwanger ist, (I: Mhm) weil die irgendwie Fruchtschädigend sein können oder so. (I: Mhm) Ähm, das heißt, man wär dann noch nicht mal nur (macht Anführungszeichen mit den Händen) raus, (+) wenn das Baby da ist, schon- sondern schon so lange davor, weil man dann irgendwann einfach keine Experimente mehr machen dürfte. Ja, und dann ist man halt irgendwie erstmal äh Zuhause und muss- also will sich ja dann auch mit dem Kind auseinandersetzen und es vielleicht irgendwie stillen oder so zum Beispiel. (I: Ja.) Ähm ja und- Also ich seh da im Moment zumindest noch nicht irgendwie ne wirklich gute Möglichkeit des zu vereinbaren. (I: Mhm) Also dadurch, dass in der Wissenschaft halt auch irgendwie alles befristet ist und alles Projekt gebunden (I: Mhm) und mein Promotionsvertrag halt für vier Jahre am Anfang aufgesetzt war und jetzt sind halt zweieinhalb Jahre um und- Also selbst wenn ich jetzt irgendwie dann halt schwanger würde und einfach gehen würde- Wenn ich zurück käme, hätte ich halt kein Funding mehr.

**I:** Krass. Das läuft dann einfach weiter. Du kannst das nicht mal aussetzen oder so?

**B:** Ähm. Ich glaube, das geht bei Hausstellen (I: Ok.) aber die meisten Stellen, die wir haben, sind halt Drittmittelstellen. (I: Hm, ah ja.) Also das ist dann halt irgendein DFG-Projekt, (I: Mhm) äh was insgesamt ne Förderdauer von zwölf Jahren hat, in drei Etappen geteilt, und wir sind halt jetzt in der dritten Etappe à vier Jahre. (I: Mhm) Und das ist halt einfach dann- 2023 ist das ganze Projekt halt vorbei und dann entsprechend gibts auch kein Geld mehr aus diesem Projekt. (I: Mhm) Ähm. Klar, könnte dann irgendwie mein Chef irgendwie nen neuen Forschungsantrag schreiben und aus irgendeinem anderen Topf vielleicht Geld für mich bekommen aber das ist halt nicht garantiert so.

**I:** [Ja, einfach alles unsicher.

**B:**[Also ich hab nen coolen Chef. Der würde das auf jeden Fall versuchen und mich da jetzt nicht irgendwie auf Arbeitslosengeld die Diss schreiben lassen, aber er ist halt auch irgendwie dann Opfer von dem System und wenn dann halt niemand seinen Forschungsantrag bewilligt, dann hat der da auch kein Geld.

**I:** Ja, klar. (.) Boa ey, alles so ungut. (lacht) (B lacht) Ja ne, ich habe das jetzt schon, also von

mehreren Dozent\*innen, vor allem so jüngeren Dozentinnen mitbekommen, die dann auch, keine Ahnung, den Großteil des Jahres mit Arbeitslosengeld bestreiten und dann das Geld, was sie für ihre Seminare bekommen, halt auf ein, zwei Monate irgendwie ballen, um irgendwie über die Runden zu kommen.

**B:** Ach krass! Sind die dann immer nur so viel für- für die Vorlesungszeit angestellt?

**I:** Ja, die kriegen nur das Geld, was sie dann tatsächlich vor Ort beziehungsweise online anwesend sind. Die kriegen kein Geld für irgendwie Korrekturen, für ähm Sprechstunden et cetera. Ähm. Die kriegen wir wirklich nur diese Stunden bezahlt, die sie dann da sind.

**B:** Was ist das fürn Modell? Wie heißt dieses Anstellungsverhältnis?

**I:** Keine Ahnung. Damit habe ich mich noch nicht so intensiv auseinandergesetzt. Ich habs nur mitbekommen, weil ich halt 'n Seminar bei ähm (.) einer jungen Frau hatte, die das äh leider so managen muss und dachte mir echt so: wow! Und das sind dann so die engagiertesten Menschen so, die sich am meisten Zeit nehmen und am interaktivsten arbeiten und alles und die kriegen dann den Hungerlohn irgendwie. (**I:** Ja.) Naja, anderes Thema. Ähm. Ja, also ich glaube, ich wär mit meinen Fragen soweit am Ende aber wenn du noch irgendetwas hast, was du ansprechen möchtest, dann ähm kannst du das sehr gerne tun.

**B:** Ähm puh. Ich war halt eigentlich- Ich war so gespannt halt, diese Gruppendiskussion zu machen! (**I:** Mhm) Weil son Interview hab ich schon mal gemacht. Das war am Telefon aber. (**I:** Mhm) Da, wo ich so einzeln befragt wurde. Aber ich hätts jetzt halt auch so interessant gefunden, was auch andere Leute dazu zu sagen haben. (**I:** Ja.) Und vor allem hätte es mich interessiert, ob ich die Leute kenne, aber das darfst du ja jetzt wahrscheinlich nicht verraten. (lacht) (**I:** lacht) Weil du das ja auch an Weltwärts in Color- äh an diese Email-Adresse von uns geschickt hast, (**I:** Ja, ja.) die ich zugegebenermaßen nur noch so einmal im Monat überprüfe, wenn überhaupt. (**I:** Mhm) Und ichs da ja auch weitergeleitet hatte, als ichs dann gesehen habe.

**I:** Mhm, ja. Äh ne, also ich hätts auch wahnsinnig spannend gefunden, euch einfach auch so mehr zuzuhören, was ihr dann vielleicht auch untereinander für ähm Gespräche entwickelt äh. Hat mich jetzt also- Ja, war ich jetzt auch sehr traurig, dass es nicht stattfinden konnte so. Aber irgendwie, weiß ich nicht, (**B:** Mhm) habe ich halt auch irgendwie so mein Zeitlimit so. (**B:**

nickt) Und ich hatte halt irgendwie voll Angst, wenn ich das jetzt alles in den Januar ziehe und dann weiß ich auch nicht, wann dann vielleicht mal wieder ein Termin stattfinden- ob er dann stattfindet. (**B:** Ja.) Ähm ja. Ich saß jetzt so die letzten Tage ‘n bisschen auf heißen Kohlen und hatte so Panik, (lacht) dass da irgendwie (+) (.) ja vor Weihnachten vielleicht gar nichts mehr geht. Ähm ja.

**B:** Science! (**I:** Jaha!) (I lacht) Ich mein, wir ham die Terminfindung ja schon echt früh eigentlich gestartet, ne? Das war ja noch Ende November oder so. Von daher, dachte ich eigentlich schon- oder habe ich irgendwie gedacht, dass das bestimmt klappt aber andererseits- Für manche Leuten ist es dann auch gar nicht so gut, so viel im Voraus schon son Termine abzusprechen, (**I:** Ja) weil die einfach nicht so langfristig planen können.

**I:** Ja, irgendwie wars wahrscheinlich dann sowas. Aber es war auch tatsächlich jetzt am Montag der einzige der Termine- hä! Der einzige Termin, an dem alle drei Zeit gehabt hätten. (**B:** Wow!) Also war ich eh schon froh, (lacht) dass- (+) ja, irgendwas möglich zu sein schien. Jetzt hat es leider nicht geklappt. Ähm, ja. Aber ich hoffe, es war jetzt für dich auch in Ordnung das Interview zu geben.

**B:** (lacht) Ja, und- Also es hat ja auch geklappt. Ich bin nicht zwischendurch irgendwie eingeschlafen oder so. (lacht)

**I:** Ähm, ja. Also, ich glaub, wenn du von dir aus äh jetzt grad nichts mehr ähm- (.) ja, dir grad nichts mehr einfällt, was du noch sagen möchtest, dann würd ich die Aufzeichnung jetzt erstmal stoppen.

**B:** Ah ja! (nickt) Mhm.

9.2.3. Interview\_Emma

Datum: 22.12.21

Dauer: 00:55:17

**I (Interviewerin):** Alles klar. So, ähm ja. Magst du dann einmal anfangen dich vorzustellen.

**B (Befragte):** Ähm, genau. Ich bin [Emma; Name geändert, S.O.]. Ich bin- (.) Ähm ja, ich bin 25

Jahre alt, äh arbeite in Berlin seit ungefähr sechs Monate. Davor habe ich auch studiert. Ich hab im Jahr 2015/2016 meinen Freiwilligendienst über das weltwärts-Programm ähm mit der Entsendeorganisation Kolping äh in Tansania gemacht und hab dort in eine- Ja, das war so eine Jugend- äh Association, die quasi- Ja, das war so eine Organisation, die sich für die Jugend in der Region eingesetzt hat. Hab dann aber nicht so lange mit dieser Organisation gearbeitet, sondern hab dann auch anderweitig andere Aufgaben übernommen und vor allem halt in- in einer Schule, wo ich so Freizeitgestaltung gemacht habe für die Kinder und in einem Dispensary. So eine- (.) Eine Erste-Hilfe- Ein Erste-Hilfe-Krankenhaus quasi, was es dort in Tansania gab. Äh hab- Ich hab da in der Rezeption gearbeitet und ja. (I: Mhm) Äh genau. Wenn ich was vergessen hab zu sagen-

**I:** Ne, passt schon. Heißt das, du hast dir dann die ähm- die andern Projekte quasi selber ausgesucht oder gehörte das alles so zusammen und du hast dann in verschiedenen-

**B:** Also das Dispensary war von derselben Organisation. Also das war- Auf jeden Fall, diese Dispensary gehörte zur Organisation. (I: Mhm) Ähm. Und das mit der Schule hab ich mir tatsächlich selbständig gesucht, weil ich äh in der Organisation selbst nicht viel- Also am Anfang auf jeden Fall nicht viel machen konnte, weil ich nicht Swahili konnte. Und das war alles auf Swahili. (I: Mhm) Ähm. Und vor allem das war sehr viel administrativ äh work und ja, ich war 18 und darauf hatte ich eigentlich nicht so viel Lust. (I: Mhm) Ähm. Hab dann aber- Also ich bin danach in die Dispensary gekommen, hab dort ähm in der Rezeption gearbeitet und dadurch eigentlich sehr schnell Swahili gelernt und hab danach wieder zur Organisation zurückgekehrt- (I: Mhm) Also ich bin danach zur Organisation zurückgekehrt und hab dort ähm über deren Programm quasi so äh Debattier-Clubs in so Secondary Schools äh gemacht. (I: Mhm) Aber das war nur so einmal im Monat oder so, deshalb hatte ich nicht viel zu tun und hab dann nebenbei auch in diese Primary School gearbeitet. Aber da bin ich wirklich selber reingegangen und hab gesagt: hey, kann ich hier was machen? (lacht)

**I:** Ah ja, voll cool! Besser, als dann einfach rumzusitzen und nichts zu tun zu haben.

**B:** Ja, hab ich mir auch gedacht. (lacht) (I: Ja, klar.) Aber es hat auch gut geklappt. Also alles gut.

**I:** Ah ja, cool. Ähm, ja. Dann würd mich zu Beginn mal interessieren- wenn du das noch weißt,

weil das jetzt bestimmt einige Jahre ist- Aber ähm was waren so deine Motivationen oder Erwartungen an den Freiwilligendienst?

**B:** Ich bin eigentlich- soweit ich weiß- nicht mit vielen Erwartungen gegangen. (**I:** Mhm) Ich wollte unbedingt nach Afrika, weil ich ähm- Also mein Großvater kommt aus Tansania. Aber damals wusste ich gar nicht, dass er aus Tansania kommt. (**I:** Ah.) Ich wusste, er kommt irgendwo aus Afrika. Deshalb hab ich mich einfach überall in Afrika beworben und hab dann zufälligerweise wirklich ein Projekt bekommen ähm ja im Land, wo ähm äh ja eigentlich meine Familie wohnt. Also ich hab dann auch dort meine Tanten und- und Cousinen und so kennengelernt, die ja auch in Tansania gewohnt haben und eigentlich nicht weit weg von wo ich gewohnt habe. Also sehr viel Zufall. (**I:** Ach wie witzig.) Ähm ja genau. Und eigentlich war- Also ich wusste schon seit ich sehr jung war, dass ich auf jeden Fall äh nach Afrika möchte. In welcher Form war mir- das war mir eigentlich egal. Ich wollte einfach nach Afrika (**I:** Ok) und hab dann in dem Fall gings, glaub ich, über eine- Ja, das war über eine- diese- An der Schule, im letzten Schuljahr macht man so einen Ausflug zur Uni, so einen Tag der offenen Tür. (**I:** Ja, ja.) Und da hat eine- ein Mädchen quasi ihren Freiwilligendienst vorgestellt. (**I:** Mhm, mhm) Und hab- Ja, fand das dann cool und hab mich da so beworben.

**I:** Ah ja. Und wie bist du dann dahinter gekommen, dass deine Familie tatsächlich dann auch da wohnt?

**B:** Ja äh gefragt, das war- (**I:** Achso, alles klar.) (lacht) (I lacht) Ja. Ja, ich weiß. Es gab auch viel- Es ist ja mein Großvater, der aus Tansania kommt (**I:** Mhm, mhm) und ähm meine Eltern haben- Also mein Vater und meine Tante und so haben ihn nie kennengelernt (**I:** Mhm) oder beziehungsweise die ham- die ham als die so sehr klein waren, der ist auch früh gestorben. (**I:** Mhm) Äh deshalb wusste ich nicht viel über ihn und meine Oma hat nicht gerne- Also immer noch redet sie nicht so gerne darüber. (**I:** Mhm) Sie wird schon ihre Gründe haben. (**I:** Mhm) Und deshalb war mir alles so ein bisschen schwammig. Und mein Vater hat, glaube ich- Ja, mein Vater hat ihn nicht kennengelernt, weil der hat nie- Also der hat auch nie in Afrika gewohnt und meine Tante und mein Onkel haben- sind in Kenia und Tansania geboren und haben so ein bisschen mehr den Kontakt aber mein Vater so null, weil er in [einem anderen europäischen Land; geändert S.O.] geboren ist und- Ah übrigens! Ich komme aus [einem anderen europäischen Land; geändert S.O.], also- (**I:** Ah ja) (lacht) Ich bin erst mit 16 dann nach Deutschland gekommen. (+) Ja, und ähm- Ja, mein Vater hatte keine Ahnung. Mein Vater hat gesagt, mein

Opa käme aus Kenia und ich habe immer gedacht, er kommt aus Kenia und irgendwann mal hat mir jemand gesagt: ne der kommt gar nicht aus- aus Kenia. Deshalb wusste ich nicht genau, woher er kommt. (I: Ok. Ok, ja wow!) Aber dann hab ich meine Tante gefragt und sie wusste das. Und meine Cousine ist tatsächlich in Tansania geboren worden und sie ist da geblieben bis sie 13 war. (I: Mhm) Und sie hat auf jedem Fall engen Kontakt mit- mit die Familie dort. Deshalb hab ich dann- Ja. (lacht)

**I:** Ach witzig. Ja, spannend. (.) Krass. Das heißt deine Hauptmotivation diesen Freiwilligendienst zu machen, war tatsächlich dann auch irgendwo nach Afrika zu gehen und den Kontinenten mal zu erleben.

**B:** Ja. (nickt) Ja, also es- Es war für mich schon ein bisschen ähm die Sache so ich sehe anders aus. Ich weiß also meine- Ähm, meine Eltern sind- Mein Vater ist äh- Ok. Ein bisschen komische äh Familienkonstellation. Aber meine Eltern, die sind beide in [einem anderen europäischen Land; geändert S.O.] geboren und sind beide in [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] aufgewachsen und wenn du mit denen sprichst, das sind die [für das europäische Land typischsten; geändert S.O.] Menschen, die es gibt. Also die sprechen auch beide kein Englisch oder ja. Meine Mutter spricht Englisch aber sie sprechen- Mein Vater spricht kein Swahili, meine Mutter- Also auf jeden Fall mein Vater spricht auch kein Englisch. Also die sind in [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] aufgewachsenen und sind super [typisch dem Land entsprechend; geändert S.O.]. (I: Mhm) Aber mein Vater ist halt Schwarz, weil sein Vater aus Tansania kommt. Die Mutter kommt aus [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.]. Und meine Mutter, sie sieht deutsch aus, weil meiner Großmutter aus Deutschland kam und mein Vater- also mein Großvater aus- aus [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.]. Ähm das heißt, die beiden sind quasi- ham so einen kulturellen Hintergrund. (I: Mhm) Haben aber de facto nicht viel damit zu tun und ich habe- Also jetzt hab ich meine Haare ja geglättet. Aber eigentlich habe ich Afro. (I: Mhm) Und ich hatte immer so als kleines Kind auch immer so ein super Komplex mit meinen Haaren. Und ja, ich hab mich immer anders gefühlt. Und ich wusste, dass mein Großvater aus Tansania kommt und alle in der Schule haben mich auch deswegen ein bisschen gehänselt. Es war schon so, dass ich dachte ,okay, ich gehör nicht 100 Prozent zu [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.]. Und dann kam ich halt nach Deutschland und ich habe mir so gedacht ,okay, meine Großmutter kommt ja aus Deutschland. Ich werde schon in Deutschland irgendwie schon als Deutsche anerkannt werden. (I: Mhm) Was tatsä- Also auf keinen- Also, ich glaube, in Deutschland habe ich mich noch fremder

als in [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.] gefühlt. Ähm. Das war auf jeden Fall nicht der Fall. (I: Mhm) Und dann habe ich mir gedacht: ok, wenn ich nicht zu [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.] und nicht zu Deutschland gehör, dann muss ich nach Tansania gehören. Und wollte deshalb so eigentlich seit ja- seit langem nach (macht Anführungszeichen mit Händen) Afrika (+) quasi, um- um quasi meinen Platz zu finden. (I: Mhm) Was auch nicht der Fall war. Also- (lacht)

**I:** Ok. Äh Moment. (3) Ja. Ja, voll spannend irgendwie. Also magst du mal erzählen, wie das dann so in Tansania da für dich war, wenn du irgendwie meintest: ja, vielleicht gehöre ich dann dahin oder fühle mich dann da irgendwie-

**B:** (nickt) Ja. Ja, das war die große Enttäuschung, weil ich hab mir gedacht: boa, ich komm nach Tansania und alle werden sehen ich bin zur Hälfte Tansanerin oder ein Viertel Tansanerin, ist egal. Aber auf jeden Fall hab ich gedacht, alle würden das merken. Vor allem, weil meine Harre wirklich, wirklich- (macht groß Geste um ihren Kopf) Also man sieht, dass ich afrikanische äh Wurzeln habe. Ähm. Und ich hab mir gedacht, ich komm da hin und alle würden das merken. Und ich kam da hin und war die Muzungu. Also die haben mich alle als *Weißer* benannt. Ich war mit meine Mitfreiwillige und meine Mitfreiwillige ist Deutsche, aber sie hat norwegische Vorfahren. Also sie ist auf jeden Fall super blond, super weiß mit blauen Augen. Und die Menschen auf die Straße haben uns gefragt: seid ihr Zwillinge? (I: Wow!) Also, ja! (nickt und lacht) Also das war für mich super- Also super Enttäuschung, weil ich dachte so: wie kann es sein? So, dass ich- Aber klar, ich war ja Touristin, konnte kein Swahili ähm ähm mein Englisch war auch nicht gut. Also ich war auf jeden Fall nicht gut in Englisch. (I: Mhm) Ähm ja. Dann wollte ich, dass sie mich quasi als Tansanerin annehmen.

**I:** Ok, ok. Ähm. Also glaubst du, dass es ähm- Woran lag das, dass die dich halt als Muzungu wahrgenommen haben? Also wars dann, keine Ahnung, dein Auftreten, die Sprache, dass du mit einer (lacht) blonden anderen Freiwilligen unterwegs warst? (+)

**B:** Ja. Ne, eigentlich war das lustig, weil wir waren- Also normalerweise äh wird man von der Entsendeorganisation immer zu zweit zu einem Projekt gesendet. (I: Mhm) Aber unser Projekt war tatsächlich in zwei geteilt. (I: Mhm) Und wir waren so in derselben Region, aber in- Also ich war in der Stadt und sie war im Dorf irgendwo so in den Bergen. Also wir waren so fünf Stunden auseinander. Aber wir waren wirklich voll weit weg. Also ich war alleine in diese

Stadt. Das war so ne super kleine Küsten- oder nicht super kleine, eigentlich relativ groß. Aber auf jeden Fall äh eine Küstenstadt in Tansania und es gab nicht so viel Tourismus. Also es ist keine touristische Stadt. (2) Obwohl- Ja, auf jeden Fall war ich, glaub ich, die einzige *Weiß*e in der Stadt. (I: Ok) Und ja, das war so ein langer Prozess. Ich war am Anfang super verwöhnt und wirklich enttäuscht, weil ich wirklich gedacht hab, ich werd kommen und alle werden mich wie- wie- wie zuhause behandeln. (I: Mhm) Und das war halt nicht der Fall. Aber so nachdem ich die Sprache gelernt habe und ich mich wirklich gut integriert habe, wie, wie gesagt, ich war ja alleine da, ich hatte keine Mitfreiwilligen. (I: Ja.) Ich hab- Ich hab in dem ganzen Jahr- Ich kannte keine *wei*ße Person in meinem Dorf. (I: Ok) Deshalb- Und alle kannten mich. Alle haben mich gesehen, wussten wer ich bin. Ich hab sogar- Irgendwann mal hat sich anscheinend ein Typ in mich verliebt, der mich auf die Straße gesehen hat. (I: Mhm) Und der ist dann zu einem Freund von ihm gegangen und hat gesagt: boa, ich hab so ein hübsches Mädchen auf die Straße gesehen. Ich bin verliebt. Und der Typ hat zu ihm gesagt: ok, erzähl mehr, wie sie ist, oder so. Und er hat gesagt: ja, sie ist *wei*ß. Und der Typ hat gesagt: ich weiß wer sie ist. Ich geb dir ihre Nummer. (I lacht) Und der Typ hat mich angeschrieben, so: hey, ich- ich hab dich gesehen. Und ich so: woher hast du meine Nummer? (I: Mhm) Dann hat er mir das erklärt. Und ich war so- Ich war wirklich so die *Weiß*e.

**I:** Ok, ok. Also war einfach allen klar, dass du halt von woanders bist?

**B:** Ja, ich sag mal es- Und vor allem, weil ich- Es gibt bestimmt Touristen und die sieht man auch. (I: Mhm) Aber es gibt niemanden, der so lange bleibt und ich war ja in der Schule tätig. Ich war auch ähm- Meine Gastfamilie war super religiös. Und meine Gastmutter war super engagiert in der Kirche. Deshalb war- Ich bin immer jeden Sonntag mit ihr zur Kirche gegangen. Ich war im Kirchenchor hab ich da gesungen. Dadurch war ich so super der Öffentlichkeit ausgesetzt. Also die ganzen Kinder- Das war auch ne große Schule. Die ganzen Kinder kannten mich und ähm die Geschwister von den Kindern kannten mich, weil die halt die mal abgeholt haben und mich gesehen haben und in der Kirche, das war auch eine sehr große Kirche, haben mich alle gesehen, weil ich halt im Chor gesungen habe. Deshalb wussten alle ungefähr, wer ich bin. (I: Mhm) Äh, ja, weil ich halt so aufgefallen. Aber ich muss sagen so nach das Prozess der Integration und das alles- Irgendwann hab ich bemerkt so ja- Also ich habe auch meine Familie relativ spät getroffen. Irgendwie meine letzten drei oder vier Monate. Und ich habe wirklich bemerkt so- Meine- Meine Cousine, die ich vorhin erzählt habe, die 13 Jahre in Tansania gewohnt hat, (I: Ja) sie ist- Sie ist Schwarz, also sie ist ganz Schwarz. Also sie- Ihr Vater

ist so, wie mein Vater. Halb Schwarz, halb *weiß*. Aber die Mutter von ihr ist- ist aus Tansania und ist Schwarz. Deshalb sie- Bei ihr sieht man gar nicht, dass sie ein Viertel *weiß* ist quasi. Und sie wurde auch *weiße* genannt. (I: Ok?) Ja. Weil sie halt diese- Und ich hatte auch eine Freundin an der Kirche. Sie war auch super- Also sie war 100 Prozent Tansanerin, gehe ich davon aus. Ähm. Und sie war super äh fair-skinned und ähm die haben uns beide die *Weiß* genannt. (I: Mhm) Und irgendwann mal ist mir wirklich aufgefallen, dass die Menschen das wirklich so genannt haben, weil ich halt heller bin. (I: Mhm) Und ähm. Ja, ich muss auch sagen, in der Stadt, in der ich war, ähm- Es war- Ja, also Tansania hat auf jeden Fall eine super krasse Mischung von Kulturen. Also es gibt sehr viele Menschen, die aus dem arabischen Raum abstammen, die in Tansania Generationen lang sind (I: Mhm) und viele, die aus Indien kommen, die auch über Generationen in Tansania sind. (I: Mhm) Und die werden auch- Also die sind- Phänotypisch sehen sie halt arabisch- Ich glaube aus dem Oman gab es vor 100.000 Jahren, ich glaube bei der Sklavenhandlungen so ganz viele Menschen, die ähm nach Tansania gekommen sind und auch dort geblieben sind. (I: Mhm) Und die sehen halt arabisch aus und werden auch auf der Straße (Muarabu?) genannt, also so: Araber. (I: Ah ja) Und die Inder genauso. (I: Ok) Ähm, deshalb ähm- Ja, die sind wirklich so- Das war wirklich- Ja, was man dann in den Seminaren von der Vorbereitung- Diese kulturelle Brille- Ich habe das wirklich so als Entfremdung- als eine Entfremdung gesehen, dass sie mich als *Weiße* bezeichnet ham. Aber für denen war es nur so: ok, sie ist *weiß*-. Weil- Also im Vergleich zu anderen Menschen war ich auf jeden Fall super *weiß*. Ähm. Und die nennen das so. Ich war auch ein bisschen pummeliger und die habe mich auch dick genannt. (lacht)

**I:** Ok. Also vielleicht wie man hier so mit der Haarfarbe viel macht. So von wegen: die blonde oder die braunhaarige ist da dann halt-

**B:** Genau! Das ist wirklich die Dicke. Die ham mich so gesagt: hey, Dicke! Dir ist was runtergefallen. (I lacht) Und ich (lacht mit gespielt verletztem Gesichtsausdruck): ich? (+) (I: Oh je) Aber für die ist das halt kein- kein Geheimnis so. (I: Ja) Das ist ja was so offensichtlich ist. (I: Mhm, mhm) Deshalb ja- Aber wie gesagt, es war ein langer Prozess. Also ich war- Meine erste Woche wollt ich nur weinen und nicht ausgehen und am Ende war ich so- Mein- Mein größtes so (macht Anführungszeichen mit den Händen) accomplishment (+) war oder für mich, wo ich mir so gesagt habe: okay, ich bin wirklich integriert. Eine Nachbarin hat mich mit ihrer Tochter verwechselt. Sie ist zu mir gekommen, hat zu mir geredet und sie dachte ich, ich wär ihre Toch-

ter. Ich so: nein, das- (lacht) Dann hat sie gesagt: Ha! Ich hab dich mit meiner Tochter verwechselt. Oh das tut mir voll leid! (lacht)

**I:** Oh! Ja Mensch! (lacht) Ach, witzig! Ja spannend. Ähm. (2) Was mich auch interessieren würde- Äh, die Frage ist auch erstmal relativ allgemein, weil mich interessiert, was dir da so grundsätzlich zu einfällt ähm. Aber welche Erfahrungen hast du in der Zeit mit Diskriminierung gemacht? Welcher Form auch immer. (.) Oder hast du Erfahrungen damit gemacht?

**B:** Mmh. In- In Tansania meinst du? (**I:** Mhm) Mmh ja. Ich würde- Ich würde sagen, wenn- wenn- Doch! Vor allem im späteren äh- Also auf jeden Fall später in dem Jahr, wo ich schon Swahili konnte und besser integriert war und wo Leute mich wirklich nicht mehr auf Englisch angesprochen haben und direkt auf Swahili gesprochen haben und die wussten- Also es gab Leute, die mich angesprochen haben so: wer ist Schwarz? Deine Mutter oder dein Vater? Also- (**I:** Mhm) Ähm. Weil für denen ist es auch so, dass- In Tansania ist es auch so, dass sie nach dem Vater gehen. Also du kommst, wo dein Vater herkommt. (**I:** Ok.) Und es war wichtig, ob mein Vater oder meine Mutter aus Tansania kommt. Weil wär meine Mutter aus Tansania gekommen, wär ich nicht Tansanerin. (**I:** Ok.) Die ham immer gefragt und ich so: ja, mein Vater. Und mein Vater sein Vater, deshalb bin ich Tansanerin. (**I:** Ok) Ähm. Aber trotzdem wurde ich wie eine Deutsche behandelt, weil ich wurde besser- also ich hatte keine Erfahrungen mit Diskriminierung, wo ich gefühlt habe, andere Leute fühlen sich besser als ich und die machen mich runter. Sondern eher die, keine Ahnung, möchten mir mehr Geld geben oder die ham mit mir diskutiert: ja, du bist reich, oder solche Sachen. (**I:** Mhm) Also ähm- Obwohl, ich muss sagen, dass ich super- Ja, ich war 18, ich hatte wirklich kein Geld. Ich hab mit diesem Taschengeld, was wir von der Organisation- vielleicht 100 Euro im Monat? (**I:** Mhm) Davon hab ich gelebt. Das ist auf jeden Fall in Schillings viel, aber ich hab nicht, wie andere Freiwillige, die dann noch Kindergeld bekommen haben und- und von den Eltern noch was dazu, dass die wirklich so am Ende- am Ende des Monats mehr Geld hatten, als eine Fachkraft dort. (**I:** Ja) Das war nicht mein Fall und ich glaube, das hat man gesehen, weil ich war nicht, wie andere Freiwillige, die einfach jedes Wochenende reisen waren. (**I:** Mhm, mhm) Mmh. Und am Ende war es auch so- Also ja, ich hatte eine- eine- eine Mitarbeiterin, diese- von dieses Büro, diese Jugendorganisation. (**I:** Mhm) Ich hab mich immer mit ihr so (macht Anführungszeichen mit der Hand) deeper (+) unterhalten und irgendwann mal hat sie zu mir gesagt so: he, wenn du Geld brauchst, ich kann dir das ausleihen. (lacht) (**I:** Oh Gott.) Ja, also da hatte ich nicht das Gefühl, dass ich super- Ja, dass ich als super reich gesehen werde oder, dass- Aber trotzdem, es war- Es war

schon so, dass ich besser- Also (macht Anführungszeichen mit der Hand) diskriminiert (+) im Sinne, dass ich ja- dass ich, wenn ich ein Taxi genommen habe, dass sie mehr ähm Geld haben wollten, als andere. Aber jetzt nicht, dass ich Rassismuserfahrungen mache. (I: Ja) Mmh, ja. Vielleicht von- von (.) pfff- Ja, ich kann mich nicht mehr erinnern. Also es kann sein, dass ich tatsächlich in der Freiwilligenlandschaft mich schon unwohler gefühlt habe.

**I:** Mit den anderen Freiwilligen meinst du?

**B:** Ja. Von anderen Freiwilligen hatte ich schon- Also nicht- nicht- nicht so ähm- ähm mit einer bösen Absicht aber so: ah ja, du kannst eh Swahili, weil du das im Blut hast oder so. Oder: äh, du kannst ja, weil du das ja im Blut hast. Also so Kommentare, wo ich halt denke so: ok.

**I:** Ok, ok. Wow, alles klar. Und so ähm ja auf anderer Ebene. Jetzt zum Beispiel mit ähm- Wenn du als Frau da hingehst, hast du da irgendwie ähm aufgrund deines Geschlechts irgendwelche Erfahrungen gemacht?

**B:** Ja, ja. Das auf jeden Fall. Ähm und das glaub ich- das sogar bei mir noch schlimmer war- Obwohl, ich will nicht sagen noch schlimmer, aber auf jeden Fall man wird- zumindest nach meiner Erfahrung- in Tansania super oft auf der Straße angemacht oder: willst du mich heiraten? Und- und ja: du bist so schön, einfach nur, weil du *weiß* bist. (I: Mhm) Und das hatten, glaub ich, alle Freiwillige, die in- in- Ich würde sagen, zumindestens von meiner Organisation, alle Freiwilligen, die in Afrika waren, hatten das, dass man also auch so übertrieben- Dass ich nicht mal zu- um die Ecke gehen konnte, um was zu kaufen, ohne dass mich zehn Leute ansprechen und sagen: hey, wie geht's dir? Du bist so schön. Blablabla. (I: Mhm) Aber bei mir war das so und da hatte ich auch das Gefühl, dass Frauen so zum Beispiel in der Schule, ähm Lehrerinnen oder so, oder so- Dadurch, dass ich nicht (macht Anführungszeiten mit den Händen) ganz *weiß* (+) bin, (I: Mhm) dass sie wirklich- Und das ham sie mir gesagt so: ja, *weiße* Frauen sind nicht schön. Schön sind so Frauen, wie du und ich will, dass du meinen Sohn heiratest. Und- und wirklich- Also meine Gastschwester hat mich fast verkauft zu so eine reiche Mann. (I lacht) Der ist wirklich gekommen und der hat- der hat- Sie hat- Sie hat mir das gesagt. Sie mir gesagt: ja, der ist super reich, der will dich. Der mag- Also so, wo ich wirklich gemerkt hab so, (.) die oder dieser Typ, der meine Nummer äh um irgendwelche Ecken- Dass meine Nummer einfach rumgegeben wurde! (I: Mhm) Ja, und- und, ja- Wie gesagt, da hat ich das

Gefühl wirklich, dass auch auf Grund, dass ich halt ähm (macht Anführungszeichen mit Händen) mixed raced (+) bin, (I: Mhm) irgendwie, dass die- dass der mich so das Allerbeste- Also, dass ich so das Allerbeste war, was man kriegen konnte und dass- Ja, das wär so- so ein bisschen so ein Statussymbol, wenn ich so mit ihr zusammen bin. Wirklich so reiche Männer! Ich war 18 und so ein reicher 30-Jähriger hat wirklich- Ja! Der hat gesagt: ja- Also der war nicht so- Der war nett, der war nicht so mmh krass angriffig, aber die Frau, die uns quasi vorgestellt hat, sie hat mir das gesagt. Sie hat mir gesagt: der will dich, der will was mit dir haben. Du kannst ihn fragen, der kann dir alles kaufen, was du möchtest. (I: Wow.) Die hat gesagt: sag ihm, der soll mir ein Motorrad kaufen. (lacht)

**I:** Ok, ok. Krass. (.) Wahnsinn. Und ähm so in deinem Projekt irgendwie- Hast du da gemerkt, dass ich- Also ich weiß nicht- Ham da- In den verschiedenen Projekten- Hast du da vor allen Dingen mit andern Frauen zusammengearbeitet oder ähm-

**B:** Nein, also das war gemischt, ähm- Ja, ich hab viel mit Frauen gearbeitet, aber auch Männer. Also das war auf jeden Fall immer gemischt.

**I:** Mhm, mhm. Und gabs da irgendwie, keine Ahnung, so klischeehaft, so typische Frauentätigkeiten und Männersachen? Oder war das eher so (.) wer grad was-

**B:** Ja, also vor allem im- im- in diesem Krankenhaus, in diese Erste-Aufnahme-Krankenhaus, da waren die Ärzte Männer und die Krankenschwestern warn Krankenschwestern. (I: Ja, ok.) Ähm. Im Labor war es äh gemischt. Also da warn drei- ne vier Laborangestellte waren zwei Frauen, zwei Männer. (I: Mhm) Und die waren alle jung, die waren alle Studenten. Also die waren alle in meinem Alter. Und von den zwei Typen, die da gearbeitet haben, beide wollten was mit mir. Also, wie gesagt, das ist immer diese- (rollt mit den Augen) Ja. (I: Mhm) Ähm. Und äh- Ja, dann war der- der Chef von der- Ja, ok die höheren Führungspositionen waren schon männlich besetzt, aber so die- Ja, es gab auf jeden Fall zwei Frauen, die auch hoch eigentlich waren, aber Männern untergestellt auf jeden Fall. (I: Ok.) In der Schule wars alles- Also in der Schule wars eigentlich super aufgeteilt. Also die Schule hat ein- einem Mann und seiner Frau gehört. (I: Mhm) Also das war so eine Schule von eine Familie und der- der Direktor war quasi der Sohn von den beiden. (I: Mhm) Wo ich- Also die hatten auf jeden Fall drei Söhne, glaub ich. Oder- Also auf jeden Fall alles Söhne. Ich weiß nicht, wie es gewesen wär, wenn sie eine Tochter hätten, ob sie dann auch an der Schule tätig wär. Und ähm bei den Lehrkräften, es

war auch unterschiedlich. (I: Mhm) Also es warn auf jeden Fall männliche und weibliche Lehrerinnen.

I: Ok. Und ähm, wie war jetzt so deine- deine Rolle oder deine Position in den verschiedenen ähm Einrichtungen, wo du warst? Also warst du da son vollwertiges Mitglied von dem Kollegium, oder warst du halt so die Freiwillige, die dann halt ganz andere Aufgaben bekommen hat, als alle anderen gemacht haben?

B: Ne, ich glaube ich hab mir eigentlich meine- Ich muss sagen, ich hab mir meine- mein Dings selber- Also diese- diese Organisation, wie ich gesagt habe, da war ich vielleicht einen Monat und ich hab gar nichts zu tun gehabt. Also gar nichts. Ich war- Ich saß acht Stunden an einem Tisch und hab mich mit Leuten unterhalten, weil ich null Aufgaben hatte. (I: Ok) Das war wirklich- Deshalb hab ich gesagt: ok, ich will was anderes machen. (I: Mhm, mhm) Ich muss sagen, während diesem Monat hatten wir auch- Also meine Mitfreiwillige ähm war auch in der Stadt für diesen einen Monat, weil sie auch- Also wir hatten beide Probleme mit dem Visum. Wir hatten kein Visum bekommen und deshalb konnten wir auch nicht arbeiten. Also das hatte auch seinen Grund. (I: Mhm) Aber dann hab ich für mich entschieden: ok, wenn ich mein Visum bekomme, hab ich keine Lust auf- weiterhin hier einfach rumzusitzen. (I: Mhm) Ähm ja, ich hab einfach Aufgaben übernommen so von wegen, wenn sie so Materialien bekommen haben- Das kam alles in Kisten. Das umzupacken oder so. Oder zählen! Ich musste alles zählen. (I: Ok, super.) (lacht) Ja, oder die hatten mal äh- Als ich da war, waren Wahlen. Und die ham auch so eine Kampagne für Wahlaufklärung gemacht. (I: Mhm) Obwohl, ich meine, da war auch so ein bisschen Propaganda für eine Partei, weil der ähm ähm Direktor von der Organisation hat kandidiert aber für die Oppositionspartei, die noch nie gewählt wurde. (I: Mhm) Meine- Also ich weiß nicht, weil ich das nicht verstanden habe, aber jetzt, wo ich das denke. Ok, dass die selber Wahlaufklärung machen, kann auch problematisch sein, (I: Ja.) (I lacht) aber- (lacht) Aber, wie gesagt, die ham zumindest Wahl- Also ich hab mir auf jeden Fall die Unterlagen durchgeschaut und ähm äh da war auch so wie man wählt. (I: Mhm, mhm) Also wie man den Brief in den- die Urne reinmacht. Also das war auf jeden Fall auch Aufklärung. (I: Ok.) Ähm. Und da hab ich halt- Ich bin immer mitgegangen und hab dann 'n bisschen so die Region kennengelernt. Hab dann Listen geführt, hab da Getränke verteilt (I: Mhm) und ja bisschen- Aber ja, das war nicht oft und ja. Es war- es war wirklich langweilig. Ähm-

I: Das heißt bei der Organisation hattest du eher das Gefühl, dass die quasi genauso gut auch ohne

Freiwillige ausgekommen wären?

**B:** Eh! Also das auf jeden Fall auch- Ne! Gar nicht! Meine- Ne, die- die warn auf Freiwillige angewiesen aber nicht aus Europa. Weil meine- meine beste Freundin- Freundin aus Tansania- Sie hat mit mir gearbeitet und sie war eine Volunteer. Aber sie hat für zwei Jahre gearbeitet und hat kein Geld dafür bekommen. (**I:** Ok.) Also die hat- die hat- Ich glaube da warn mehr Leute, die Freiwillige waren aber weil sie so nachher- Ja, ich weiß gar nicht, ob sie studiert hat. Ich glaub, sie hat studiert. Ähm. Und- Oder sie war auf jeden Fall im Studium. Auf jeden Fall hat sie das so als- als erste Berufserfahrungen gemacht. (**I:** Ok.) Aber hat dafür kein Geld bekommen. (**I:** Ok.) Ähm, also die warn schon auf Freiwillige angewiesen, aber nicht aus Deutschland. Weil, wie gesagt, man kann ja keine administrative Arbeit machen, wenn man kein Swahili kann. (**I:** Ja, ok. Klar.) Ähm. Und dann in diesem Dispensary- Da muss ich sagen, ich wurde erstens- als erste wurde ich- Also als ich meine Projektpartner gesagt habe, ich würde gerne das Projekt wechseln, weil ja- weil ich äh ich nichts zu tun habe blablabla, ähm hat er gesagt: ja gut, dann geh zu diesem Krankenhaus. Und ich wurde zuerst im Labor eingeteilt (**I:** Mhm) und hab da gearbeitet. Quasi im Labor, eine 18-Jährige, ohne irgendwelche medizinische und Biologiekenntnisse. Hab da Malaria- Ich hab Menschen gestochen und die Malaria- Also jetzt nicht krass so eine- aber so- Für Malaria muss man so einen Tropfen Blut haben (**I:** Ok.) am Finger. Und das hab ich gemacht. Aber ich war nur eine Woche da. Nach ner Woche ist dann irgendwann mal der- ein Arzt ist zu uns gekommen und der hat mich gesehen und hat dann gefragt: ah ok. Und du machst dein Medizinstudium in Deutschland? und ich so: ne, ich komm grade aus der Schule. Am nächsten Tag ist meine Chefin gekommen: äh, du musst hier raus. (lacht) (I lacht) (**I:** Krass.) Ja, und dann war ich halt äh- und dann war ich halt in der Rezeption. (**I:** Ja) Ähm. Wie gesagt, in der Rezeption hat man mich- Also da war eine Frau, die in der Rezeption tätig war. (**I:** Mhm) Sie war aber hochschwanger! Also sie war wirklich super schwanger. (**I:** Mhm) Also die hat gearbeitet bis den Tag, wo sie äh zum Krankenhaus musste, weil sie das Kind bekommen hat. (**I:** .Ja, ok.) Deshalb, ich glaube, man hat mich nicht gebraucht. Also ich hab tatsächlich auch nur da ein paar Monate gearbeitet und irgendwann mal war mir das zu routinär. (**I:** Ok) Ähm. Ähm, aber das war für sie, glaube ich, schon eine große Erleichterung, weil sie halt nicht die ganze Zeit stehen musste und sich- Weißt du, ich hab- ich hab einfach ja- Wie gesagt, also am Anfang war einfach teilweise schwer, weil ich die Sprache nicht so gut äh konnte und ja, es war halt- Die kommen und sagen dasselbe. Und ich hatte so ein Formular, den ich ausfüllen musste und ich musste halt fragen: wie heißt du? Wie alt bist du? Äh, was willst du machen? Und dann hab ich das halt gemacht. Ich hab auch- Ja, die mussten halt zahlen und

diese receipts hab ich geschrieben. Ähm. Genau, aber das war halt super routinär und wenn sie mal was anderes gesagt haben, was ich nicht konnte, hab ich dann die Kollegin ge- gerufen und sie hat dann das gemacht. Aber irgendwann mal konnt ich das ja auch. (I: Mhm) Ähm. Und ja- Ja, wie gesagt, ich glaube, ich war nicht- Also ich war schon eine- eine Auslastung, (I: Mhm) weil diese Frau halt so- sehr schwanger war, (I: Mhm) aber ich war nicht- man hat mich nicht gebrauch. Also ich war- ich war dann nach zwei Monate weg. Also sie hat da ihr Kind bekommen, dann war sie wieder in der Arbeit und da hat man mich nicht mehr gebraucht. Und deswegen hab ich dann wieder mit meinem Projektpartner gesprochen und hab gesagt, ob ich irgendwie selbstständig was suchen konnte. Und er hat gesagt: ok, aber damit du noch in dem Projekt bleibst, kannst du ja diese Debating-Clubs machen. Aber das war halt einmal im Monat, das war ja auch nicht viel. Und- Und ja, das hab ich auch gemacht ein paar Mal und war gut. (I: Mhm) Aber das war auch ein Projekt von ihm und ich bin nur mitgegangen und ich fand das- Das war sogar- Das war eigentlich schon, wo ich dachte, ich war schon ein asset oder ein Mehrwert, weil ich halt meine- meine Perspektive auch aus Europa geben konnte. Also die haben viel über- Also das Thema war Democracy as a way of life. (I: Mhm) Und die ham halt ähm viel über Demokratie debattiert und blablabla. Was ist Demokratie? Was ist nicht Demokratie? Und dann halt gesagt: ja, in Europa ist das so und so und je nachdem- Also so eine andere Perspektive. (I: Ah ja.) Genau. Und in der Schule hat man mich auch nicht gebraucht. Also in der Schule war es so ähm- Ich hab Sport unterrichtet. (I: Mhm) Es gab Lehrer, die Sport unterrichten konnten, aber irgendwie hatte in dieser Schule niemand Bock auf Sportunterricht. (I lacht) Dann meinten sie, wir finden es super cool, dass jemand kommt und diese ähm Fach nimmt. (I: Ok.) Also die ham Sport unterrichtet. Die ham in einer Tafel, im Klassenzimmer den Kindern beigebracht, wie man Fußball spielt. Die mussten in ihre Hefte aufschreiben, wie man Fußball spielt. (lacht)

**I:** Ach, so hätt ich auch gerne Sportunterricht gehabt. (lacht)

**B:** Ja und ich glaub, dann hab ich irgendwie nach- nach- Also am ersten Tag- Ich wusste ja nicht, dass man Sport so- Also dort das so unterrichtet hat und dann hab ich die Kinder gefragt: wo geht ihr normaler Weise hin zum Spielen? (I: Ja.) Und alle Kinder waren super happy und so. Und dann hab ich irgendwann mal gemerkt: ok, die machen das eigentlich gar nicht so. (I: Mhm) Und dann hab ich das irgendwie so gemacht, dass ich zehn Minuten was zum Aufschreiben gegeben habe, damit ich dann nachweisen kann, die schreiben auch was und bin dann spielen gegangen. Und das ist voll gut angekommen, weil in meine erste so Lehrer- ähm äh Sitzung

hat der äh ja- Unter diesen Lehrern gabs so einen Chef. (I: Mhm) Und der hat vor allen gesagt: nehmt euch ein Beispiel an [Emma; Name geändert, S.O.], weil die geht mit den Kindern spielen und macht nicht Sport im Klassenraum blablabla. (lacht) (I: Ok) Also ja- Auch ziemlich cool. Aber es gab auch Lehrer, die das übernehmen konnten. Die wollten nur nicht. (I: Ok.) Und ich hab da Englisch auch ein paar Stunden unterrichtet, aber das war auch aus meine Initiative. Ich bin zu ein Lehrer gegangen, weil ich bin zu drei oder vier Lehrern gegangen, glaub ich. Es war ein Lehrer- Wie war das? Ja, es war ein Lehrer, der hat ähm Englisch in vielen Klassen unterrichtet (I: Mhm) und hat ein also- In Tansania hat man nach der vierten Klasse und nach der siebten Klasse ein super wichtigen Test. (I: Mhm) Und wenn man den nicht besteht, muss man- Also, auf jeden Fall muss man ihn bestehen, weil sonst kommt man nicht weiter. (I: Ok.) Und die beiden Klassen hab ich überhaupt nicht unterrichtet, auch nicht in Sport. (Mhm) Ähm. Was auch- was auch was Gutes ist, weil ich halt nicht diese responsibility übernommen habe. (I: Ja) Ähm. Aber ich hab halt äh die dritte, die äh zweite oder ja- Ne, zweite glaub ich nicht, weil war zu klein. Die haben Schreiben gelernt und so. Ich glaube, meine jüngste Klasse war die dritte. (I: Mhm) Ähm. Genau, ich hatte die dritte, die fünfte und die sechste. (I: Ah ja.) Und da bin ich zu dem Englischlehrer gegangen- also von der fünften und von der sechsten- (I: Mhm) und hab gefragt, ob ich von ihm eine Stunde pro Klasse haben konnte- eine Stunde pro Woche- und so ein speaking zu machen, so- Weil die ham- die ham das wirklich frontal gemacht, so- (I: Mhm) Ja, Grammatik und so voll die langweiligen Sachen. Und da hab ich gesagt: ich will so einen Englisch-Club machen (I: Mhm) und hab dann irgendwelche Theaterstücke mit denen gemacht und (I: Mhm) ein bisschen so was Praktisches. Ja. Aber das warn halt die zwei Stunden, die er mir gegeben hat. (I: Ok.) Ähm ja. Ja. Also zusammengefasst hat man mich eigentlich nicht gebraucht, aber ich hab, glaub ich, meine Zeit gut investiert.

**I:** Ja klar, klar. Und wie war so Verhältnis zwischen dir und den Kindern? Warst du da quasi einfach wie so ne andre Lehrerin für die, oder, weiß ich nicht, wars irgendwie 'n bisschen-

**B:** Nein, ich war- ich war da Muzungu. (I: Ja ok. Auch da.) Also Madame *Weiß*. (lacht) (I: Aha, aha.) Ja, die ham mich geliebt. Die ham mich- Die warn- Also die warn sowieso- Also für denen ist das auch so: ok, eine- ein Person aus dem Ausland! (I: Mhm) Viele (.) kennen das nicht so gut. (I: Mhm) Und ähm ja- Ja, ich hab sie nicht geschlagen. Die wurden ja noch in Tansania in der Schule geschlagen. Ich hab niemanden geschlagen. (I: Mhm) Äh, also die ham mir schon sehr viel auf der Nase rumgetanzt. (I: Ah ja, ok.) Ähm, aber wie gesagt, im Sportunterricht, ich

bin mit denen spielen gegangen. Deshalb ham sie sich eigentlich super gefreut. Und die Kinder ham mich geliebt. Die warn alle so super- ja- ja- Die ham mich alle gefragt so: ah, kannst du uns Lieder von dein Land zeigen? Und alle so- Das war die Zeit, als äh Sorry von Justin Bieber ähm neu kam und ein Mädchen ist zu mir gekommen und hat gesagt: kannst du mir bitte die Wörter für dieses Lied aufschreiben, damit ich das singen kann? (lacht) (I lacht) (**I:** Ja, super! Cool.) Ja. Ja und ich hab immer Musik mitgebracht und alles. Also wir hatten eigentlich ein super gutes Verhältnis. Und die ham mir so Liebesbriefe geschrieben. (**I:** Ach süß.) Warn alle ganz süß, ja.

**I:** Wie war das äh für dich so, wenn du das mitbekommen hast, dass die Kinder da teilweise auch geschlagen wurden? (**B:** Ne.) Also hast du dich damit groß auseinandergesetzt oder-

**B:** (schüttelt den Kopf) Für mich ist es- Also ich komme ja nicht aus Deutschland, ich komme aus [einem anderen europäischen Land; geändert S.O.]. Und in [dem anderen europäischen Land; geändert S.O.] sind wir halt auch ein bisschen- Also in [dem anderen europäischen Land; geändert S.O.] wird man natürlich in der Schule nicht geschlagen, aber in meiner Generation zumindest ist es voll normal, dass deine Eltern dich schlagen. Also- Jetzt nicht so verprügeln. Aber jetzt so eine bekommen hab ich auch. (**I:** Mhm) Ähm und ich hab schon das Gefühl- Also ähm in- in Deutschland oder generell in Europa ist es mehr so: deine Eltern erziehen dich und in der Schule lernst du fachliche Sachen. (**I:** Mhm) Und in Tansania ist, glaub ich, der Gedanke eher so: du verbringst so viel Zeit in der Schule, dass deine Lehrer dich eigentlich auch erziehen. Also ich hab auch Lehrer- jetzt nicht nur mit Schlagen bezogen- Aber ich hatte eine Lehrerin, sie hat Kinder zum Kämmen geschickt. (**I:** Ok.) Hey du, warum bist du heute nicht gekämmt? Kämm dich! (**I:** Mhm) So. Das würde ein Lehrer in Deutschland, glaub ich, nicht sagen. (**I:** Ne.) So jeder kann ja äh von zuhause kommen, wie er möchte mehr oder weniger. (**I:** Mhm) Und in Tansania hat man schon diese- diese Erziehungsauftrag in der Schule. (**I:** Ok.) Deshalb war für mich so dieses Schlagen an sich- Also natürlich kann man das auch anders machen und ich würde- Wie gesagt, ich habs nicht gemacht und ich würde das auch nicht machen und ich glaube- ich hoffe, ich würde meine Kinder auch nicht schlagen. (**I:** Ja.) Aber ich finde das jetzt nicht ein krasses Trauma ist, weil die nicht verprügelt wurden. Also es war schon super strikt, wie die das gemacht haben. Die haben so einen Stock (**I:** Mhm) und die wurden Hände ähm geschlagen (**I:** Mhm) oder die Jungs in den Hintern, die Mädels wurden nicht auf den Hintern geschlagen. (**I:** Mhm) Und das hat wehgetan. Ich hab sogar die Kinder gesagt, die sollen mich schlagen in die Hand. So schlag- Die wollten das nicht. Die haben wahrscheinlich auch nicht

so stark geschlagen, aber ich wollte wissen, wie- wie stark das ist. (**I:** Ok.) Es tut weh, es ist doof und die ham geweint und das war- es war- Also irgendwie- ich würde das nicht machen und ich befürworte es nicht aber ich glaub nicht, dass es ein traumatisierendes Erlebnis für den ist.

**I:** Ok, ok. Alles klar. Ja, (.) ähm. (2) Genau. Ähm ja. Was mich noch interessieren würde- Das ist jetzt schon son bisschen ne abstraktere Frage. Ähm. (.) Welchen sozialen Gruppen hast du dich zugehörig gefühlt? Oder von welchem hast Du Dich ausgeschlossen gefühlt beziehungsweise hast sich auch ähm aktiv abgegrenzt? Zum Beispiel-

**B:** In Tansania oder generell?

**I:** Ähm in Tansania vor allen Dingen. Genau. (2) (**B:** Hmm) Also weil du ja grad zum Beispiel schon meintest so, dass du halt immer die Weißer warst. Ähm. Wurdest du dann mit- im Laufe der Zeit schon so als Teil der Gesellschaft anerkannt? Oder war das eigentlich so durchgehend dann, dass du schon irgendwie so die von außen warst zum Beispiel.

**B:** Ich glaube nicht, dass- Wie gesagt- Also bei mir- Es war- Ich glaube, es ist anders, wenn man in einer Gruppe von Freiwilligen kommt. (**I:** Mhm) Weil da wird- Da grenzt man sich halt unbewusst auch aus. Ähm. Ich hatte- Ich erzähl, glaub ich, immer sehr oft dieses ähm Erlebnis, aber ich hatte diesen Englischlehrer, der mir ähm- der mir die paar Stunden in der Woche gegeben hat. (**I:** Mhm) Er hat mich am Anfang gehasst. Also ich habs gemerkt, er hat mich gar nicht gemocht. Der hat nie mit mir gesprochen und wen der mit mir gesprochen hat, war es, um zu fragen: wenn ich nach Deutschland komme, bringen sie mich dann um? Oder- Also wirklich so Fragen so: ist Hitler noch der Präsident? Also- (**I:** Oh Gott.) Ja, so richtig Fragen, wo ich gemerkt habe, der mag mich nicht und ähm- Es gab in der Schule ähm zum Essen äh diese- Ja, in der Schule ham die Kinder für sehr wenig Geld auch eine Mahlzeit bekommen (**I:** Mhm) und das war halt- Ja, das war immer dasselbe. Also, es war entweder Ugali, das ist- Ugali ist dieses Maisbrei mit äh Wasser, was man mit den Händen isst. (**I:** Mhm) Mit Bohnen oder- oder Mais mit Bohnen oder Reis mit Bohnen. Auf jeden Fall immer Bohnen und Reis- Also für mich war Reis so mein Highlight. So: ja Reis! Aber das war so mega viel- Also auf jeden Fall, es hatte kleine Steine drin. Ganz kleine, kann man auch ausspucken. Es war nichts schlimmes, aber- Hm, es war jetzt nicht super lecker. Und alle Lehrer konnten dieses Essen äh kostenlos mitessen. (**I:** Mhm) Oder die konnten rausgehen und sich was kaufen, was auch die meisten gemacht

haben. Aber ich hatte ja nur meine 100 Euro im Monat und ich bin super- also sparsam und ich wollte auch reisen, deswegen hab ich immer Geld gespart und ich wollte dann- Ich hab gesagt: ich kauf mir kein Essen, weil ich das kostenlos bekomme. (I: Mhm) Es war essbar. Es war nicht super lecker aber ich konnte das essen. (I: Mhm) Und dann hab ich immer dieses Essen gegessen und irgendwann mal hab ich halt in meinem- meinem Büro gegessen und hab dieses Ugali mit Bohnen gegessen und dieser eine Lehrer ist reingekommen. (I: Mhm) Und er hat mich gesehen, wie ich dieses Essen gegessen habe und ab dem Tag hat er mich geliebt. Er hat immer so gesagt: wow, du isst unser Essen. Und ich so: ja?! Also für mich war das ja so super selbstverständlich, weil das war ja kostenlos für uns. (I: Mhm) Und der so: woa, du isst unser Essen! You're a very good madame. Und der hat gesagt, dass andere *weiße*, das wahrscheinlich in der Schule davor was gemacht ham, haben sich immer aus dem Laden äh Chips gekauft. (I: Mhm) Und die ham nie das Essen gegessen. (I: Mhm) Und der hat selber gesagt: die denken, sie sind was Besseres und die essen nicht unser Essen. Und hat gesagt: du, du isst unser Essen! Du bist wie uns. Und ja- Ab dem Tag hat er mich wirklich geliebt. (I: Ok.) Ja, das war so ein bisschen mein- mein Gefühl, was ich hatte, so- ich glaube viele sind auch mit dem Vorurteil gegangen: ok, die ist reich, die ist *weiß*, die- (I: Mhm) Und nachdem ich- Weil ich wirklich- Wie gesagt, ich glaube, das hängt auch- Also auch- Ich will jetzt mich nicht irgendwie schmücken, dass ich was besser gemacht habe, als andere Freiwillige, aber das war halt so- Ich hab von meinen Eltern kein Geld bekommen. Ich bin nicht- Ich hab kein Kindergeld- Ich hab nur diese 100 Euro im Monat gehabt. (I: Mhm) Wenn ich reisen wollte oder sowas, musste ich mir das aus diesen 100 Euro finanzieren. (I: Mhm) Ich glaube, meine Mutter hat mir einmal in dem Jahr- Sie hat mir einmal Geld geschickt für Weihnachten. (I: Mhm) Und mein Vater hat mir mal 50 Euro geschickt und er hat gedacht, er schickt mir die Welt. (lacht) (I: Ja.) Wow, du hast jetzt 50 Euro! Ja, danke. (lacht) Aber auf jeden Fall ich hatte nicht so ein- ein unge- Also ja ich- Keine Ahnung, meine Mitfreiwillige- So also das nicht weitererzählen oder so. Auf jeden Fall sie hatte von ihre Eltern so ein Sparkonto gemacht. Ich glaube, das ist in Deutschland typisch, dass wenn man ein Kind hat, dass man ein Sparkonto eröffnet und Geld reinzahlt und wenn man 18 ist bekommt man das oder kann man das Geld rausholen. (I: Ja.) Und sie hatte [sehr viel Geld; geändert S.O.] und sie hat so voll gereist und jetzt nicht super krass. Die hat jetzt nicht [das komplette Geld; geändert S.O.] in dem Jahr ausgegeben. Aber sie hatte auf jeden Fall den Komfort, dass sie sagen konnte, wenn ich morgen nach äh Simbabwe möchte, kann ich mir ein Flugticket kaufen. Das war halt nicht mein Fall. (I: Ok, mhm.) Und beim Kaufen- Ich weiß nicht, so bei- Ja, ich hab immer gehandelt und so, ich hab- Ja, weil ich halt diese- dieses begrenztes Geld habe, was viel war. Wirklich. Ich will gar nicht sagen, dass ich irgendwie kein

Geld hatte oder so. (I: Mhm) Das war auf jeden Fall ausreichend, aber- aber ich wollte auch ein bisschen sparen. (I: Mhm) Ähm deshalb hab ich das Gefühl, dass ich halt besser angekom- Oder nicht besser angekommen bin, sondern so mehr so (.) auf einer Ebene. (I: Mhm) Weil das ist- Ich war so: ja, ok. Mir ist das egal, ob wir jetzt in ein Café gehen und einen Kaffee trinken oder wenn wir ins Park gehen und uns auf den Boden setzen und äh einfach reden. (I: Mhm) Deshalb hatte ich so mehr- Aber ja, also auf jeden Fall war mein- Also ich will nicht sagen, ich war- Mein- mein Umfeld war eher so Mittelschicht, (I: Mhm) Mittel-Oberschicht. (I: Mhm) Ja.

**I:** Ok. Ah ja, spannend. Ähm, (.) ja. (lacht) Ähm, dann habe ich noch eine Frage, auch wieder sehr (.) abstrakt oder reflektierend irgendwie. Wenn du jetzt so zurückblickst auf die Zeit, weißt du noch, über welche Aspekte von deiner Identität du dir besonders Gedanken gemacht hast oder ja, mit welchen Punkten von dir selber quasi du dich in der Zeit beschäftigt hast oder was da so äh ja besonders in den Vordergrund getreten ist?

**B:** Mmm (4) Uff. Ja- Ja, das ist- (lacht) eine gute Frage. Ich glaube, ich hatte so, wie ich schon gesagt habe, so den meisten struggle hatte ich halt mit meinen- mit meinen- meine Einordnung, was ich- Ich denke halt- Ich hab auch ein bisschen Muster, denke halt, ich muss irgendwo gehören. Ich hatte immer dieses- Ja. Ich glaube ja mit meine Zugehörigkeit, wo komm ich her. Das war für mich auch super komisch, wenn- Also- Also auf- auf ähm Englisch ham die immer gefragt: where do you come from? (I: Mhm) Ich komme- Also: where do you come from? So: woher bist du gekommen? Ich bin aus Deutschland gekommen. (I: Mhm) Aber ich komme ja nicht aus- Also ich bin ja aus [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] aber irgendwie war es für mich komisch, weil ich komme ja mit einer vom deutschen Staat finanzierten (I: Mhm) ähm weltwärts-Programm nach Tansania und sage: ah, ich bin aus [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] und vergesse halt das ganze Deutsche quasi. (I: Ja) Und deshalb war- Für mich war das so- so ein struggle. Also ich hab- ich hab eigentlich immer gesagt, ich komm aus Deutschland. Irgendwann mal hab ich so Vorwürfe bekommen von wegen: ah, you colonized us! Und dann war ich so: ja, ich komme auch aus [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.]. (I: Ok, ok.) Also es ist ja- Und- Und vor allen Dingen immer dieses: ich bin eigentlich auch Tansanerin. (I: Mhm) Irgendwann mal hab ich gesagt so: hey, ich komm aus Tansania, die ham mich so angeguckt (macht große Augen): nein! (lacht) (I: Mhm, mhm) Also ich glaube, das ist so die Sache mit der ich am meisten gekämpft habe. So ok- Bis ich irgendwann mal, ich glaube auch im Laufe des Jahres oder durch des Jahres hab ich dann gemerkt, es ist ok, dass ich bin, wie ich bin. Also das war, glaube ich, davor- Ja, genau. Das war davor ähm-

Also, bevor ich nach Tansania gekommen bin, (**I:** Mhm) ähm hatte ich öfters der Fall, dass mich so afrikanische- oder Menschen mit afrikanische Herkunft oder Abstammung- Auf jeden Fall ähm die ham mich auf der Straße angesprochen und ham mich gefragt: woher kommst du? Und ich glaube so, dass manchmal, öfters, hab ich so: ja, ich komme aus Tansania. Oh, ich auch. Und dann ham wir was Gemeinsames. (**I:** Mhm) Und so-

**I:** Meinst du jetzt, in Deutschland oder [in dem anderen europäischen Land, geändert S.O.] ist das passiert?

**B:** Genau, in Deutschland und [dem anderen europäischen Land, geändert S.O.]! Also diese Diaspora ist eigentlich super- super- ja super- Also man- Ja, so voll viele so Schwarze Menschen, die einem über den Weg laufen und hi sagen und du die gar nicht kennst. (**I:** Mhm) Ähm und das war halt- Ich und meine beste Freundin in Deutschland- Sie kommt aus Benin. Also aus Westafrika. (**I:** Mhm) Und ich war mal mit ihr in so einem Festival und wenn Leute mich gefragt haben, woher du kommst- Ich hab mich sehr schwer getan zu sagen: aus Tansania, weil ich das Gefühl hatte, ich hab gar kein Recht ähm das zu sagen, weil ich war nie in Tansania. Ich kenn das Land nicht, ich kenn nicht mal meine Familie aus Tansania. (**I:** Mhm) Wie kann ich sagen, ich komm aus Tansania? Und ich hab immer gesagt, ich komm aus [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] und da ham mich die Leute so angeguckt so: hm, das ist nicht die Antwort, die ich wollte. (**I:** Ja.) Ja und meine Freundin hat mich sogar gesagt: sag ihnen, du kommst aus Tansania. Die wollen nicht wissen, dass du aus [einem anderen europäischen Land, geändert S.O.] kommst, die wollen wissen, wo in Afrika du kommst. (**I:** Mhm) Aber ich hab mich voll schlecht gefühlt, weil ich hab gedacht, ich kann das nicht sagen, weil die fragen mich: aus Tansania, wo aus Tansania? Und ich wusste das gar nicht. (**I:** Ja.) Oder damals wusste ich nicht mal, wo in Afrika. Also- (**I:** Ja, ja.) Und das ist halt nach meinem Jahr weggegangen. Jetzt ist mir das ein bisschen egal, was die anderen- Auch manchmal sag ich, ich- ich bin Afrikanerin und da kommt so: ne, bist du nicht, weil du bist *weiß*. Oder von meine Familie oder so- Solche Sachen hatten wir immer (...??).Jetzt ist mir das egal. Früher war das mir voll nah gekommen. Also diese Probleme waren für mich so super- ein super sensibles Thema und jetzt geh ich, glaub ich, besser damit um.

**I:** Mhm. Ahja, spannend. Ähm (2) Ja. Hast du sonst noch irgendwie so Dinge, die dir gerade im Kopf durch- rumschwirren, die du gerne noch äh ansprechen möchtest?

**B:** Puh. Eigentlich- Ich glaub, ich hab viel gesagt. (lacht) (**I:** Ja, auf jeden Fall) Ich rede viel, wie du gemerkt hast. (lacht) (**I** lacht) (**I:** Voll gut!) Und das Freiwilligendienst, das war für mich so ein super tolles Jahr. Also- (**I:** Mhm) Ja, das hat mich halt- Ja. Ich kann stundenlang darüber reden. Geht dir bestimmt auch so. Also- (**I:** Ja, klar.) Ja. [Aber ich finde-

**I:** [Warst du denn- Oder ne-

**B:** Ne, ich wolle sagen, dass ich das eigentlich voll gut finde, dass- dass du dann auch das auch so kritisch betrachtetest und- (**I:** Mhm) Also mach ich auch natürlich in- in- bei diese weltwärts- Vertretung. (**I:** Mhm) Ja, ich muss sagen, deshalb find ich eigentlich weltwärts- Oder, wobei ich kenn IJFD gar nicht. Also ich kann dazu nichts sagen. Aber ich finde weltwärts eigentlich ein gutes Programm, weil- Natürlich Stereotype und ungleiche Machtstrukturen, das sind Sachen, die sich wiedergeben. Aber weltwärts hat dieses Steuerungsausschuss, was nicht nur aus staatlicher Seite besteht, sondern auch aus den Trägern selbst (**I:** Mhm) und wir Freiwilligen. Und wir können das zumindestens versuchen zu verbessern. Wir- wir- Es wird kritisch betrachtet. Das wird auch- Also in- in weltwärts ist in den Richtlinien geschrieben, dass man so eine kritische Rassismuseinheit ähm als Vorbereitung gibt. Das sind halt Sachen, die man nicht immer hat. So bei Kurzzeitfreiwilligendiensten, bei diese Peace Corps- (**I:** Ja.) Bei Peace Corps, das sind die allerschlimmste Menschen überhaupt. (**I:** Ok?) Die denken, ohne die- Die denken wirklich- Die sind so: ah ja, wir wohnen in denselben Verhältnisse, wie die Menschen dort. Wir- Ach, die denken, die sind so eine Teil für die Menschen vor Ort, weil sie genauso, wie die wohnen aber das ist ja nicht deren Realität.

**I:** Ja. Hast du mit denen- mit denen ähm dort Kontakt gehabt? Also waren da so Peace Corps äh Freiwillige?

**B:** Ja, da waren schon einige. (**I:** Ok.) Dadurch, dass das aber nicht so ne große Stadt war- Und die- die ham auch super strenge Regelungen. Die dürfen gar nicht ähm in eine Stadt wohnen. Die dürfen nur so außerhalb der Stadt wohnen. Ähm die müssen wirklich- Die verdienen auch dasselbe, was die Menschen vor Ort verdienen. (**I:** Mhm) Ähm, aber ja- Die verdienen dasselbe aber deren Haus wird bezahlt, also es ist immer noch äh auf jeden Fall ein Privileg das zu machen. (**I:** Ja, ok.) Ähm für denen ist das übrigens für zwei Jahre, nicht für eins. (**I:** Ah ja.) Und ähm ja die sind auch ähm ausgebildet. Also das sind nicht 18-Jährige, die nach dem Abi

gehen, das sind alles ausgebildete Fachkräfte und die machen das als äh (macht Anführungszeichen mit der Hand ) Civil Service (+). Also für denen ist das wirklich so was ähm aus dem Government. Also auf jeden Fall super krasses zu machen. (I: Mhm) Aber (Einstellung?). Ich hab viele Peace Corps Freiwillige, nicht nur in Tansania, so auch andere- in andere Orten, und ich hab wirklich so- Die denken- Die denken, sie können für die Menschen vor Ort reden, weil sie genauso wie die leben. (I: Ok.) Das ist aber nicht der Fall.

**I:** Ja ne, klar. War dir das irgendwie ein Anliegen dann vor Ort dich von den abzugrenzen und so zu sagen: ey Leute, ich gehör nicht dazu. Ich bin ne andere Freiwillige quasi?

**B:** Ja, ich glaube, das hat man- Also die ham- Wie gesagt, die ham nicht direkt in der Stadt gewohnt, ich hab sie nur so gelegentlich über den Weg gelaufen. (I: Ah ok.) Ja, und irgendwie- Ich weiß nicht, wie ich die kennengelernt habe. Aber auf jeden Fall- Alle wussten, das sind aus Amerika die Menschen. (I: Mhm, mhm) Und ich hab mich eigentlich schon so voll eingeweiht gefühlt. Also ich hab mich schon so voll vor Ort gefühlt. (I: Ah ja, ok.) So voll angekommen. Ich konnte die Sprache. Wie gesagt, dadurch, dass ich in der Kirche war- (I: Mhm) Alle kannten mich und alle dachten so ich bin eine gute (zeigt Daumen nach oben) *weiße* Person, weil ich ja zur Kirche gehe. Und die ham mir auch dieses äh Konzept von- Also viele- Das einzige, was sie über den Westen kennen, ist halt aus dem Fernseher (I: Mhm) und genauso, wie wir hier denken, dass die alle so arm sind und nichts zu Essen haben- Diese Kinder mit dicken Bäuchen und Fliegen in den Augen haben- (I: Mhm) Denken sie, dass wir hier alle- Also, dass alle Frauen irgendwie Prostituierte sind, dass alle so mit super kurzen Kleider rumlaufen und dass wir keine ethische ähm äh irgendwie Grundlagen haben. (I: Ok.) Und das ham sie bei mir, glaub ich, nicht so- Oder nicht nur bei mir- Ich hoffe, also auch bei anderen Freiwilligen, dass sie das nicht so wahrgenommen haben. Und deshalb warn sie so: ah, das sind die guten *Weißer*.

**I:** Ah ok. Weil du zur Kirche gegangen bist oder einfach so grundsätzlich?

**B:** Ja, ja! Weil ich halt mich voll gut integriert habe. (I: Mhm) Ich hab mich wirklich voll gut integriert. (I: Mhm) Ähm. Ja, ich war da, ich hab- Ja, ich hab halt bei den- Sogar (schlägt sich Hand an Stirn) ein Lehrer ist mal- Ein Lehrer ist mal zu mir gekommen und ich weiß nicht, wie wir zu dem Thema gekommen sind, dass ich eine Freiwillige bin. Und der hat mir gesagt: du bist eine Freiwillige? Das heißt du bekommst kein Geld! Und ich so: ne, ne ich bekomme hier für kein Geld. Und der war so: aber das kann doch nicht sein! Der ist zur Schulleitung gegangen

**(I: Oh!)** und hat gesagt, die sollen mich bezahlen, weil in der Bibel steht, dass, wenn jemand nicht arbeitet, der soll auch nicht bezahlt werden aber, dass, wenn jemand arbeitet, diese Person muss bezahlt werden.

**I:** Ok, krass. Ist das der, weiß ich nicht, katholische Glauben oder christlichen Glauben, der grundsätzlich irgendwie so stark verbreitet oder so, dass das son Ding ist, **(B: Ja.)** (B nickt) womit man argumentiert?

**B:** Ne, aber er hat mir das auch so gesagt. Hat gesagt: in der Bibel steht, dass, wenn man nicht arbeitet, muss man nicht bezahlt werden aber wenn man arbeitet, muss man bezahlt werden! (lacht) (I lacht) **(I: Na dann.)** Der Schulleiter hat sich dann bei mir entschuldigt, dass sie mich nicht bezahlt haben. (schlägt Hand an Stirn und lacht)

**I:** Aber ham sie dich- Also ham sie dich dann im Nachhinein noch bezahlt? Oder-

**B:** Nein, ich hab- also weiß, dass- Oder ich geh davon aus, dass er ihr das gesagt hat, weil an meinem letzten Tag hat sie- hat die Schulleiterin mich ähm gerufen **(I: Mhm)** und hat mir mega viele so afrikanische Stoffe, so Kitenges heißen die, geschenkt **(I: Oh.)** und die waren teuer. Weil es gibt günstige und es gibt teure und die waren teuer. **(I: Oh.)** Und die hat mir voll viele davon geschenkt. So sechs oder so. Und sie hat mir das gegeben, hat gesagt: wir sind super dankbar für deine Arbeit und es tut mir leid, dass wir dich nicht bezahlen konnten **(I: Mhm)** aber unsere finanzielle Lage blablabla. Und ich hab zu ihr gesagt ,auf gar keinen Fall! Also ich- ich darf gar nicht bezahlt werden. Also mein Visum ist nur so für Volunteering, nicht- Hm hm. (schüttelt den Kopf) **(I: Ja.)** Und sie war so ja- Also deshalb- Also hab ich mir im Nachhinein gedacht, der ist bestimm zur Haus- zur Leitung gegangen und hat das (...?). (lacht)

**I:** Ah ja. Da waren die Stoffe die Bezahlung. Ah ja. Ja, cool. Ja ähm. Hast du sonst noch irgendetwas, worüber du gerne reden möchtest?

**B:** (schüttelt den Kopf) Ähm. Also nicht, was mir jetzt so spontan einfallen würde.

**I:** Gut! Ne, weil ich bin jetzt mit meinen Fragen auch eigentlich am Ende. (lacht) Und ähm ja, dann schon mal vielen, vielen Dank für deine Zeit **(B: Ja, gerne!)** heute Nachmittag. Ähm. Voll cool, dass das geklappt hat. Äh ich stopp jetzt auch mal gerade die Aufnahme.

9.2.4. Interview\_Amira

Datum: 05.01.2022

Dauer: 00:58:29

**I (Interviewerin):** Ok, [perfekt. (lacht)]

**B (Befragte):** [Klingt gut.]

**I:** Ähm, ja. Magst du dich dann zu Beginn einmal vorstellen?

**B:** Ja, sehr gerne. Ähm. Ja, mein Name ist [Amira; Name geändert, S.O.], äh hab ich- ham wir ja- Genau, wir ham ja auch schon geschrieben. Ähm und ich bin 22 Jahre alt, ich äh wohne zurzeit in Freiburg, mach hier auch meine Ausbildung äh in der Pflege am Uniklinikum hier in Freiburg. Und ähm ja- Was gibt's sonst noch so zu mir? Ich hab ähm- bin eigentlich groß geworden in Schleswig-Holstein. Ähm bin da äh erst in nem Dorf in die Grundschule und dann später äh halt in Kiel, also Landeshauptstadt, zur Schule gegangen. Und äh bin dann über so Umwege auf den Freiwilligendienst gekommen. (**I:** Mhm) Ähm, über ne Berufsmesse damals, aber ich wusste, ich will nicht sofort danach irgendwas machen. Also ich war auf nem Gymnasium. (**I:** Ja) Hab ich das grad gesagt? Weiß ich nicht mehr. Ist ja auch egal. (lacht) Und ähm genau. Bin da dann übers DRK, die halt da waren, und die halt auch weltwärts-Freiwilligendienste anbieten, da son bisschen reingerutscht. (**I:** Mhm) Und ähm hab dann noch geschaut, was es noch so für Anbieter gibt. (**I:** Ah) Und genau, bin dann ähm übers Internet äh auch praktisch über den SCI, also praktisch die Partnerorganisation gekommen, die äh den Freiwilligendienst beziehungsweise die Organisation, bei der ich äh in Indien war - (**I:** Mhm) ich war 2018/19 in Indien - äh gestoßen. (Mhm) Und äh ja. Human Wave ist ne sehr kleine Organisation ähm die sind äh im Nord- (2) Osten des Landes. Also Kolkata, da in der Nähe. (**I:** Mhm) Mmh genau in Mankundu ansässig. Äh der Organisationsleiter war praktisch auch mein Gastvater (**I:** Ach witzig!) ähm und hat das alles selber aufgebaut. Mir hats eben sehr zugesagt, weil es hauptsächlich eben auch äh Menschen vor Ort sind, die in der Organisation arbeiten und tätig sind (**I:** Mhm) und für mich das irgendwie auch 'n Grund war zu sagen: ok, wenns so natürlich aufgebaut ist, dann ist es auf jeden Fall auch etwas, das ich gerne auch unterstützen möchte (**I:** Mhm) und mir hatte das Projekt einfach von Anfang an zugesagt und deswegen hab ich mich da beworben und bin da über den SCI eben praktisch nach Indien gekommen zu Human Wave.

**I:** Ah ja. Ok. Äh-

**B:** Genau, ich weiß nicht-

**I:** Ja, was hast du da so gemacht bei Human Wave? Also was waren so deine Aufgaben?

**B:** (atmet tief durch) Ja, das ist immer ein bisschen schwer zu erklären oder zu erläutern, weil äh ich im Grunde genommen so fast alles- Also ich war mit äh drei weiteren Freiwilliginnen-Freiwilligen dort. Also alle weiblich. (**I:** Mhm) Ähm. Und wir haben so ungefähr alles gemacht, was eben so ging. Also es ist äh sehr- Ja, es war ne sehr kleine Organisation, deswegen, wie gesagt, keine so festen Aufgaben. Es gab so ein paar Sachen, die wir organisiert haben, aber es war relativ frei. Also ähm um das ein bisschen auszuführen, zum Beispiel haben wir- Also es war immer so- Das indische Schulsystem, ich weiß nicht, ob du da-?

**I:** Ne, kenn ich nicht. (lacht)

**B:** Ja, dann äh mach ich nochmal nen kleinen Ausschlenker. Es tut mir immer so leid, aber es ist wirklich schwer die Arbeit auf den Punkt zu bringen.

**I:** Du, kein Problem, also- (lacht)

**B:** Ähm, ja, also äh- Es ist so, dass in Indien es so ist, dass praktische jedes äh Kind bis zur, ich glaube, achten Klasse das Recht auf Schule hat. Das bedeutet aber auch, dass äh jedes Kind ähm jede Klasse einfach weitergeschliffen wird. Und das kann halt dadurch kommen, dass es äh immer noch Kinder in der vierten Klasse gibt, die- die Analphabeten, -betinnen sind. (**I:** Ok) Und ähm ja, dadurch hat es sich 'n bisschen in Indien so getan, dass es äh Tution gibt. Also das ist praktisch- sind Nachhilfekurse. Für die zahlen meistens äh die Eltern (**I:** Mhm). Ähm oder die aufstrebende Mittelschicht schickt ihre Kinder auf Privatschulen. Ähm von der Oberschicht sowieso- Die meistens gleich ins Ausland. Ähm aber eben viele äh, die einfach weniger privilegiert sind, äh ja haben wenn überhaupt nur durch die Tution die Möglichkeit in der Schule voranzukommen. Die Schule, die fängt äh relativ spät an, also ab elf und geht bis eins so ungefähr. (**I:** Mhm) Zumindest die staatlichen Schulen sind also sehr, sehr kurz und in der Zeit wird nicht viel gelehrt. Es ist sehr viel Frontalunterricht. Äh teilweise werden Kinder dort auch noch

mit dem Stock geschlagen. Also Gewalt an Kindern wird auch ausgeübt. (I: Mhm) Ähm so von dem, was ich so mitbekommen hab. Und deswegen haben viele Kinder meistens vor und nach der Schule Nachhilfeunterricht und der ist teilweise sehr, sehr teuer. (I: Mhm) Und ähm ja, es gibt Familien, die äh einsehen für Bildung zu bezahlen und es gibt auch andere, die da nicht- die das nicht einsehen oder die nicht die finanziellen Mittel haben. Deswegen gibt es ganz oft auch so ähm ja soziale Hilfe oder ähm eben jetzt zum Beispiel Human Wave, die gesagt haben, jetzt in marginalisierten Vierteln in der Umgebung- Das sind eben meistens an Bahnschienen, wo so Leute sich ansiedeln oder Menschen sich ansiedeln. Viel auch mit Migrationsgeschichte aus Bangladesch. Ähm die zapfen dort den Strom ab von der äh- von den Bahn- Bahnhöfen und es gibt halt immer fließend Wasser und Toiletten und deswegen entstehen dort eben häufig Siedlungen und äh kleine Dörfer. Und äh in diesen hat Human Wave praktisch immer ein Tutorialgebäude (I: Aha) oder äh etwas weiter außerhalb, je nachdem, wies halt so geht. Also es sind momentan so drei (nachdenkliches Gesicht) ähm dreieinhalb- Also die ham auch noch eine- eben noch ein Ort weiter außerhalb im Land, wo sie nochmal ganz andere Arbeit machen, aber wir waren häufig halt fest zugeteilt zu den drei Orten. Ich war in Baidyabati (I: Mhm) ähm Westside. Also das ist praktisch auch geteilt von der Bahnschiene, (I: Ok.) das ist auch nochmal- Also es gab ein Tutorialgebäude im Osten, eins im Westen (I: Ah ok.) und äh dann gab es äh noch eins in Lalkuthi in (Batlascha?) und eins in Mankundu direkt. Also praktisch vier Tutorialgebäude, direkt an den Bahnschienen, die drei äh- die drei Bahnhöfe entlang gehend. (I: Mhm) Und ähm genau, was wir halt gemacht haben, immer so morgens von sieben- (.) oh, ich glaub sieben bis- Ist jetzt auch echt lange her. (lacht) (I: Mhm) Also ich glaube, in etwa drei Stunden. Kann ich sonst auch nochmal nachgucken. Ähm war eben, dass wir Nachhilfeunterricht gegeben haben. (I: Ja.) Ähm also häufig in en- Also in Englisch aber dafür auch Bengali gelernt haben, (I: Ah) weil viele natürlich nicht äh ja Englisch äh sprechen konnten. Beziehungsweise wir hatten äh häufig dann jüngere Klassen (I: Mhm) oder halt die, die dann schon besser Englisch konnten. Also das hat immer son bisschen unterschieden. Also die Kinder, die dort ins Tutorial gehen, sind meistens äh- ja, was wir hier so als Vorschule kennen bis hin zur dritten, vierten Klasse. Und dann gibt es meistens abends nochmal äh für ältere ähm ja Schüler\*innen eben auch nochmal Nachhilfeunterricht. Da ham wir aber weniger ausgeholfen. Also das war meistens eher mit den kleineren Kindern, einfache Wörter und Buchstaben. (I: Mhm) Ähm ja. Dann hatte wir- war es meistens so, dass wir nach Hause gefahren sind, also wieder zurück zu äh nach Mankundu, wo wir auch die Gastfamilie hatten, ham gefrühstückt und dann gab es so ne Art Office-Zeit. Die war so von, ich glaube, boa zwei- zwei Stunden irgendwie am Mittag, wo wir ähm viel so Rechnungen kontrolliert haben. Die ham ein Mikrokreditprogramm,

vor allem für Frauen in der Umgebung. Ähm ja, um einfach den wirtschaftlich also ja mehr Spielraum zu ermöglichen. Also da gabs auch ganz unterschiedliche Sachen, die da praktisch äh- Ja die Frauen- Also teils ham Frauen auch einfach nur gespart, um später die Hochzeit (**I:** Ok.) für die Tochter zu finanzieren. Aber andere haben eben auch nen eigenen Friseursalon aufgemacht. Also es gab alles. Aber eben ne Möglichkeit, um ne- ja Kredite aufnehmen zu können. Und das war ganz stupide einfach Rechnung kontrollieren. Ähm immer auch so für zwei Stunden, dann gabs Mittagessen meistens. Und dann haben wir- durften wir selber praktisch nachmittags noch äh ja Programme organisieren für die Kinder. (**I:** Mhm) Ähm in den Tutorials, in denen wir praktisch waren, und manchmal sind wir auch zu zweit nachmittags irgendwohin gegangen. Und da gab es alles. Also von ner Bastelgruppe bis zu Mal-AGs ähm oder auch noch ne Spoken-English-Klasse, praktisch ne Englischklasse für Kinder, die schon etwas besser sprechen können (**I:** Mhm) oder die schon etwas weiter sind. Das waren meistens Jugendliche (**I:** Mhm) ja, keine Ahnung, im Alter von elf bis 13 so ungefähr. Und freitags hab ich zum Beispiel auch, weil die noch ne Schule haben, mit der sie irgendwann mal hoffen, Geld einbringen zu können. Das ist ne Privatschule. (**I:** Ok.) Ähm. Dort gab es 'n Computerraum. Dort bin ich dann auch jeden Freitag mit den Kindern hingefahren, aus meinem Tutorial, und hab praktischen ne Art Computerunterricht gegeben. (**I:** Mhm) Ähm solche Sachen haben wir gemacht. Äh da gab es auch immer noch so äh ja außerhalb des Schulischen noch so übergreifende Sachen, wie zum Beispiel, dass äh ja Perioden äh- oder halt äh Hygiene ähm vergünstigt ausgeteilt wurde und dass wir damit waren und immer, wenn Sie ausgeteilt wurde, dass äh dann die jungen Frauen und äh Mädchen eben noch die- also noch so nen kleinen Workshop dazu hatten. (**I:** Mhm) Also es wurde aufgeklärt, zum Beispiel über ja sexuell übertragbare Krankheiten (**I:** Mhm) und- Also das immer in Kooperation natürlich noch mit jemandem, äh der Muttersprachler Bengali ist. Also es war meistens ne Frau auch mit, die auch in der Organisation gearbeitet hat. Ähm, dann hat- gab es immer noch so Projektstage zu äh ja (.) Gesundheit. Also, dass immer mal- Also einmal im Monat wurde geplant, dass ne Doktorin in die Tutorials kommt. Also es war son bisschen Gemeindeaufbau- Viertelarbeit praktisch. (**I:** Mhm) Also, dass 'n Haus- Hausarzt, Hausärztin, äh Zahnarzt, Zahnärztin da war ähm einmal im Monat. (**I:** Mhm) Und dann gabs noch 'n Nutritional-Programm für die schwangeren Frauen, wo wir auch mitgeholfen haben Medikamente auszuteilen. Also praktisch äh ja Nahrungsergänzungsmittel. (**I:** Mhm) Es ist irgendwie immer sehr schwer zu greifen, manchmal gabs auch einfach so Projekten, die praktisch kulturell 'n bisschen in den Stadtvierteln warn. Dass wir 'n Theaterstück zusammen mit den Kindern inszeniert haben (**I:** Mhm) oder, dass wir ähm ja getanzt haben mit den Kindern und 'n Tanz einstudiert haben mit ner Tanzlehrerin zusammen und

das dann aufgeführt haben. Oder dass äh- Zum Beispiel habe ich jetzt mal an in Baidyabati eine Woche so ne Science-Week gemacht. Da ham wir immer am Ende des praktisch (macht Anführungszeichen mit der Hand) Tutorials (+) morgens 'n bisschen äh- ja so zehn Minuten irgendwas Wissenschaftliches gemacht, kleine Versuche und die Kinder hams dann am Ende irgendwann in einer öffentlichen Schule vorgestellt, die wir praktisch angemietet haben. Und dann sind die ganzen Eltern vorbeigekommen. Also es ist (lacht) sehr schwer zu sagen, was wir so an Arbeit gemacht haben. (+) (**I:** Ja) Ja, weils son bisschen ja (.) Arbeit für alles irgendwie war.

**I:** Ja, aber es hört sich mega vielfältig an (**B:** Ja!) und irgendwie abwechslungsreich. Also da ist es bestimmt nicht [langweilig geworden.

**B:** [(...?)

**I:** Ja! Ne, mega cool! Und das heißt in diesen Tutorials warst du dann quasi so hauptverantwortlich?

(Internetprobleme #00:11:03# bis #00:11:06#) Oh sorry, hmm.

**B:** Nochmal?

**I:** In diesen Tutorials warst du dann quasi so die Hauptverantwortliche für den Unterricht? (**B:** Ne, ne.) Oder hast du eher unterstützt?

**B:** Ich hab eher unterstützt. (**I:** Mhm) Also es gab immer eine Tutorialleitung (**I:** Mhm) ähm, die praktisch son bisschen die Oberhand hatte und die Sachen organisiert hat und äh es gab mindestens pro Tutorial drei bis vier weitere Lehrer\*innen. Also das war schon- (**I:** Ah ja.) Und wir ham dann auch nur- Es gab ja auch unterschiedliche Unterrichtsfächer. Also wir ham halt hauptsächlich Englisch unterrichtet, (**I:** Mhm) weil alles andere eben schwer war. (lacht) (**I:** Ja, klar.) Ähm. Zusätzlich eben zur- zur Bengali-Sprache und äh- Ja, also von daher- es war halt eben auch viel helfen bei Hausaufgaben und so und da- da sind wir natürlich- also definitiv unterqualifiziert als ja Abiturientin, die eben aus Deutschland kommt (**I:** Ja.) und äh nicht mal die Sprache richtig kann (**I:** Mhm) beziehungsweise im Laufe des Jahres erlernt. (**I:** Mhm) Also äh ne, das ham wir nicht gemacht. Es gab auf jeden Fall Hauptverantwortliche. Das wär auch, glaub ich, nicht gut gegangen.

**I:** Ok, ok. (lacht) Alles klar. Ähm. Dann nochmal kurz zu dir. (**B:** Mhm) Du hast ja in einer Mail geschrieben, dass du dich selber als Person of Color identifizierst. (B nickt) Wie kommt das? Also warum tust du das?

**B:** Ähm. Ja, also ich denke vor allen Dingen auch viel durch die Erfahrung, die ich machen musste. (**I:** Mhm) Ähm und äh- Ja, also (2) vielleicht auch- Also ich hab ne Migrationsgeschichte. (**I:** Mhm) Mein Papa äh kommt aus dem Iran. (**I:** Mhm) Äh deswegen hab ich auch nen persischen Namen bekommen und äh bin zweisprachig aufgewachsen. Und bin praktisch ja- (**I:** Mhm) krass kulturell irgendwie aufgewachsen. (**I:** Mhm) Also ähm ja. In der Zeit, glaub ich, in der ich äh klein war, habe ich viel nicht bemerkt. Ich hab zwar schon immer bemerkt, dass ich irgendwie anders bin und äh in meiner Klasse war ich die einzige mit dunklen Haaren. Also (**I:** Mhm) es war schon irgendwo ja- (.) Warum- Also ja ich glaub irgendwann hab ich einfach- Also klar, ich wusste, ich bin anders (**I:** Mhm) aber dieses sich äh damit auseinanderzusetzen, äh warum ich anders bin und was für Gründe das hat, warum ich als anders gesehen werde, das äh kam erst später. (**I:** Mhm) Und äh ja. (**I:** Alles klar.) Dass ich mich als PoC identifiziere in dem Sinne kam auch erst später.

**I:** Mhm, mhm. Alles klar. (**B:** Ja.) Ähm. Genau. Dann habe ich noch ähm- (.) Erstmal zum Anfang vom Freiwilligendienst- Was war da so deine Motivation ins Ausland zu gehen und son Freiwilligendienst im Ausland zu machen? Weißt du das noch? (lacht)

**B:** Ähm, ja. Also äh auf jeden Fall wusst ich, ich möchte nicht sofort irgendwas machen oder studieren oder sonst was. (**I:** Mhm) Also das irgendwie auf der einen Seite ähm und ich denke irgendwo auch ein äh im- im Rückblick sehr kritisch zu betrachtende äh ja- teils würd ich auch sagen White Saviourism (**I:** Mhm) aber auch irgendwie ähm ja sehr nach dem postkolonialen: ok, man geht irgendwo hin und möchte helfen, man möchte andere Kulturen, dieses Exotische. Würd ich sagen- Also ich würd- würd nicht absprechen, dass ich nicht auch irgendwo äh aus rassistischen Strukturen her rassistisch gehandelt habe in dem Sinne, dass ich mich für den Freiwilligendienst entschieden hab. (**I:** Mhm) Und ähm- Also auf der einen Seite, natürlich irgendwo die Neugier und ich- ich bin auch viel damit aufgewachsen viel zu reisen. Also ich bin natürlich- Also wir waren viel im Iran äh (**I:** Ah ja.) also mindestens alle drei, vier- alle zwei, vier Jahre, weil einfach viel Familie da ist (**I:** Mhm.) und ich hab selber viel Familie verteilt, einfach dadurch, dass äh viele geflohen sind und in verschiedenen Ländern wohnen.

Von daher bin ich einfach ein Mensch, schon immer gewesen, der sehr viel unterwegs ist ähm- (I: Mhm) Also teils irgendwie aus meiner Geschichte (I: Ja.) und meinem Family-Background, was ich so mitbringe. Aber sicherlich auch aus äh ja dem- dem- dem- (.) (I: Wunsch?) Wollen was Gutes noch zu tun. (I: Ja.) Ja, genau.

**I:** Verstehe. Und weißt du noch, was so deine Erwartungen an den Freiwilligendienst waren? Also hast du dir davon irgendwas versprochen oder- Genau, erstmal so.

**B:** (schüttelt den Kopf) Gar nicht. Also, ich wusste, ich möchte dahin. Und ich wusste, ich will was anderes machen. Aber ich hatte wirklich gar keine Erwartungen. Also- (I: Ok.) das Beste draus zu machen vielleicht.

**I:** Ja, ja. Verstehe. Und war Indien irgendwie so dein Ziel von vornherein oder war es dir eigentlich egal, einfach irgendwo?

**B:** (schüttelt den Kopf) Das war mir egal. Ich hab wirklich- Also ich hab Tage damit verbracht, das ganze Internet zu durchforsten. Ich hab einfach die Organisation am Ende gewählt, die mich am ehesten angesprochen hat. (I: Mhm) Das war keine Entscheidung für ein Land, (I: Mhm) sondern mehr für eine Organisation.

**I:** Alles klar, mhm. Und wenn wir jetzt mal am Anfang bleiben, (.) ähm erinnerst du dich noch so an erste Eindrücke oder Erfahrung, die du gemacht hast, die dich dann am Anfang besonders überrascht haben? Wo du am Anfang vielleicht gedacht hättest, das wär anders oder vielleicht auch irgendetwas, was dich am Anfang überfordert hat?

**B:** Mmh... Ja, also ich hab am Anfang schon sehr schnell gemerkt: ok äh ich- ich werd auf jeden Fall- Oder ich bin auf jeden Fall anders als- Oder werd anders wahrgenommen und werd anders angesprochen auf Straßen als meine *weißen* Mitfreiwilligen. (I: Ok.) Ähm, das schon.

**I:** Was heißt anders?

**B:** Ähm. Ich hatte schon das Gefühl, dass von mir erwartete wird, dass ich schneller Bengali spreche. (I: Mhm) Mir wurd oft auch abgesprochen, dass ich ja nicht Deutsch sein kann, weil ich ja dunkle Haare hab und [Amira; Name geändert, S.O.] heiße. (I: Ok.) Und [Amira; Name

geändert, S.O.] ist ein sehr indischer Name tatsächlich auch. Das wusst ich nicht, aber es gibt ne sehr bekannte Schauspielerin, die äh (lacht) [Name bekannter indischer Schauspielerin; S.O.] heißt. (+) (I: Ok.) Ähm ja, die hat auch eine Schwester, die heißt, wie meine Schwester. (lacht) Ähm ja, ist äh- Keine Ahnung. (+) (I lacht) Äh von daher ja wars- wars sehr komisch, weil ich ab und zu wirklich- Also Menschen ham mich gefragt also (2) wieso ich denn Deutsch wäre (I: Mhm) und äh wieso ich denn- Also das könne ja nicht sein. Also solche Sachen hab ich schon viel mitbekommen und ähm das- das war für mich krass, dass- dass mein Äußeres das erste Mal so als- so- so als Schönheit idealisiert wurde. Also- (I: Ok) Ich hab sehr oft äh in Deutschland schon negative Kommentare bekommen, wenn- Keine Ahnung. Sei es die Haare zu wild oder hier und da oder einfach zu dunkel oder zu anders. Und äh mit durch- dadurch, dass ich halt ne sehr, sehr weiße Hautfarbe habe (I: Mhm) und sehr dunkle Haare äh, was so ungefähr dem indischen Schönheitsideal entspricht, (I: Mhm) hab ich äh ganz krasse und immer- also sehr viel auf mein Äußeres bezogene auch Kommentare bekommen und äh das hat mich am Anfang schon auch irgendwie sehr ähm ja verunsichert oder vielleicht auch manchmal überfordert, weil ich einfach nicht wusste, wie ich damit umgehen sollte, (I: Mhm) dass auf einmal so viel mein Äußeres so im Fokus steht. (I: Mhm, mhm) Ähm ja. (I: Ah ja.) Doch. (I: Ok.) Und sonst ja- Ich mein, es ist ein anderes Land und du kommst rein und es ist äh- Es sind einfach- Es wird anders irgendwie gelebt und äh du verstehst Strukturen eben manchmal noch nicht. Also (I: Ja.) grade auch irgendwie als äh- Was ist die Rolle einer Frau in so- so einer Gesellschaft? (I: Mhm) Dann so oder wie- wie werd ich anders definiert, wie werd ich anders wahrgenommen? Das hat schon- Ja doch. Also ganz viel natürlich das ja- Ja.

**I:** Wie war das so? Du als Frau, sag ich mal- Ähm was für- Mit was für ja Annahmen wurdest du konfrontiert? Oder was waren da so die Dinge, die das so in den Vordergrund gehoben haben?

**B:** Du bist ja schon 18, wann heiratest du? Ähm hast du denn einen Freund? Hast noch keinen Mann? Äh du solltest heiraten. (lacht) (I: Mhm, mhm) Du bist ja eigentlich schon viel zu spät. (I: Ok.) Ähm solche Sachen sehr viel. Also wirklich, das- Ich wurde nach meinem Namen gefragt, ich wurde nach meinem Alter gefragt, ich wurde gefragt, ob ich schon verheiratet bin ähm (I: Ok) von unbekanntem Menschen. (lacht) (I: Mhm, mhm) Ähm ja was- was noch? Äh ganz viel natürlich auch die Kleidung, das äußere Erscheinungsbild. Wir warn, äh wenn wir in den äh Viertel unterwegs warn, immer auch Aushängeschild für die Organisation und ähm- Äh ja einfach so äh, dass es irgendwo so ein Etikette gibt, wie äh Frau sich zu kleiden hat. Natürlich irgendwo auch Mann, aber hauptsächlich auch Frau. (I: Mhm) Ähm das war auch schon anders.

(I: Mhm) Also, dass Hosen so- also weit beziehungsweise, wenn sie- wenns ne Leggin ist, dass man praktisch- Wir ham immer Kurti getragen. Das ist ein Gewand, was praktisch über den äh Po geht. (I: Mhm) Und ähm- Ja, dass zum Beispiel Schleifen oder sowas an der Hose nicht rausgucken dürfen. Das hätt ich vorher auch nicht gedacht. Oder, dass BH-Träger immer schön versteckt sein sollen. Wir ham immer nen Schal getragen, der praktisch- also verkehrtherum über- Also (macht Anführungszeichen mit den Händen) verkehrtherum (+) nach eurozentristisch- (I: Ja.) Der quasi so die Brust verdeckt und hinten rausgeht. (I: Mhm) Also ja, dass einfach Kleidung ganz- Ja, natürlich irgendwo auch schon- Es wurde doch sehr- Ja ich will nicht sagen, direkt, aber irgendwo schon von dir erwartet, dich auch anders zu kleiden. (I: Mhm) Und ähm ja-. (zuckt mit den Schultern)

**I:** War das im Projekt selber, in der Arbeit auch irgendwie son Ding, dass - Ich mein, ihr wart jetzt alles weib- weibliche Freiwillige, meintest du ja schon. Ähm aber hast du da auch irgendetwas gemerkt, dass es so bestimmte Aufgaben gab, die jetzt halt Frauen gemacht haben und andere ham dann Männer gemacht? Oder war das halt (3) Ähm-

**B:** Mmh. Ja::, vielleicht. Also auf jeden Fall gab es unterschiedliche Autoritäten. Das hab ich schon gemerkt. Also ähm als Frau wurde wir häufig als Didi, was so viel heiß, wie große Schwester, angesprochen. (I: Mhm) Ähm und äh ich weiß von meinem Vorfreiwilligen, der eben männlich gewesen ist, dass er mit Sir angesprochen wurde, (I: Ok.) während er in dem Freiwilligendienst war. (I: Mhm) Also ähm (.) schon irgendwo gab es eine eher bemutternde oder eher fürsorgliche Rolle, die einem praktisch so auferlegt wurde. (I: Mhm) Das würd ich schon sagen. Und äh ich glaub auch, dass- dass äh als männlich gelesene Person automatisch mehr Autorität da ist. (I: Mhm) (.) Ganz vage ausgedrückt. Also ich denk schon, ich hätte es schwerer äh gehabt irgendwo ne Autoritätsperson zu sein. Grade natürlich auch in Kommunikation mit den Eltern und mit den äh Vätern, hab ich schon gemerkt äh, ich bin auf ner ganz- oder ich werde auf ne andere Position eingestuft als wenn jetzt zum Beispiel- Also ich bin häufig, wenn ich äh- Wenns Probleme gab, wenn Kinder unregelmäßig zur Schule gekommen sind, dann äh bin ich entweder mit natürlich der Leitung dorthin gegangen äh zu den äh Menschen. Oder, wenns eben gar nicht ging, mit meinem Gastvater. Einfach weil das nochmal ne andere Autorität war und auch (2) Kommunizieren, würde ich sagen, ist nochmal- Also die Kommunikation als Frau in Indien ist eine andere als- als halt als Mann, würde ich sagen. Also es ist schon- (.) klar, irgendwo natürlich auch dadurch, dass wir Freiwillige sind, aber ähm (.) es ist schon ein sehr zuvorkommendes- Also ne sehr zuvorkommende Rolle, die von einem erwartetet wird teilweise. (I: Ok.)

Ja.

**I:** Also, dass man immer sehr höflich ist und (**B:** Ja, genau.) viel zurück tritt wahrscheinlich. (**B:** Mhm, ja, ja.) Ah ja, ok.

**B:** Auch so bei Behördengängen war das ganz oft. Lächeln und winken (**I:** Mhm) und äh genau. (lacht)

**I:** Mhm, mhm. Und ähm hast du auf anderen Ebenen noch Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht in Indien. Vielleicht auch so im Vergleich zu dem, was du in Deutschland erlebt hast. Ist (.) dir da was Ähnliches passiert oder auf andere Weise?

**B:** Also ich denk ähnlich schon irgendwie auch äh ja, dass- dass- dass ich praktisch in- immer noch derselben Rolle praktisch bin, dass ich eine Frau bin. (**I:** Mhm) Ähm und äh, dass eben einfach ja wir immer noch ein Patriarchat haben überall auf der Welt. Und dass praktisch Sexismus nicht nur etwas ist, was es in ja im Globalen Norden gibt, sondern, dass es eben auch im Globalen Süden gibt. (**I:** Mhm) Äh klar, irgendwie anders ausgelegt aber trotzdem. Das war schon gleich. Äh anders natürlich schon irgendwie meine Rolle, weil äh als- Ja, keine Ahnung. Teils schon eben privilegiert aber irgendwie trotzdem an- anders angesehen, als meine *weißen* Mitfreiwilligen. (**I:** Mhm) Ähm, ja.

**I:** War das in dem Projekt selber auch 'n Ding oder eher so auf der Straße, mit Leuten, mit denen du jetzt nicht so viel zu tun hattest?

**B:** Mmh ich würd sagen in beidem teils-teils. Also (**I:** Ok.) (.) ich- Klar, auf der Straße wurd ich schon mal eher vorgeschickt, weil ich Sachen günstiger bekommen habe (**I:** Ok.) oder äh ich konnte Tatsache auch irgendwann besser Bengalisch sprechen. Ich weiß nicht, wieso. Aber ähm ja- Keine Ahnung. Also das- das schon irgendwie und dass auch Menschen mit mir manchmal anders kommuniziert haben. (**I:** Mhm) Ähm und im Projekt, denk ich, hatte ich definitiv auch ne- Also es ist schwer zu sagen, aber ich ja- Für mich wars manchmal auch schwer, weil mein Papa zum Beispiel ist aus dem Iran. Das ist ne mittlerweile islamische Republik und ich wusste immer nicht, wie ich damit umgehen soll, weil ähm der Iran ja- Also praktisch Indien ja auch mit Pakistan ne sehr schwierige Beziehung hat. (**I:** Mhm) Und äh es viel auch irgendwie im Land und auch in den Tutorials manchmal ähm ja dieser- dieser ganze Schreit um ähm- Wie

heißt? Um Kaschmir, Jammu Kaschmir. Ist ja immer noch so ne Sache, weil äh ja- (.) Die Geschichte von Indien und äh Hindus und Muslime- Es ist alles immer sehr kritisch und ich wusste nie, wie ich damit umgehen soll. Selbst als meine Eltern mich besucht haben, hab ich das Ganze nie angesprochen, (**I:** Mhm) weil ich nie- nie wusste, wie ich das machen sollte. Nicht mal mit meinem Gastvater auch nicht mit äh Vertrauenspersonen, weil ich immer irgendwie Angst hatte: ok, wenn- wenn ich das jetzt noch erzähle, dann machts meine Identität komplizierter. Ähm, dann weiß ich auch nicht, wie ich damit umgehen soll, dass das eben Teil meiner Identität ist. Und deswegen hab ich sie so lang verheimlicht. Und mein Papa hat praktisch in der Zeit auch einfach immer gesagt, er wäre Deutscher, was irgendwo ja auch stimmt. Er hat 'n deutschen Pass. (**I:** Ja.) Aber klar. Ich hab mir halt immer gedacht: wieso muss ich jetzt noch erklären, warum ich anders bin. Es wurd natürlich viel gefragt und viel getriggert in dem Sinne aber ähm ich war mir einfach viel zu unsicher, weil ich nicht wusste, wie Menschen darauf reagieren, (**I:** Ja.) wenn sies wissen oder erfahren, weil einfach ja- da einfach noch so viele Spannungen sind und ich einfach nicht riskieren wollte- (**I:** Mhm) vielleicht auch irgendwie in dieser Rolle als äh Frau- (**I:** Mhm) Spannung zu erzeugen. Ich weiß es nicht. Aber ich hab mir sehr viel dann von dem zurückgesteckt und habs probiert einfach zu ignorieren. (**I:** Ja klar.) Da hab ich irgendwie auch ne andere- hab ich andere Erfahrungen gesammelt, klar.

**I:** Ok. Also hast du den Menschen vor Ort dann quasi gar nicht erzählt, dass dein Vater zum Beispiel aus dem Iran kommt?

**B:** (Schüttelt den Kopf) Ne. (**I:** Ok) Ich hab einfach immer gesagt, ich komm aus Deutschland und habs dabei belassen. (**I:** Ja) Weil ich einfach ja nicht wusste, wie ich damit umgehen sollte. Auch nicht wusste, wo ich mir Rat einholen sollte, weil ja- es keinen gab, der ähnliche Erfahrungen gemacht hat (**I:** Ja.) und äh ich mich nicht getraut hab, das allein anzusprechen.

**I:** Mhm. Versteh ich, versteh ich. Ist auch irgendwie- Also das klingt nach nem großen Druck, der da irgendwie (.) (**B:** Auf jeden Fall!) noch so zusätzlich entsteht.

**B:** Auf jeden Fall. Es war zusätzlich Druck aber ich hab ihn dann halt gekonnt immer schön weggeschoben. Ja, also ich hab viel irgendwie- sehr viel immer weggeschoben, weil ich einfach nicht wusste, wohin damit und hab erst so im Nachhinein, nach dem Freiwilligendienst gemerkt: ok, stopp. Also da warn viele Erfahrungen, die einfach ganz anders warn und du fühlst

dich grade sehr allein damit. (I: Ja.) Und deswegen gings [Therese; Name geändert, S.O.] ähnlich, die- die eben auch mit dem SCI äh im Ausland war, und dadurch sind wir ja auch so sehr zusammengewachsen und sind auch grade immer noch sehr, sehr gut befreundet. (I: Ja.) Das ist echt witzig. (I: Cool.) Ähm ja.

**I:** Aber sie war nicht- nicht mit dir da im Projekt?

**B:** Ne, ne. Sie war über den SCI äh, aber in Tansania. (I: Ah ja.) Ich habe übrigens auch geschrieben. (I: Mhm) Sie hätte heute- Hat überlegt, ob sie noch dazu kommt, aber sie hats dann einfach zeitlich nicht mehr geschafft. (I: Ok.) [Ja, aber sie schreibt dir noch.

**I:** [Aber freut mich, dass du es weitergeleitet hast. Super, Dankeschön. (lacht) Ähm, ja. Was wollt ich denn jetzt grad noch fragen? Mist. (lacht) (B: Alles gut.) Ähm (2) ja (.) Vielleicht fällt's mir gleich noch ein. (B: Alles gut.) Ok, ich mach – Äh ich würd dann erstmal mit der nächsten Frage weitermachen. (B: Ja) Und zwar ähm- Genau, das ist jetzt auch schon mehrmals so angeklungen irgendwie, weil du vorhin auch meintest so, man hätte dir dein Deutschsein mehr oder weniger abgesprochen und meinte so: ja, du siehst halt nicht so aus irgendwie, wie man sich das vielleicht vorstellt. Mmh, gabs darüber hinaus noch andere soziale Gruppen, sage ich mal, zu denen du hinzugerechnet wurdest oder von denen du ausgeschlossen wurdest, beziehungsweise von denen du dich vielleicht auch aktiv abgegrenzt hast? Zum Beispiel ähm die Gruppe der Freiwilligen- War das son Ding, dass ihr quasi immer als die Freiwilligen betrachtet wurdet? Oder die Ausländer\*innen? Oder ähm- Ja, vielleicht fallen dir ja auch noch andere Gruppen ein.

**B:** Ja, also ich denk schon, dass wir irgendwo die Ausländer\*innen warn und auch immer die Freiwilligen (I: Mhm) in- ja in den Vierteln definitiv. Also ähm ja und ähm wenn wir reisen warn, dann wars etwas aufgespaltener. Also dann- dann ist es schon irgendwie auch anders gewesen, weil ich häufig gemerkt habe: ok, ich werde grade vielleicht doch irgendwie anders eingruppiert (I: Ok.) oder ich bin dann vielleicht- mir wird dann doch vielleicht eher abgesprochen- zwar auch wieder vielleicht nicht deutsch zu sein oder auch nicht äh jetzt zu denen dazugehören manchmal. (I: Mhm, mhm.) Ähm ja. Ich hab mich aber schon der Gruppe sehr zugehörig gefühlt auch wenns mir teilweise eben abgesprochen wurde. (I: Mhm) Aber hab eben auch gemerkt: ok, es gibt auch Erfahrungen, die kann keine der anderen mit mir teilen (I: Mhm) oder ähm ja. Selbst wenn ichs jetzt erzähl, hab ich manchmal auch gemerkt: ok, sie können

zuhören und sie können probieren verständnisvoll zu sein aber sie werdens eben nie so verstehen, (**I:** Mhm) wie ich es halt verstehe, wenn ich eben die Erfahrung gemacht hab. (**I:** Ja.) Und hab irgendwann dann auch gemerkt: ok, mit dem Problem jetzt vielleicht zu denen zu kommen, ergibt auch nicht so viel Sinn. (**I:** Ja.) Und ich glaub, das war immer so der Moment, wo ich mir gewünscht hätte, eben doch nochmal einen Ansprechpartner, -partnerin zu haben, (**I:** Mhm) die eben ähnliche Erfahrungen gemacht hat und das ist- Also da ist sich der SCI auch sehr bewusst und ähm dass es dieses Problem gibt ähm- Und ich bin dann auch zurückgekommen und [Therese; Name geändert, S.O.] und ich haben auch sehr viel dazu, glaub ich, nochmal beigetragen, glaub ich, dass es mittlerweile einen- Also das ist schon länger im Gespräch, dass es diesen Ausschuss geben soll. Aber es gab jetzt vor kurzem nochmal einen Ausschuss äh- oder hat sich gegründet im SCI zur eben Antidiskriminierung im Allgemeinen und die haben das Diskriminierungsverständnis nochmal überarbeitet. (**I:** Mhm) Und ich hab auch selber dann nochmal recherchiert und bin dann praktisch über- übers Internet, weil ich gedacht hab: ok, irgendwie fehlt mir so ein bisschen Kontakt. Es muss ja noch irgendjemand geben, der ähnliche Erfahrungen gemacht hat, (**I:** Mhm) auf Weltwärts in Color gekommen und hab da nochmal- war da auch ein, zwei Mal mit dabei aber in Coronazeiten hat sich eben alles äh (**I:** Mhm) irgendwie äh (**I:** Ja.) geshutdownt. Und es war ganz am Anfang von Corona auch (**I:** Ja.) und dann ist son bisschen die online-Müdigkeit reingetappt (**I:** Ja.) und jetzt hab ich lange nichts mehr gemacht, weil ich auch irgendwie wieder in ganz anderen Welten bin (**I:** Mhm) aber mir wars damals irgendwie schon sehr wichtig. (lacht)

**I:** Ja, ne verstehe ich. Auch irgendwie voll gut, dass du das dann so rückgemeldet hast an deine Organisation, (**B:** Ja) dass da irgendwie noch was fehlt so.

**B:** Ja. Ja, ich war auch auf dem Langzeit-Freiwilligentreffen und hab so gesagt: ok Leute. Ähm es gibt theoretisch Weltwärts in Color und wie wärs, wenn wir nicht mal irgendwie gucken, dass wir uns vernetzen? Es kam immer sehr positive Rückmeldung und ich hab schon das Gefühl gehabt: ok, das ist jetzt son Kampf, den muss ich entweder alleine auskämpfen- (**I:** Mhm) Also da ist einfach- Und ich hab auch gemerkt, ich hab nicht so viel Kapazitäten dafür und ähm (**I:** Ja) dann hats auch an finanziellen Mitteln einfach gescheitert. Ich hätte mich natürlich noch mehr dafür einsetzen können aber jetzt ist- ja jetzt ist (**I:** Ja, klar.) sowieso schwer grade mit Corona. (**I:** Ja, verstehe ich.) Ähm ja, mal gucken. Es ist auf jeden Fall da (**I:** Mhm) und ich glaub, es ist sehr viel- es wird sehr viel darüber nachgedacht und reflektiert aber die Frage ist natürlich auch, wie macht mans? (**I:** Mhm) Ich glaub, mir hätts damals schon gereicht, wenn

man in der Antira-Einheit- Ähm wir hatten am Anfang ne antirassistische Einheit. So hieß sie damals. (**I:** Mhm) Äh einfach gesagt hätte so: hey, du bist nicht alleine mit deiner Erfahrung. Guck mal, hier ist ne Internetseite. (**I:** Ja.) Also einfach- Die bieten ja auch an, dass sich Menschen bei ihnen melden können und äh ja. Das war mir immer ein großes Anliegen, dass das noch mehr erreicht (**I:** Ja.) und äh dass- dass eben zukünftige Generationen nicht dieselben oder nicht dieses selbe Gefühl von Alleinsein fühlen müssen, (**I:** Ja.) wenn sie im Ausland irgendwo sind, wo man sowieso schon irgendwie unsicher ist ähm ja.

**I:** Wollt ich grad sagen. Das ist ja grundsätzlich schon mal ne besondere Situation (**B:** Eben.) und dann noch so zusätzlich- (**B:** Ja) Das verstehe ich schon. Ne, ne cool. Ähm (.) Ja (lacht) und- Genau das war nämlich auch die Frage, die mir vorhin nicht mehr eingefallen ist, wie so das Verhältnis ähm zwischen dir und den anderen Freiwilligen war? Also, aber- Genau.

**B:** Sehr gut! Also- Wir sind auch immer noch sehr, sehr dicke, weil wir einfach doch ne sehr lange Zeit sehr, sehr eng miteinander verbracht haben. (**I:** Mhm) Und äh ich versteh mich auch immer noch sehr gut mit ihnen. Ja, mal gucken. Wir wollen jetzt nächste Woche uns mal wieder online sehen. (**I:** Schön.) Zumindest- Ja, also doch das auf jeden Fall. Wir haben uns sehr gut verstanden, auch wenn wir alle irgendwie sehr verschieden sind.

**I:** Ja. (lacht) Ja, das ist ja eh auch immer bei so Freiwilligendiensten- Wer dann da alles so zusammenkommt- Ganz spannend.

**B:** Eben. Kein- Keiner weiß es.

**I:** Ja, genau, genau. Und ähm so die Beziehungen zu den anderen Mitarbeitenden in deiner- in deinem Projekt- Wie war das dann auch so von den Positionen, von Hierarchien? Also wart ihr vielleicht eher so auf einer Position mit andern Frei- äh mit andern Mitarbeitenden dort? Oder ähm wie war das so? Das Verhältnis in der Organisation?

**B:** Ich glaub- Also so, wie ichs einschätzen würd, würd ich nicht sagen, waren wir nicht auf derselben Position. Wir warn schon immer eher- Es wurd sich schon sehr um uns gekümmert auch und dass wir überall klar kommen und es gab immer Ansprechpartner. Also es gibt immer irgendwie irgend (2) wen- irgendeine Person, (**I:** Mhm) die praktisch in der Hierarchie schon noch über uns war, (**I:** Mhm) die praktisch aber auch son bisschen Mentor war. (**I:** Mhm) Aber

ich würd trotzdem sagen, dass die ganze Organisation im Allgemeinen sehr flache Hierarchien hat. (I: Mhm) Also klar, es gibt irgendwo [Bodhi; Name geändert, S.O.], also den Gastvater und Organisationsleiter, der so irgendwie alle Stricke hat und irgendwie äh auch in seiner sehr chaotischen Weise trotzdem irgendwo Oberhand hat und auch einfach so seine Position hat und den Ruf hat und dadurch natürlich auch es- Ja, bei Behördengängen es einfach einfacher ist, wenn solche Sachen äh mit ihm erledigt werden. (I: Mhm) Einfach weil Indien auch sehr- Ja, es ist zwar die größte Demokratie der Erde aber natürlich auch irgendwo manchmal doch ein sehr korrupter Staat. (lacht) (I: Mhm) Ähm und es ist halt einfach einfacher, wenn- wenn jemand, der ja der praktisch Ruf hat und so da mit dabei ist. (I: Mhm) Ähm aber sonst äh- Also nach [Bodhi; Name geändert, S.O.], ich glaub- Da sind sehr, sehr viele – und das fand ich auch so schön – sehr viele äh Frauen und äh ja Mitarbeiterinnen eingestellt worden äh und äh sehr viele starke Frauen, die eben sehr, sehr viel arbeiten und äh (I: Mhm) ganz, ganz viel äh auch uns unterstützt haben als Freiwillige aber auch äh ja wirklich viel, viel gearbeitet haben und ähm auch viele teils aus dem Projekt, die dann aber- Also zum Beispiel gab es zwei, (nachdenkliches Gesicht) glaub ich, mittlerweile oder eine, die selber damals im Tutorial praktisch äh großgeworden ist und (I: Cool.) auch dort Unterricht bekommen hat, also Nachhilfeunterricht, und jetzt eben selber dort arbeitet. Und ähm ja. Es ist alles auch irgendwie sehr familiär gewesen, weil eben doch auf sehr kleinem Raum auch immer miteinander gearbeitet wird. Auch in den Tutorials vereinzelt. (I: Mhm, mhm) Ähm ja. Trotzdem würd ich aber sagen, ist es einfach auch ne sehr ne patriarchale Gesellschaft und auch, wenn ich männliche Kolleg (.) en- Kollegen hatte-(Mhm) Die warn zum Beispiel auch extern in nem Mat-äh in- in nem Tutorial zum Beispiel. Also gar nicht in der Geschäftsstelle, wo sonst viel gearbeitet wird, dann (.) grade hatten äh alte Männer doch schon mal mehr zu sagen, als jetzt zum Beispiel die junge Kollegin. Also das schon manchmal. (I: Ok.) Ja, ist natürlich auch immer die Frage, wie mit so Privilegien oder der Macht umgegangen wird, (I: Ja.) die Menschen so bekomme. (I: Ja.) Also es gab auch andere Beispiele.

**I:** Mhm, mhm. Aber das heißt, dieses, was du vorhin so meintest, dass ihr dann halt mit dem Wort für große Schwester angesprochen wurdet, das war nicht nur bei euch Freiwilligen so, sondern grundsätzlich bei allen weiblichen Mitarbeiterinnen?

**B:** (nickt) Ja::? Doch, häufig. Also es kam drauf an, ob die Person auch im Tutorial lehrt oder ob die- die weibliche Person in der Geschäftsstelle ist. (I: Ah!) Wenn die in der Geschäftsstelle gearbeitet hat, dann wurde sie mit Ma'am angesprochen. (I: Ok.) Und es gab vereinzelt auch

ältere Damen, die wurden auch mit Ma'am angesprochen, aber äh grade die jüngeren Lehrerinnen wurden mit Di- Didi angesprochen, aber da gabs auch Unterschiede in den Tutorials. Zum Beispiel hatte eine Mitfreiwillige äh, die praktisch in nem Tutorial äh gearbeitet hat, das äh schon etwas länger besteht, hatte auch wieder ganz andere Autoritätsstatus als ich, in einem Tutorial, das relativ neu aufgebaut wurde. (I: Ok.) Das war auch sehr spannend. Also, dass, wenn man dann mal nen- nen Freiwilligen- oder ne Nachmittags- äh -gruppe irgendwo anders mitbetreut hat äh, dass man dann auf einmal den Status Ma'am hatte. (lacht) (I: Ok.) Das ist so- Ja, es hat sehr viel damit zu tun, wie sehr die Menschen auch die Organisation respektieren, wie die äh die Mitarbeitenden, (I: Mhm) nicht nur wir Freiwillige, aber auch allgemein, angesprochen werden.

**I:** Mhm, mhm. Und wie würdest du das so einschätzen? Ähm. Ich hab jetzt- In nem andern Interview kam schon so raus, dass irgendwie die Freiwillige das Gefühl hatte, dass eigentlich ihre Arbeit vor Ort gar nicht gebraucht worden wäre. Also sie musste sich immer ziemlich aktiv selber irgendetwas suchen, um was zu tun zu haben. Wie war das so bei dir? Hast du dich da gebraucht gefühlt oder habt ihr euch grundsätzlich als aus Deutschland kommende Freiwillige dort gebraucht gefühlt?

**B:** Ähm. Das ist schwer. Also ich würd sagen, ich hab definitiv viel, viel mehr mitgenommen, als ich überhaupt hätte geben können. (I: Mhm) Und grade die Anfangszeit und äh ich würd sagen, das erste halbe, wenn nicht dreiviertel Jahr hab ich eigentlich ja (.) weniger getan, als ich hätte- oder gebraucht, als ich hätte überhaupt geben können. (I: Mhm) Und überhaupt Strukturen zu verstehen- Weil ich glaub das ist das traurige. Weil so nach dem halben Jahr hab ich überhaupt erst verstanden, wo- wo meine Aufgabenbereiche so- Also (I: Ok.) so doof es klingt! Ich hab natürlich Aufgaben ausgeführt und äh ich habe es ja auch gemacht und mir wurde auch gesagt, was ich machen soll aber zu erkennen, was wirklich benötigt wird ähm, (I: Mhm) das ist halt die andere Frage. (I: Ja.) Also ich hab auch sehr- oder wir ham auch sehr oft mit unserm Gastvater drüber gesprochen und er meinte halt: na klar, wir sind nicht die Hilfe oder wir sind jetzt nicht die ausführende Kraft oder die stärkste Kraft in der Ausführung. (I: Mhm) Für ihn wars halt vor allem wichtig, dass äh grade wenn eben zum Beispiel auch äh junge Frauen äh ins Projekt kommen und Freiwillige ins Projekt kommen, äh irgendwo auch ein Bild bringen, das äh ich zum Beispiel als 18-jährige Frau immer noch nicht verheiratet sein muss und trotzdem irgendwie ein Ziel verfolgen kann, dass ich danach noch studieren will. Also einfach- (.) Ja. Für ihn wars vor allen Dingen immer wichtig, dass- dass das irgendwo 'n Weitblick gibt. (I: Mhm)

Also sei es- Oder irgendwie auch andere Vorbilder oder was auch immer es ist. (**I:** Mhm) Klar, auch vielleicht im negativen Sinne. Wir warn nicht- Also es ist schwer immer überall Vorbild zu sein aber trotzdem äh ja- Ich würd sa- Ich würd nicht sagen, dass- dass der komplette Freiwilligendienst- dass ich nicht gebraucht wurde, einfach weil ich auch wirklich viel und hart gearbeitet habe. Ähm und ich schon irgendwie auch schätzen würde: ok, ich hab jetzt nicht- ich hab nicht alles verändern können oder ich hab nicht alles irgendwie bereichern können, aber ich hab vielleicht im Kleinen irgendwie- Einfach sei es, dass ich eine Vorbildrolle war vielleicht mal für irgendein anderes Mädchen oder sei es, dass ich vielleicht irgendeinem der Kinder gezeigt hab: ok, das Weltall sieht so aus und wir ham jetzt grade ne coole Wissenschaftswoche hinter uns. Also oder, dass- dass es einfach nur witzige Bilder sind, die wir irgendwann mal auf ner Bahnstation gemacht haben. Also klar ist das irgendwo auch kritisch, weil ich weiß, ich werd so schnell nicht wieder nach Indien kommen können, auch wenn ich das vorhab, (**I:** Mhm) aber ähm ja- ich glaub das ist irgendwie son bisschen das- das Schlimme am Freiwilligendienst. Natürlich zieh ich viel, viel mehr daraus und äh bin in ner ganz andern Rolle und äh natürlich ist das irgendwo auch unfair, weil äh ich so viel davon profitiere und äh ja alle vor Ort äh immer jedes Jahr wieder eine neue Person haben, (**I:** Mhm, mhm) die da wieder irgendwie ja- die komische aus dem Globalen Norden ist so ungefähr. (**I:** Ja.) Aber keine Ahnung. Ich glaub, ich könnt's mit mir selber nicht vereinbaren, wenn ich sagen würde, ich war absolut unnützlich. (lacht)

**I:** Ja:!! Ne, das- das wollte ich jetzt auch nicht irgendwie äh dadurch andeuten. (**B:** Ja.) Ich wollt nur wissen, (**B:** Ja.) wie so die Freiwilligen dann auch eingebunden waren in diese ganzen Strukturen oder quasi so das- die Kirsche auf dem Kuchen waren, so das- (**B:** Ja.) Genau. Wie eng war so die- warn so die Verhältnisse zu den Kindern? Also wart ihr da sehr starke Bezugspersonen oder dann tatsächlich eher so Lehrerinnen?

**B:** Das ist, glaub ich, auch sehr unterschiedlich. Also auch nach den Tutorials und nach dem, wie wir da angesprochen wurden. Das macht natürlich auch viel aus und ähm (**I:** Mhm.) klar, gabs immer irgendwie Kinder, zu denen hatte man eher ne stärkere Bindung als zu andern und es ist irgendwie schon schwer, weil äh du genau weißt, je stärker so ne Bindung ist, desto kritischer ist das ganze natürlich auch irgendwie, wenn ich äh- wenn wir oder Freiwillige grundsätzlich äh nach einem Jahr wieder verschwinden. (**I:** Mhm) Ähm ja es ist sehr unterschiedlich wirklich- Also- (**I:** Ok.) Ja.

**I:** Alles klar. Ähm dann (.) hab ich eigentlich nur noch eine Frage, aber das ist auch so ne sehr

(lacht) abstrakte Frage, über die man im Zweifelsfall sehr lange diskutieren kann. (+) Und zwar ähm mit welchen Aspekten deiner Identität hast du dich in dem Jahr besonders auseinandergesetzt? Also da kamen jetzt natürlich im Gespräch bislang auch schon so einige Aspekte auf, aber vielleicht magst du das noch mal son bisschen konkreter darstellen oder überlegen?

**B:** Magst du noch einmal die Frage wiederholen?

**I:** Ja. Äh mit welchen Aspekten deiner Identität hast du dich im Ausland besonders beschäftigt? Was kam das so (.) hoch? Worüber hast du dir viel Gedanken gemacht?

**B:** (nickt und atmet tief durch) Ähm ja also- Boa, das ist ne echt krasse Frage. (lacht) (**I:** Mhm, ja.) Ähm ja. Gut, ausm Gespräch heraus natürlich irgendwie mit dem- mit dem Aspekt äh ja als- als- Oder grundsätzlich im ganzen Kontext von äh Diskriminierung- Auf der einen Seite klar irgendwie ähm Machtverhältnisse. Also sei es äh die Identität als Person aus dem Globalen Norden, damit hab ich mich auch sehr viel auseinander gesetzt. (**I:** Mhm) Und äh irgendwie als sehr privilegierte Person (**I:** Mhm) mit einem europäisch-deutschen Pass. (**I:** Mhm) Also auch das sind so Sachen, wo ich denke: ok, so wenig, wie ich tun musste für ein indisches Visum und so viel, (**I:** Mhm) wie äh indische Staatsbürger\*innen tun müssen, um hierher zu kommen- Ähm und irgendwo auch als äh wohlhabende Person. (**I:** Mhm) Als Person mit- mit Geld und äh als Person, die äh auf jeden Fall zu den reicheren dieser Welt gehört. (**I:** Mhm) [Ähm (...?)

**I:** [In welchen Situationen- Oh Sorry!

**B:** Ja? Alles gut.

**I:** In- in welchen Situationen – vielleicht fällt dir da ne konkrete Situation ein – ist dir diese- oder sind dir diese Privilegien oder, dass du halt reich bist oder auch als reich wahrgenommen wirst ähm- Wo ist dir das so aufgefallen?

**B:** Ganz stark mit dem Taschengeld. Also wir ham ja (macht Anführungszeichen mit der Hand) nur (+) 100 Euro bekommen (**I:** Mhm) und äh die 100 Euro sind da aber ‘n sehr, sehr gutes Gehalt. Also (.) für die Unter- bis äh aufstrebende Mittelschicht für das, was wir an Arbeit tun oder getan haben, ist das äh auf jeden Fall- Also ich konnte sehr, sehr gut und mit sehr viel

Luxus in Indien äh dort mit diesem Gehalt leben. (I: Mhm) Also äh sei es, dass ich mir äh dann also, keine Ahnung, (.) dass wir zum Beispiel in den- in den nächst größ- also in den Supermarkt gehen konnten (I: Mhm) dort vor Ort. Da gab es einen ja in den drei Vierteln (I: Mhm) und äh der klimatisierten war und der praktisch auch so Sachen hatte, wie zum Beispiel Kakao oder ja, dass wir uns einfach solche Sachen manchmal kaufen konnten oder so ganz verrückt Chiasamen oder so. Also das ist einfach- dass ich mir so Luxusgüter kaufen konnte und wusste: ok, das- das kann sonst keiner. (I: Ja.) Oder ähm ja. Oder was heißt kann keiner aber können zum Beispiel- könnten nicht die Kinder, die ich äh im Tutorial sehen und könnten auch nicht die Familien, die ich im Tutorial sehe. Ähm, dass ich eben wenig darauf achten musste, wie ich mein Geld in der Zeit ausgabe (I: Mhm) und äh, dass ich reisen konnte mit dem Geld nachher. Also ich bin dann noch einen Monat alleine in Indien unterwegs gewesen. (I: Mhm) Ähm ja. Also, dass einfach- Das war krass. Das Taschengeld war echt son Moment, wo ich dachte: boa krass. (I: Mhm) Also ich leb hier so über- über alledem, was- was sonst alle ändern können und das mit eigentlich nem (macht Anführungszeichen mit der Hand) Hungerlohn (+) für Deutschland so. (I: Ja, ja.) Ja.

**I:** Ok. Ähm was, genau, vorhin auch schon angesprochen wurde, so deine Geschlechtsidentität oder Identität als Frau ähm- Hast du dich da dann auch nochmal mehr als in Deutschland mit auseinandergesetzt oder (2) anders?

**B:** Ja, ich denk schon. (I: Mhm) Ja, also schon irgendwie, weil ich bemerkt hab, ich werd anders wahrgenommen. Von mir werden hier, in der Rolle als Frau, andere Sachen erwartet. Von mir- Oder hier gibt es einfach ein anderes Schönheitsideal als Frau. Also ich hab dann irgendwann sehr viel zugenommen und äh anstelle so eurozentristisch: oh, das ist zu viel so (I: Mhm) oder äh so, kam halt po- immer mehr die Rückmeldung: oh ja, jetzt siehst du noch mehr bengalisch aus. Oh ja, jetzt machst du ne richtig schöne Braut und so. (lacht) (I: Ok?) Ganz verrückt! (I: Mhm) Also wirklich, das war echt krass. Ich hab 15 Kilo mehr drauf gehabt (I: Mhm) und alle fanden das total toll und ich war so: hä? (I: Mhm, ok.) Also irgendwie auch Schönheitsideale- Das war etwas, wo ich mich sehr viel mit auseinander gesetzt hab (I: Mhm) und wo ich irgendwie auch sehr dankbar bin für das Jahr, weil es doch sehr viel beseitigt hat von dem, wie ich sonst so irgendwie (I: Mhm) gedacht hab, wie mein Körper zu sein haben muss oder nicht. (I: Mhm) Ähm ja. Das war auch krass. (I: Mhm) Ähm ja. Und irgendwie auch äh ja diese ganzen Grenzen zwar zu sehen aber auch zu gucken: ok- Oder zu hinterfragen: muss ich überhaupt alles das befolgen, was mir grade so auferzungen wird? (I: Mhm) Klar wars irgendwie anders als

Rolle- also als Freiwillige und in der Rolle als arbeitende Person und irgendwie da auch zu gucken: ok, ich möchts hier grad den Menschen so angenehm, wie möglich machen. Ich möchte natürlich auch irgendwie das Beste für alle aus dieser ganzen Situation ziehen. (I: Mhm) Aber natürlich rückblickend dann auch im Urlaub zu gucken: ok äh, ich stell mich jetzt den ganzen- den ganzen Sachen und äh sag einfach: ich reise trotzdem, auch wenn alle davon abraten als Frau alleine durch Indien und ich trag die Sachen grad trotzdem so, auch wenn hier jetzt jemand wahrscheinlich sagen würde – jemand (lacht) – äh: ja, so hast du dich nicht zu kleiden. Also irgendwo auch zu gucken, wie gehe ich mit den Sachen, die mir da so aufgezwungen werden um. (I: Mhm, mhm) Und ich hab auch gemerkt, dass ich äh anders- also anders kommuniziere oder anders Sachen benutze und äh- Zum Beispiel im ja- ja als Frau oder Freiwillige dort auch äh (.) anders sprechen tue. Also ich finds ganz komisch. Ich hab zum Beispiel im Farsi auch irgendwie ne andere Art zu sprechen und im Deutschen sprech ich- Ich würd auch sagen Englisch hat für mich ne ganz andere- ist ne ganz andere Sprache als das Deutsche. Ich benutz zum Beispiel das- Ja, also deswegen- ich benutz Sprachen manchmal lieber für- für andere- Also ich finde da gibt's unterschiedliche Ausdrucksweisen. Bengali hat für mich auch ne Ausdrucksweise erworben, die- die, ich würde sagen- Also ich verbinde die Sprache schon mit etwas sehr (.) ja (2) Fürsorglichem. Also so doof es klingt. Aber für mich ist das ne sehr fürsorgliche Sprache geworden und ich kann sehr viel von dem, (.) was- was so ist und was so kommt- Also so sehr viel so- so Höflichkeitsfloskeln einfach. (I: Ja.) Das ist so, was ganz stark in dieser Sprache für mich so vorherrschend ist. So-

**I:** Weil das was ist, was du da halt auch viel verwenden musstest oder-?

**B:** Ja und was ich sicherlich auch irgendwo in- in meiner Rolle dort schon sehr verinnerlicht hab. Auch so Sachen, wie Kochen und so- Einfach auch Sachen, die sehr viel auch äh ja auf Frauen bezogen werden dort vor Ort und die eben die Rolle der Frau dort vor Ort sehr aus- ja ausmacht. Also dass ich viel an Küchengeräten benennen konnte, von- mit vielen mich übers Kochen unterhalten konnte und ja- Also das sind so Sachen, wo ich merke: ok, die Sprache hat für mich irgendwie nen sehr andern Fokus, als jetzt zum Beispiel Farsi äh (I: Mhm) oder irgendeine andere Sprache, die ich sprechen kann. (I: Mega spannend.) Also ja- ich weiß nicht, ob das überhaupt noch so auf die Sp- Identität und deine Frage hinausgeht. (lacht)

**I:** Weiß ich jetzt grad auch nicht, aber ich find das einfach mega interessant so zu sehen, dass Sprachen so unterschiedliche Fokusse entwickeln können, je nachdem in welchen Situationen

man sie halt so lernt.

**B:** Ja, voll. (lacht) Also für mich irgendwie schon.

**I:** Ja! Ja, ja. Ne, macht voll Sinn auch. Genau. (**B:** Ja) Ja ähm hast du denn zu der Frage zu seiner Identität sonst noch irgendwie- Fällt dir da sonst noch irgendetwas ein?

**B:** Ich bins jetzt tatsächlich ganz umgangen irgendwie. (I lacht) Ähm ja.

**I:** Vielleicht auch nochmal so in Richtung- Das hast du ja vorhin auch schon mal angesprochen. Diese Sache mit- dass du da halt zum Beispiel deine- deinen Hintergrund aus dem Iran so komplett für dich behalten hast irgendwie. Dann hast du dich ja zwangsweise schon irgendwie auch damit auseinandergesetzt, sonst hättest du ja nicht aktiv (**B:** Ja klar.) quasi-

**B:** Ja, also irgendwie meine Identität und mmh irgendwo auch meine Nationalität oder ja- Also dass das auch irgendwie teils sehr im Vordergrund stand oder auch nicht und ich mich sehr viel damit beschäftigen musste, was Nationalitäten sind und wie die- also wie sie mir auferlegt werden oder auch nicht und wie sie mir abgesprochen werden oder auch nicht. (**I:** Ja.) Klar, damit musste ich mich im- im Zuge meiner Identität auch sehr beschäftigen einfach- oder während des Freiwilligendienstes. (**I:** Ja.) Einfach weil mir oft abgesprochen wurde – ja, hab ich ja schon erzählt – deutsch zu sein. (**I:** Ja.) Und irgendwie ich auch wusste: ok, inwiefern spielt jetzt die gebürtige Nationalität meines Vaters eine Rolle oder nicht (**I:** Mhm, mhm) in dem, wie ich grade anerkannt werde oder nicht oder Probleme verursache als Freiwillige vor Ort oder nicht. (**I:** Mhm) Und auch natürlich Religion. Ok, ich bin selber- bin ich keiner Religion zugehörig in dem Sinne aber ähm Religion hat äh zum Beispiel in Indien ne sehr starke Rolle und hat in dem Freiwilligendienst für die Menschen um mich herum ne sehr starke Rolle gespielt und ähm-

**I:** Was war da so die vorherrschende Religion?

**B:** Mmh Hinduismus (**I:** Ah ja.) sehr viel. Hauptsächlich. (**I:** Mhm) Und äh es gibt sehr viele hinduistische Feiertage, es wird sehr viel zelebriert. Von uns wurde auch erwartet, dass wir nachdem wir über die Tempelschwelle treten, halt eben auch so tun, als würden wir sie berühren und so über unser Dings küssen. (wischt mit der Hand über die Stirn) (**I:** Mhm) Und wir wurden so in Ritualen mit äh integriert. (**I:** Mhm) Ja. Es war eben immer sehr präsent und ich wusste

nicht, wie ich jetzt- Also ich hab auch – zwar in Deutschland hier nicht anerkannt – äh einen Iranischen Pass und bin damit auf Papier Muslima. Und ich wusste auch nicht, wie ich damit umgehen sollte. Klar, ich hab mich nie so richtig zugehörig gefühlt, aber ähm trotzdem ist das irgendwo auch ‘n Teil von mir (**I: Mhm**) und, keine Ahnung, da irgendwie mit umzugehen oder auch nicht, das- Ich hab viel dann auch, weils auch einfach so viel war, so nach hinten gesteckt und äh einfach ja son bisschen mich auf andere Sachen abgelenkt und konzentriert.

**I:** Mhm, mhm. Ok, ok. Ja, ähm. Was mir vorhin noch gekommen ist ähm- Ganz am Anfang meinst du so, dass du halt schon sehr früh irgendwie gemerkt hast, dass du als anders wahrgenommen wirst oder so. Aber dass du halt erst später so gemerkt hast, woran das jetzt liegt und was da irgendwie anders wahrgenommen wird oder so. Ähm. Auch in nem anderen Interview meinte eine ehemalige Freiwillige, dass sie halt vor allen Dingen durch dieses Vorbereitungsseminar zu dem weltwärts-Dienst, wos dann halt auch so ne Antirassismus-Einheit gab, dass sie da halt voll viel so die Sprache gelernt hat, um darüber zu sprechen, was sie erfährt und so. War das bei dir so ähnlich oder-?

**B:** Ja, doch ich würd schon auch sagen, hat definitiv ne wichtige Rolle gespielt. Ähm einfach weil äh ja- ich, wie gesagt- Also, ich finde in der Schule wurde eigentlich nie drüber gesprochen, (**I: Mhm**) kein einziges Mal. Und äh das war damals, glaub ich, auch noch nicht so krass medial präsent und (**I: Mhm**) äh wies jetzt zum Beispiel grade ist. (**I: Mhm**) Also klar, das Vorbereitungsseminar für- war für mich in dem Sinne auch der springende Punkt: ok äh, ich bekomm grad ‘n Werkzeug an die Hand gelegt. Aber es war irgendwo auch unangenehm, weil ich wusste: ok, ich bin grad hier äh die einzige Person äh, die vielleicht als PoC gelesen werden kann. (**I: Mhm**) Ähm und äh irgendwie gucken jetzt alle auf mich und es geht um Rassismuserfahrung (**I: Ja.**) und ich äh will- weiß jetzt eigentlich auch gar nicht, was ich so genau erzählen muss. Und klar, biege ich mich irgendwo zurecht und mach meine Sachen so und so und hab die und die Erfahrung gemacht. (**I: Mhm**) Aber das warn son bisschen so- Klar, es wurd von Anfang an gesagt und das fand ich auch total nett äh- Da ist eine Teamerin auf mich zugekommen und meinte: hey, so und so isses. Morgen sprechen wir über das Thema und das ist halt wahrscheinlich für dich ‘n sensibleres und wenn du nicht möchtest, dann musst du auch nicht teilnehmen, wenn dir was unangenehm ist, kannst du auch gehen. Ähm aber trotzdem wars dann irgendwie- ja komisch, weil man auf einmal mmh nicht mehr so Teil der Gruppe war. (**I: Ja.**) Und weils irgendwie- Klar, irgendwo sitzt- musst ich mich auch als privilegierte und äh ja Rassistin mit dem Ganzen so auseinandersetzen (**I: Mhm**) und irgendwie aber auch in äh immer in der Rolle

als PoC und irgendwie äh ja als äh- als Person, die eben äh auch Rassismus erfährt (**I:** Mhm) und äh- Deswegen wars irgendwie sehr komplex und kontrovers und für mich sehr anstrengend und äh irgendwie wurde dann von mir – hatte ich das Gefühl – erwartet, dass ich irgendwie Erfahrung teil und (**I:** Mhm) äh das hab ich dann auch einfach gemacht, aber ähm das war dann auch irgendwie son bisschen zur Schau gestellt (**I:** Ja.) und irgendwie nicht so angenehm. (**I:** Ja.) Und ich bin da ein bisschen mit nem mulmigen Gefühl raus gegangen. Und wusste: ok, ist halt dann jetzt so und- Aber cool, dass es das gab (**I:** Ja.) und ich hab sehr viel dazu gelernt (**I:** Ja.) und äh tolle Museumsrundschau oder was auch immer wir da hatten noch und so. Aber äh ja. Und auch aufm Rückkehrerseminar hatten wir dann auch mal ne Einheit dazu und das war auch wieder sehr aus der *weißen* Perspektive (**I:** Mhm) und spätestens da hab ich gemerkt: ok, das ist jetzt für mich grade nicht zufriedenstellend. Ähm. Da hat ich aber mit [Therese; Name geändert, S.O.]zusammen das Seminar und das war für uns irgendwie angenehm, weil wir zumindest nicht komplett allein warn. (**I:** Ja, ja.) Da war ich irgendwie auch sehr dankbar. Aber äh klar fragt man sich irgendwie- oder hab ich mich gefragt äh: wie ist es jetzt, wenn ich alleine gewesen wäre? Und wie ist das für zukünftige Freiwillige, die in solchen Situationen allein sind? Und das ist halt schon irgendwie einfach doof und ja. (**I:** Ja.) Ich finde das keine große Sache äh, dann zum Beispiel einfach die- die- die äh Website von Weltwärts in Color zu teilen so, dass die nächsten Freiwilligen Bescheid wissen. Klar, es ist kein großes Ding, und es ist vielleicht nicht das Tollste als Organisation zu sagen: ok, wir können das nicht bieten. Aber irgendwie, find ich, ist es das einzige, [was (...?)

**I:** [Ja, sonst macht man ja gar nichts.

**B:** Ja, eben! (**I:** Ja, stimmt.) Keine Ahnung.

**I:** Ja. Und halt da auch wieder diese Vorannahme: Freiwillige sind *weiß*. (**I:** Ja.) Also machen wir das so und so. (**I:** Ja.) Wenn dann halt jemand dabei ist, auf den das nicht so- so zutrifft, dann-

**B:** Ja. Ja, also es ist nicht so, als ob der SCI nicht gesagt hätte: ok, wir wissen, es ist sehr einseitig aber wir könnens nicht besser machen. (**I:** Ok, ok.) Ok, akzeptier ich aber äh ändert nichts an der Tatsache, dass es einseitig ist. (**I:** Ja.) Also der SCI geht schon sehr kritisch und selbstkritisch damit um (**I:** Mhm) aber trotzdem würd ich mir manchmal wünschen, dass sie sich dann mehr netzwerken. Ich weiß natürlich jetzt nicht, wies in den nächsten- letzten Generationen

war. Ich glaub, es gab nur eine und dann die Infoseminare davor warn eben auch alles so zusammengestüekelt online. (I: Ah ja.) Und ich glaub, da gings auch viel nur in den Globalen Norden. Deswegen weiß ich nicht, wie stark da die Antira-Einheit überhaupt rein ist und ich hatte dann selber auch viel zu tun aber trotzdem würd ich mir das son bisschen- Deswegen fand ichs auch so toll, als ich deine E-Mail gelesen hab und hab sofort geantwortet, weil ich denk: ok, eigentlich müsste das noch viel mehr präsender werden. (I: Mhm) Und es müsste da eigentlich viel mehr Unterstützung für geben. Also sei es finanziell aber auch einfach mehr Verbindungen so zwischen den Entsendeorganisationen, (I: Mhm) dass einfach Menschen sich in solchen Situationen nicht alleine fühlen müssen, (I: Ja, das stimmt.) weil äh ja. Solang es das Konzept weltwärts und äh ja Freiwilligendienst oder, wie auch immer sie es in Zukunft nennen wollen, geben wird, (I: Mhm) ja.

**I:** Ne, verstehe ich total. Deshalb auch nochmal voll cool, dass du hier teilnimmst und dich dann auch in deiner Entsendeorganisation so engagierst.

**B:** Ja. Also grade gar nicht mehr, weil ich irgendwie ziemlich beschäftigt bin mit der Ausbildung.  
[Ja, aber fürs neue Jahr-

**I:** [Ja, aber ich mein, jeder macht das, was es kann.

**B:** Mal gucken.

**I:** Ja. Ne, voll cool. Ja, ähm hast du jetzt noch irgendetwas auf dem Herzen oder im Kopf, das du gerne noch teilen möchtest?

**B:** Uff. Äh. (zuckt mit den Schultern) Ich glaub, so spontan jetzt nicht. (I: Mhm) Ich hab das Gefühl, ich hab sehr viel geredet. (lacht) (I: Sehr cool.) (I lacht) Von daher- (lacht) Ja, ich- ich hoffe einfach, du- du kannst damit was anfangen (I: Auf jeden Fall!) und ich bin gespannt, wies weitergeht. Ich würd mich freuen, wenn du nochmal von dir hören lässt, (I: Ja!) was so draus geworden ist.

**I:** Auf jeden Fall! Ähm, ich würd jetzt hier, glaube ich, kurz die Aufnahme stoppen, dann können wir den Rest noch kurz privat bereden.

### 9.3. Codesystem

<b>Codes</b>	<b>Beschreibung</b>
Hintergrundinfos	Infos zur Person und Eckdaten zum Freiwilligendienst
Motivation	Aussagen, die die Motivation der Freiwilligen für den FWD wiedergeben
Ausland	Aussagen, die den Wunsch, eine Zeit in einem ‚fremden‘ Land zu leben, widerspiegeln
Afrika	Aussagen, die sich auf den afrikanischen Kontinent als Reiseziel beziehen
Ruanda	Aussagen, die sich auf Ruanda als Reiseziel beziehen
Projekt	Aussagen, die sich auf ein bestimmtes Projekt als Reiseziel beziehen
Familie	Aussagen, die den familiären Hintergrund als Anreiz widerspiegeln
Auszeit	Aussagen, die den FWD als Auszeit nach der Schule darstellen
Helfen	Aussagen, die den Wunsch, etwas Gutes zu tun, widerspiegeln
Finanzen	Aussagen, die sich auf die relativ niedrige Kosten im weltwärts-Programm, beziehen
Sicherheit	Aussagen, die sich auf die Betreuung und Begleitung vor Ort im weltwärts-Programm beziehen
Verpasste Chancen	Aussagen, die auf den langjährigen unerfüllten Wunsch nach Auslandserfahrung verweisen
Arbeit	Aussagen, die die Tätigkeiten der Freiwilligen im Ausland beschreiben und sich auf ihr Arbeitsumfeld beziehen
Jugend Association	Aussagen bzgl. Emmas Arbeit in der Jugendorganisation
Dispensary	Aussagen bzgl. Emmas Arbeit im Krankenhaus
Schule	Aussagen bzgl. Emmas und Sandras Arbeit in einer Schule
Kindergarten	Aussagen bzgl. Sandras Arbeit in einem Kindergarten
Außerunterrichtliche Aktivitäten	Aussagen bzgl. Sandras und Amiras Arbeit in der Kinder-/Jugendbetreuung
Tutorials	Aussagen bzgl. Amiras Arbeit in den Nachhilfezentren
Mikrokreditprogramm	Aussagen bzgl. Amiras Arbeit im Mikrokreditprogramm
Gemeindearbeit	Aussagen bzgl. Amiras Tätigkeit in der Gemeindearbeit
Human Wave	Aussagen bzgl. Amiras Einsatzprojekt
Projektarbeit	Allgemeine Aussagen bzgl. der Arbeit aller drei Interviewpartnerinnen in ihren Projekten
Arbeitswert	Aussagen bzgl. der Einschätzung des Mehrwertes der eigenen Arbeit

Erziehung	Aussagen zu Erziehungsmethoden in den jeweiligen Projekten und den Einstellungen der Freiwilligen
Unsicherheit	Aussagen bzgl. der eigenen Unsicherheit im Arbeitsumfeld
Beziehungen	Aussagen, die Beziehungen zu anderen im FWD relevanten Akteur*innen beschreiben
Mitfreiwillige	Beziehungen zu anderen deutschen Freiwilligen derselben Entsendeorganisation
Mitarbeiter*innen	Beziehungen zu Projektmitarbeiter*innen
Kinder	Beziehungen zu den mit denen Kindern, in vielen der Projekten gearbeitet wird
Gastfamilie	Beziehungen zur Gastfamilie
Gastvater	Amiras Beziehung zu ihrem Gastvater
Einwohner*innen	Beziehungen zu weiteren Einwohner*innen im Gastland
Studierende	Sandras Beziehungen zu den Studierenden in ihrer Umgebung
Andere FWD	Beziehungen zu anderen Freiwilligen, die nicht über dieselbe Entsendeorganisation im Land sind
Tourist*innen	Beziehungen zu Tourist*innen im Gastland
Hierarchien	Aussagen, die sich speziell auf die Hierarchien in unterschiedlichen sozialen Kontexten im Gastland beziehen
Eindrücke	Aussagen, die besondere Eindrücke und überraschenden Erkenntnisse im Ausland beschreiben
Ankommen	Aussagen, die sich vor allem auf die ersten Eindrücke im Gastland beziehen
Regionale Besonderheiten	Aussagen, die regionale Besonderheiten oder Unterschiede zu Deutschland betonen
Schulsystem	Aussagen, die vor allem das Schulsystem im jeweiligen Gastland beschreiben
Rassismus	Aussagen, die mit im Ausland oder in Deutschland erfahrenem Rassismus bzw. rassistischen Zuschreibungen zusammenhängen, sich auf den eigene rassistische Denkweisen beziehen oder antirassistische Bildung thematisieren
Rassistische Diskriminierung	Schilderungen von Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung
Rassistischer Blick	Aussagen, die von rassistierten Vorannahmen oder Erwartungen gegenüber den Interviewpartnerinnen handeln
Antirassistische Bildung	Aussagen über die antirassistische Bildung im weltwärts-Programm und deren Auswirkungen
Vorannahmen	Aussagen über die eigenen Vorannahmen über das Leben und die Gesellschaft im Gastland
Weißsein	Aussagen, die sich auf das eigene Verständnis und jenes der Gastgesellschaft von ‚Weißsein‘ beziehen

Eigener Rassismus	Aussagen, die den eigenen Rassismus thematisieren oder erkennen lassen
Gender	Aussagen, die sich auf die eigene Genderidentität beziehen und damit einhergehende Formen von Diskriminierung
Sexistische Diskriminierung	Schilderungen von Erfahrungen mit sexistischer Diskriminierung
Genderrollen	Aussagen, die die Erwartungen und Annahmen an die unterschiedlichen Geschlechter im Gastland und in Deutschland widerspiegeln
Intersektionalität	Aussagen, die die Intersektion zweier oder mehrerer Identitätsmarker verdeutlichen
Körper	Aussagen, die sich auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers/Aussehens beziehen
Zugehörigkeit	Aussagen, die die Zugehörigkeit zu einer ‚sozialen Gruppe‘ verdeutlichen
Status Deutsche	Schilderungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Interviewpartnerinnen als Deutsche betreffen
Deutschsein	Aussagen, die erkennen lassen, was die Interviewpartnerinnen und ihre Kontaktpersonen im Ausland unter ‚Deutschsein‘ verstehen
Status [europäisches Land]	Emmas Aussagen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen als [Angehörige des europäischen Landes] betreffen
[Angehörige des Europäischen Landes]-Sein	Aussagen, die erkennen lassen, was die Interviewpartnerinnen und ihre Kontaktpersonen im Ausland unter [Angehörige des europäischen Landes]-Sein verstehen
Status Iranerin	Amiras Schilderungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen als Iranerin betreffen
Status Tansanierin	Emmas Schilderungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen als Tansanierin betreffen
Integration	Aussagen, die sich auf Emma Integration in die tansanische Gesellschaft beziehen
Status Ruanderin	Sandras Schilderungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen als Ruanderin betreffen
Integration	Aussagen, die sich auf Sandras Integration in die ruandische Gesellschaft beziehen
Status Inderin	Amiras Schilderungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmungen als Inderin betreffen
Status Person of Color	Aussagen, die sich auf die Selbst- Fremdwahrnehmung als Person of Color beziehen
Status Weiße	Aussagen, die sich auf die Selbst- Fremdwahrnehmung als ‚Weiße‘ beziehen
Status Freiwillige	Aussagen, die sich auf die Selbst- Fremdwahrnehmung als Freiwillige beziehen

Status Touristin	Aussagen, die sich auf die Fremdwahrnehmung als Touristin beziehen
Sprache	Schilderungen, die auf die Bedeutung von Sprache im Integrationsprozess abzielen
Aussehen	Schilderungen, die auf die Bedeutung von Aussehen im Integrationsprozess abzielen
Ausschluss	Aussagen, die den selbstgewählten oder zugeschriebenen Ausschluss von einer sozialen Gruppe verdeutlichen
Status Deutsche	Aussagen, die die fehlende Anerkennung als Deutsche thematisieren
Status [europäisches Land]	Aussagen, die die fehlende Anerkennung als [Angehörige eines europäischen Landes] thematisieren
Status Tansanierin	Aussagen, die die fehlende Anerkennung als Tansanierin thematisieren
Status Freiwillige	Aussagen, die die fehlende Anerkennung als oder die eigene Abgrenzung von Freiwillige thematisieren
Status Kurzzeit Freiwillige	Aussagen, die die eigene Abgrenzung von Kurzzeit-Freiwillige thematisieren
Status Touristin	Aussagen, die die eigene Abgrenzung von Kurzzeit-Freiwillige thematisieren
Sprache	Schilderungen, die auf die Bedeutung von Sprache als Marker von Differenz abzielen
Auffälligkeit	Schilderungen über die eigene Auffälligkeit im Gastland als Marker von Differenz
Aussehen	Schilderungen, die auf die Bedeutung vom Aussehen als Marker von Differenz abzielen
Verhalten	Schilderungen, die auf die Bedeutung vom Verhalten als Marker von Differenz abzielen
Selbstwahrnehmung	Aussagen, die Rückschlüsse auf die eigene Selbstwahrnehmung zulassen
Reflexion	Aussagen, in denen der Freiwilligendienst allgemein reflektiert wird
Engagement	Aussagen über das ehrenamtliche Engagement der Interviewpartnerinnen nach dem Freiwilligendienst, aus denen Rückschlüsse auf ihre Selbstwahrnehmung gezogen werden können
Privilegien	Reflexionen über die eigenen Privilegien...
Geld	...im Zusammenhang mit den finanziellen Mitteln, die den Interviewpartnerinnen während des Auslandseinsatzes zur Verfügung standen
Herkunft	Reflexionen über die eigene Herkunft
Familie	Gedanken zur eigenen Familie
Frausein	Reflexionen über die Bedeutung ihres Geschlechts in der deutschen sowie in der Gastgesellschaft
Person of Color	Reflexionen über ihre Identifizierung als Person of Color

Religion	Amiras Reflexionen über die Bedeutung von Religion in ihrem Freiwilligendienst
Entsendeorganisation	Aussagen, die sich auf die EO und damit in Verbindung stehende Rahmenbedingungen beziehen
GIZ	Aussagen zu Sandras Entsendeorganisation, der GIZ
SCI	Aussagen zu Amiras Entsendeorganisation, dem SCI
Seminare	Schilderungen der weltwärts-Seminare
Unterstützung	Schilderungen zur sonstigen Unterstützung der Entsendeorganisationen

#### 9.4. Kurzfassung/Abstract

Die Möglichkeiten für Auslandsaufenthalte jenseits rein touristischer Reisen sind für junge Menschen heutzutage sehr vielfältig. Ob der Schüleraustausch, Au Pair und Work-and-travel, Volontariate und voluntouristische Aufenthalte oder aber das Auslandssemester – es gibt unzählige Angebote für Interessierte, die ihnen den Weg ins Ausland ebnen. Diese Arbeit beschäftigt sich insbesondere mit der Form des Volontariats beziehungsweise der Freiwilligenarbeit. Konkreter wird das vom deutschen Staat geförderte *weltwärts*-Programm ins Zentrum der Forschung gerückt.

Internationale Freiwilligendienste wurden schon auf vielfache Weise wissenschaftlich untersucht und auch das *weltwärts*-Programm stand bereits im Fokus einiger Arbeiten. Jedoch wird die Thematik in dieser Forschung aus einer bislang kaum beachteten Perspektive behandelt. Es geht um die Erfahrungen und die Selbstwahrnehmung von Freiwilligen of Color während eines *weltwärts*-Freiwilligendienstes im Globalen Süden. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wurden die rassialisierten Identitäten von Freiwilligen bislang weitgehend vernachlässigt. Dies erzeugt die Vorstellung, es handle sich bei den jungen Menschen, die einen Auslandsfreiwilligendienst absolvieren, ausschließlich um *weiße* Personen.

Auch um dieser verzerrten Wahrnehmung entgegenzuwirken, wurden in der vorliegenden Masterarbeit insbesondere die Erfahrungen von ehemaligen Freiwilligen of Color mithilfe von halbstrukturierten Interviews untersucht. Außerdem wurde erforscht, welchen Einfluss diese Erfahrungen auf ihre Selbstwahrnehmung genommen haben. Die Ergebnisse sind eingebettet in rassistuskritische, postkoloniale Theorien, Ansätze der Gender Studies und identitätstheoretische Konzepte sowie aus einem intersektionalen Blickwinkel beleuchtet.

Nowadays, the possibilities for stays abroad beyond mere tourist trips are very diverse for young people. Whether it is an exchange year during school, working as an au pair, volunteering or voluntourism, work-and-travel, or a semester abroad – there are countless offers for those interested in an experience abroad. This paper deals with the form of voluntary work in particular. More concretely, the state-supported, german *weltwärts* program is brought into the center of the research.

International volunteer services have already been researched in many ways and the *weltwärts* program has also been the focus of several studies. However, this research examines the topic from a perspective that has hardly been considered so far. It is about the experience and the

self-perception of volunteers of color during a *weltwärts* voluntary service in the Global South. In the academic debate, the racialized identities of volunteers have been largely neglected so far. This creates the idea that young people doing voluntary service abroad are exclusively *white*.

In order to counteract this distorted perception, this Master's Thesis examines the experience of former volunteers of color with the help of semi-structured interviews. It also explores the influence these experiences have had on their self-perception. The results are embedded in post-colonial, race-critical theories, approaches of gender studies and concepts of identity theory. Furthermore, they are examined from an intersectional perspective.